This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

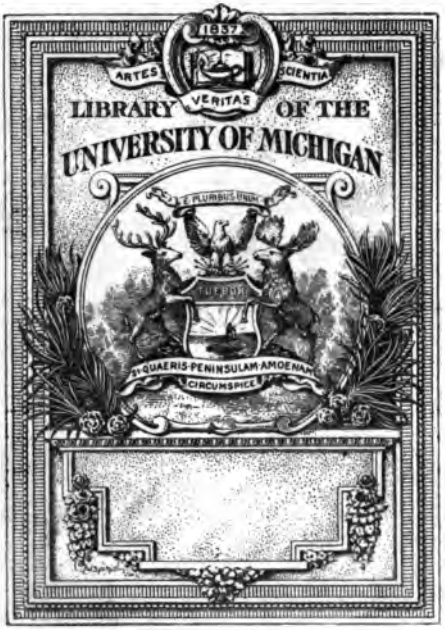
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,454



1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. L. Fritz

830.6 B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage erschien:

Die goldene Gans.

Roman

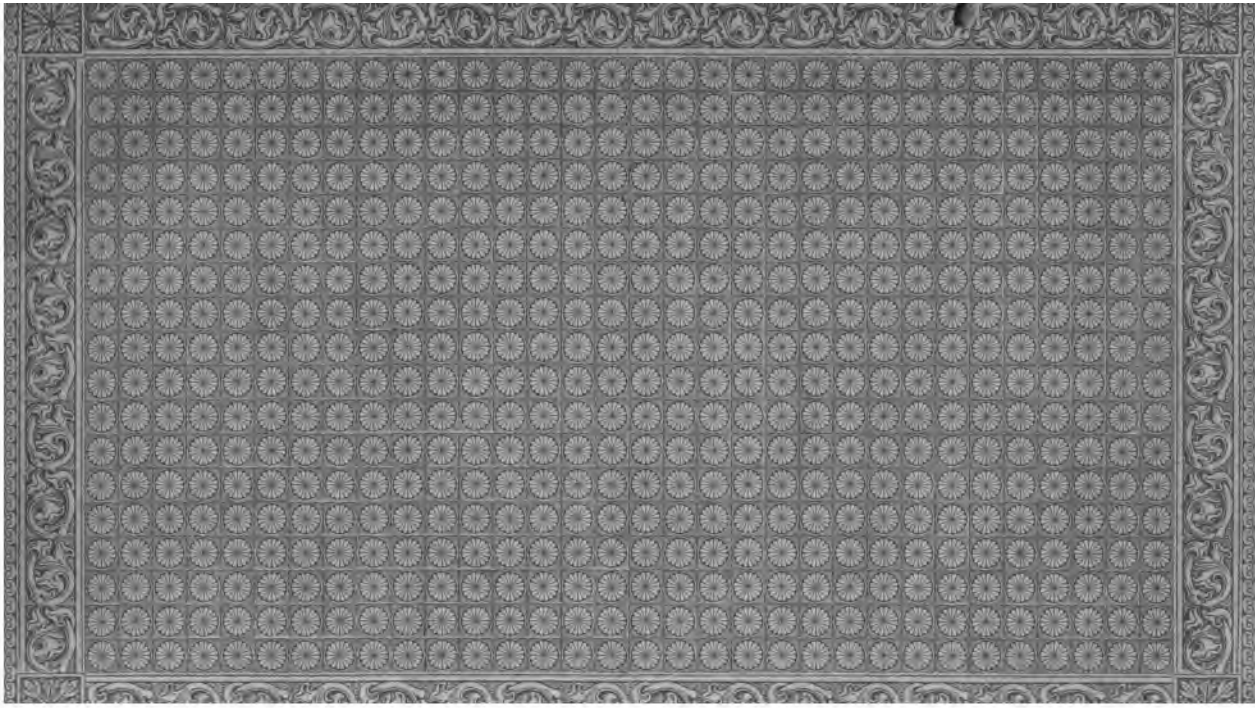
von

Georg Hartwig.

Zwei Bände. Preis broschiert Mark 6.50.

Dieser neueste Roman des bereits durch seine früheren Arbeiten so vorteilhaft bekannten Autors ist besonders glücklich erfunden und in spannendster Weise durchgeführt. In der Heldin des Romanes hat Georg Hartwig eine Frauengestalt geschaffen, deren seelische Entwickelung im Verlaufe ihrer ergreifenden Schicksale zu verfolgen den lebhaftesten Reiz gewährt. Das bedeutende Talent des Verfassers tritt glänzend in dem Romane zu Tage, der ohne Zweifel den Namen Georg Hartwig in den Kreisen deutscher Leser immer mehr in Aufnahme bringen wird.

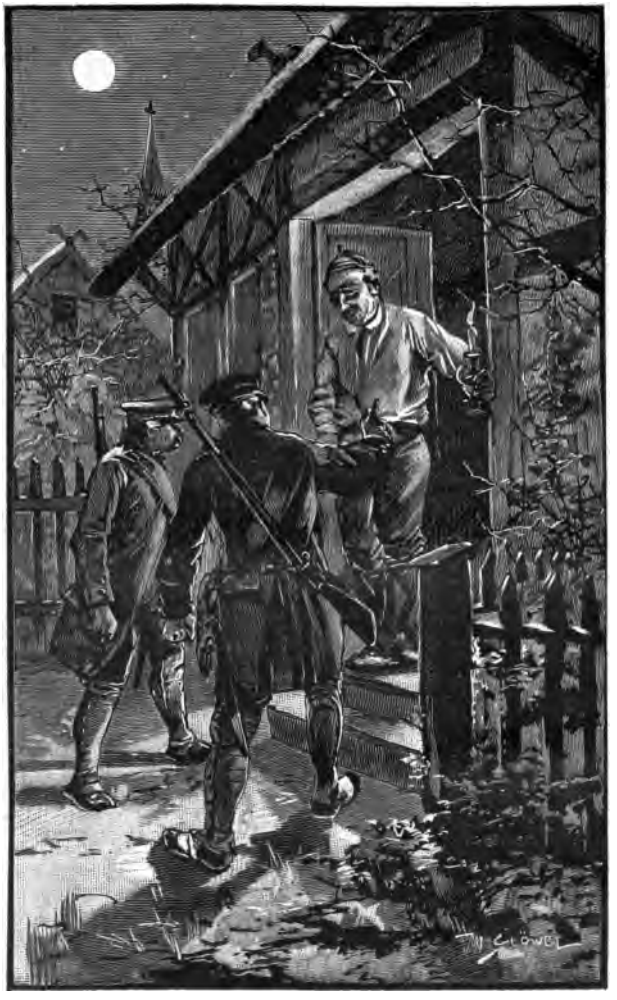
Zu den meisten Buchhandlungen zu haben.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Der Hammelrücken“ von Th. Kabelitz. (S. 77
Originalzeichnung von W. Stöwer.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Achter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Getilgte Schuld. Roman von Johannes Emmer (Fortsetzung) 7

Der Hammelrücken. Eine Wilddiebsgeschichte aus der guten alten Zeit. Von Th. Kabelitz 66
Mit Illustrationen von W. Stöwer.

Ein falsches Signal. Novelle von Reinhold Ortmann 90

Eine Wunderdame. Etwas über moderne Kunststücke. Von Hans Scharwerker 158
Mit 8 Illustrationen.

Stumme Zeugen. Kriminalistische Skizze von Th. v. Wittembergk 178

Wie ein Fernrohr entsteht. Aus dem Gebiete der Präzisionsmechanik. Von Ulr. Myers 190
Mit 10 Illustrationen.

Die „Tannen der Sahara". Botanische Streifzüge von Rudolph Felger 213
Mit 9 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Fouché und sein Schulkamerad 228

Ein origineller Springbrunnen 233
Mit Illustration.

Seite

Das fatale Fremdwort 235
Falken als Depeschenträger 237
Was ein Mädchen Alles lernen sollte! 238
Die Blumenfarben unserer Wiesen 238
Einige Aussprüche von Johann Nestroy 239
Mißverhältniß 240
Scharfrichterhumor 240
Gute Antwort 240

Getilgte Schuld.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Fünftes Kapitel.

Zwanzig Minuten vor halb fünf Uhr stieg Pailer in den eleganten Wagen, dessen Schlag ein Groom ihm öffnete. Als er sich auf den weichen Polstern des Gefährtes streckte, das rasch und fast geräuschlos dahinrollte, da veränderte sich allmälig der Ausdruck seines Gesichtes, es schien mit jeder Minute jünger zu werden, und auch die ganze Haltung wurde eine andere, es war fast so, wie wenn eine welke Pflanze nach einem lauen Frühlingsregen sich wieder aufrichtet. Der Mann, welcher nach der Fahrt den Wagen verließ, glich kaum mehr dem Pailer, der vor einigen Stunden bedrückt und gedemüthigt vor seinem Chef gestanden hatte. Mit leichten elastischen Schritten, in freier selbstbewußter Haltung folgte er dem Diener, der ihn in das Familienhaus Mr. Snyders' geleitete, auf dem Vorflur dann einem anderen Diener einige Worte zuflüsterte, worauf dieser mit einer Verbeugung den Besucher nach einem kleinen Salon führte.

Es war Dämmerung in dem Gemache und aus dem

Kamin strahlte ein röthlicher Schein, obwohl es bereits Ende Mai war. Draußen aber spürte man noch wenig von Lenzluft und Frühlingslicht. Nebeliger Dunst lag über der Stadt und verbarg den blauen Himmel, kühle, feuchte Luft zog durch die Straßen. Die milde Wärme, die der Kamin spendete, that darum wohl; der Duft blühender Gewächse und eines kostbaren Straußes von Rosen, Nelken und Gardenien erfüllte den Raum, und Pailer sog ihn gierig ein. Er ließ sich neben dem Kamin nieder und betrachtete Alles ringsum — nicht mit dem naiven Erstaunen eines von der Pracht Geblendeten, sondern mit den prüfenden Blicken eines Kenners, der sich in solcher Umgebung zu bewegen gewohnt ist.

Blau in allen Abstufungen und Weiß waren die herrschenden Farben, und nach diesen war alles Andere harmonisch gestimmt; ein hoher venetianischer Spiegel warf die bläulichen Lichter wieder zurück, das Eisbärenfell, welches vor einem Ruhebette lag, hob sich von dem graublauen Teppich mit einem gelblichen Tone ab, und zartes Rosenroth in dem Tapetenmuster verstärkte nur die Wirkung der Grundfarben. In matten Silberrahmen waren zwei Bilder gefaßt, welche die Wände schmückten, eine Landschaft von Turner und eine italienische Straßenscene von Leopold Robert. Heiterkeit und Anmuth durchleuchteten den ganzen Raum, dehnten ihn aus, daß man sich frei fühlte, übergossen mit wonnevoller Ruhe das Gemüth des Einsamen, der mit frohen Augen das Ganze betrachtend zu träumen begann.

Ein leichtes Rauschen! Ein schwerer Vorhang an der Längsseite wurde zur Seite geschoben, und dort stand jetzt eine dunkle Gestalt, über deren Haupt nur ein goldiger Schimmer seltsam leuchtete im Reflex des Tageslichtes, das von rückwärts her auf das Haar fiel.

Pailer stand auf und verneigte sich grüßend. Dann

erhob er rasch das Haupt, um die Züge der jungen Dame zu erkennen.

„Mr. Pailer, ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte nachkamen," hörte er sagen und sah die Dame auf sich zukommen. Mechanisch erhob er die Augen und schaute in das Mädchengesicht, das er jetzt erst deutlich sehen konnte, und ein halblauter Ausruf entfuhr ihm. Er glaubte in diesem Augenblicke ein flüchtiges Lächeln zu bemerken, doch war es rasch verschwunden, und mit kühler Höflichkeit lud Miß Snyders den Gast ein, wieder seinen Platz an dem Kamin einzunehmen und setzte sich ihm gegenüber. Er hatte seine Haltung wieder gewonnen und mit voller Unbefangenheit faßte er die Dame nochmals prüfend in's Auge.

„Miß Snyders, Sie sehen mich in hellem Erstaunen; entweder schuf eine Laune der Natur eine seltsame Aehnlichkeit, oder —"

Sie unterbrach ihn lächelnd: „Sie haben Recht, wir sehen uns nicht zum ersten Male."

„Also ich täuschte mich nicht. Vor Allem der Ton Ihrer Stimme war es, den ich nicht vergessen konnte."

„Sie erinnern sich also noch unserer Begegnung?"

„O, ich werde derselben stets gedenken, und ich glaube auch Mr. Snyders."

Sie sah ihn fragend an. „Mein Papa?"

„Gewiß; jene Begegnung kostet mich oder eigentlich zunächst Ihren Vater 18,086 Pfund, 16 Schillinge und 3 Pence, genau gerechnet. Diese Summe schulde ich Mr. Snyders, und bis diese Schuld getilgt sein wird — ich darf also wohl sagen, so lange ich lebe — werde ich stets an den Augenblick erinnert werden, in welchem ich Sie zum ersten Male sah."

„Ich verstehe diese seltsame Geschichte nicht."

„O, entsinnen Sie sich nicht, wo und wie wir uns

trafen? In der Nähe des Kensington Museums war es, Sie gingen mit einer jungen Dame und waren in lebhaftem Gespräche, es schien mir fast, als ob ein kleiner Zwist herrsche. Dies erregte meine Aufmerksamkeit, da ich hinter Ihnen herging. Bei dem Straßenübergang in der Cromwell Road blieben Sie eine Weile stehen, da gerade eine große Zahl Wagen vorüberfuhr, und da hörte ich Sie laut ausrufen: ‚Und ich sage, es ist 47.‘ Ihre Freundin erwiederte etwas darauf, und dann sprachen Sie, wie ich glaubte, etwas zornig: ‚Jedermann wird mir Recht geben, es ist 47.‘ — Eine übermüthige Laune wandelte mich an, und ich erlaubte mir die Bemerkung: ‚Gewiß, es ist 47.‘ Sie wandten sich rasch um und sahen mich mit einem stolzen und zürnenden Blicke an, der mich lächeln machte. Ich lüftete den Hut und sagte: ‚Ich bin bereit, es zu beschwören, daß 47 richtig ist.‘ Darauf nickten Sie mir zu — oder ich glaubte wenigstens, eine solche Bewegung zu sehen — und dann kam ein leeres Cab, das Sie heranwinkten, und ich ging meines Weges weiter zur Station.“

„Das ist richtig, ich war zuerst erzürnt über Ihre Dreistigkeit. Es war nicht Recht, daß Sie unser Gespräch belauschten.“

„Ich hatte nicht gelauscht, Miß Snyders, mein Wort darauf, ich wußte nicht, worüber Sie mit der anderen jungen Dame sich zankten.“

„Wie? Das wäre wahr? Wieso konnten Sie aber dann behaupten — Sie sagten sogar: beschwören — daß ich Recht hätte?“

Pailer lachte. „Verzeihung, es war eben ein Scherz, und ich wünschte, daß Sie mir in's Gesicht sähen.“

„Ah!“ Miß Snyders zog ihre Brauen zusammen.

„Ich bekenne offen und aufrichtig mein Vergehen. — Uebrigens wäre ich wirklich dankbar, zu erfahren, was diese verhängnißvolle Zahl 47 zu bedeuten hatte.“

„Das kann Sie doch nicht interessiren. Und weshalb verhängnißvoll?"

„Weil diese Zahl von jener Stunde an mich gleich einem Gespenst verfolgte. Sie schwebte mir vor den Augen, ich hörte sie aus jedem unbestimmten Geräusch heraus, das an mein Ohr klang, ich summte sie vor mich hin, ich träumte von ihr und leider — schrieb ich sie auch nieder, und dies war das Verhängniß."

Pailer berichtete nun kurz, welches Versehen er begangen und welche Folgen dasselbe gehabt hatte.

„So bin also ich an dem Unglücke Schuld?" bemerkte Miß Snyders mit einer fröhlichen Miene, die nichts weniger als Mitleid verrieth.

„In gewissem Sinne — ja! Sie sehen also, Miß Snyders, daß ich ein gewisses Recht darauf habe, zu erfahren, weshalb die Zahl 47 zu einem Streite zwischen zwei jungen Damen Anlaß gab."

„Ich erkenne dies an, und Sie sollen es erfahren, aber ein andermal! Nein, noch heute, Lucy soll es Ihnen erklären. Sie kommt zum Fünfuhr-Thee, ich werde Sie bitten, an demselben Theil zu nehmen."

Pailer sah einen Augenblick überrascht auf, dann dankte er mit einer höflichen Verneigung.

„Sie werden nun wohl auch zu wissen wünschen, weshalb ich Sie zu sprechen verlangte?" fuhr Miß Snyders fort.

„Ich harre Ihrer Befehle," erwiederte er galant.

„Sie sind ein Deutscher, wie mir Papa sagte."

Wieder nahm Pailer's Gesicht einen unmuthigen Ausdruck an, und etwas rauh klang das kurze „Ja", das er zur Antwort gab.

Sie begann zu seiner Ueberraschung jetzt deutsch zu sprechen. „O, ich liebe sehr die deutsche Sprache, und viel mehr liebe ich noch deutsche Musik. Ich weiß, die Deutschen singen immer."

Pailer mußte doch lächeln über diese Anschauung. „Nun ja, wenn auch nicht immer, so doch bei jeder passenden Gelegenheit."

„Und sie singen schön!"

„Ich danke im Namen meiner Landsleute für diese Schmeichelei, muß aber wahrheitsgemäß bekennen, daß manchmal der Gesang mehr eigenartig als schön klingt."

„Ich lese viel deutsche Bücher, weil ich will die Sprache gut lernen." Sie wies auf den Tisch, der seitwärts stand. „Sehen Sie dort, Mr. Pailer."

Er stand auf und fand in der That verschiedene Zeitschriften und prächtig gebundene Bücher, meist Dichtungen und Reisewerke.

„Ich will jetzt nach Deutschland reisen und dort viel das Volk singen hören," fuhr sie fort. „Zuerst will ich gehen an den Rhein. Sie kennen gut den Rhein, nicht wahr?"

„Ich war nur einmal dort und nicht auf lange Zeit," gab er zur Antwort. Es schien, als wolle er das Gespräch ablenken, denn er fügte rasch hinzu: „Sie sprechen ja vorzüglich Deutsch, Miß Snyders, ich beglückwünsche Sie dazu."

Dies Lob erfreute sie sichtlich, denn sie lächelte ihm zu, fing aber doch wieder an, sich der ihr mehr geläufigen Muttersprache zu bedienen. „Sie glauben also, daß ich die deutschen Lieder gut verstehen werde? Ich meine nicht die, welche man in Konzerten hört, sondern jene, die das Volk singt."

„Gewiß, und wenn auch nicht beim ersten Male, so doch bei der zweiten oder dritten Wiederholung; übrigens wird es den Leuten ein Vergnügen bereiten, sich Ihnen verständlich zu machen."

„Ich wünsche aber auch, das deutsche Land gründlich zu studiren; ich will es ganz genau kennen. Darum habe

ich gedacht, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie sollen mir sagen, was ich vor der Reise lernen muß, um Alles zu verstehen, und dann wünsche ich, daß Sie uns begleiten. Wollen Sie das?"

Pailer sah verwundert auf, dann furchte sich seine Stirne, und in zwar höflichem, aber sehr kühlem Tone erwiederte er: „So weit ich es vermag, will ich Ihnen gerne Rath ertheilen hinsichtlich der Lektüre; zu einem Reisemarschall aber fehlen mir die nöthigen Eigenschaften."

Sie schien ihn zuerst nicht gleich zu verstehen, als sie aber begriffen hatte, was er meine, sagte sie lebhaft: „O, Sie müssen nicht denken, daß Sie ein Diener sein sollen; ich wünsche, daß Sie mich begleiten als Freund."

Er verneigte sich dankend: „Sie erweisen mir eine Ehre, die ich wohl zu schätzen weiß, aber ich bitte Sie herzlich, diesen Gedanken fallen zu lassen, ich kann Ihre liebenswürdige Einladung nicht annehmen."

Miß Snyders sah ihn forschend an; zuerst schien es, als wolle sie zornig werden, dann aber lächelte sie vor sich hin und nickte. „Sie wollen jetzt nicht, Mr. Pailer, gut! Ich werde nicht mehr davon reden. Sie werden aber doch nicht ablehnen, wenn ich Sie bitte, an meinem Fünfuhr-Thee Theil zu nehmen? Ich wünsche, Sie Miß Lucy vorzustellen, meiner Freundin, welche mit mir reisen wird."

Diese Einladung konnte er nicht ausschlagen, ohne unhöflich zu erscheinen, und so folgte er denn Miß Snyders durch eine Reihe mit fürstlichem Prunk ausgestatteter Gemächer in den Theesalon, in welchem bereits eine kleine Gesellschaft versammelt war; vier junge Damen und ein baumlanger, derbknochiger Offizier, Kapitän Fergus, der Bruder Miß Lucy's.

Pailer wurde sofort ganz von Miß Lucy in Beschlag genommen, einer kleinen, ungemein lebhaften Dame, welche zungenfertig und spitzfindig wie ein Rechtsanwalt ein

förmliches Kreuzverhör anstellte, was ihn ungemein belustigte.

Hier in der helleren Beleuchtung des Theesalons konnte er nun auch Miß Snyders genauer betrachten, die mit Anmuth ihres hausfraulichen Amtes waltete. Er war, vielleicht ohne daß er sich dessen recht bewußt war, mit einer gewissen Voreingenommenheit hierhergekommen und prüfte somit ziemlich strenge die äußere Erscheinung der jungen Dame, von welcher Haunold in einem Tone gesprochen hatte, als wäre sie eine Art Sphinx, die Jeden verderbe, der sich ihr nähere. Daß Miß Snyders ihre Freundinnen an Schönheit überrage, mußte er sich zugestehen, obwohl die anderen Mädchen auch jugendfrischen Reiz besaßen. Bei diesen war aber gerade die knospenhafte jugendliche Anmuth die Hauptsache, während Miß Snyders etwas Herbes und Reifes zeigte.

Deutete dies auf einen in sich fertigen willensstarken Charakter, oder kam es daher, daß sie sich ihrer Schönheit zu sehr bewußt war? Diese Frage zuckte flüchtig durch sein Gehirn, doch grübelte er nicht weiter nach einer Antwort. Das schien ihm jedoch gewiß, daß das Wesen dieses Mädchens jedenfalls ein Räthsel berge, das nicht leicht zu lösen wäre.

Die Anderen hatten Alle einen ausgeprägten Charakterzug, Miß Lucy war lebendig wie ein Springquell, etwas vorlaut und neckisch, Miß Ellen war still und träumerisch, Miß Mary von einer stets heiteren Laune und Miß Kate sah ernsthaft darein, sprach so ruhig bestimmt über Alles, als wäre sie eine Professorin der Weltweisheit. Diese Grundzüge ihres Wesens zeigten die Damen stets. Bei Miß Snyders aber konnte ein aufmerksamer Beobachter einen steten Wechsel finden, sie erschien einmal von einer würdevollen ernsten Ruhe, die ihr etwas Majestätisches verlieh, und bald darauf war sie von einer naiven kind-

lichen Fröhlichkeit erfüllt, als hätte man eine übermüthige Pensionsschülerin vor sich, die nur an tolle Streiche denkt. Damit wechselte auch der ganze Ausdruck ihrer Schönheit; das Gesicht blieb zwar dasselbe und erschien doch immer als ein anderes. Pailer fand, daß man die junge Dame bewundern müsse, wenn sie schweige, und in Gefahr sei, den Verstand zu verlieren, wenn sie spreche. Ein junger Mann aber, der im Stande ist, solche Reflexionen anzustellen, während er mit dieser bewundernswerthen, gefährlichen Dame spricht, ist gegen die Gefahr gefeit. Pailer blieb so unbefangen und ruhig, als wäre er in Gesellschaft ehrwürdiger Mütter, und nicht im Salon eines jungen Mädchens, um dessen Gunst sich Hunderte von Männern bewarben, deren Jeder ein gewisses Recht hatte, auf den Korrespondenten hochmüthig herabzusehen.

Zu diesen rechnete sich auch Kapitän Fergus, der mit wachsendem Mißbehagen sah, wie seine Schwester und Miß Snyders mit sichtlichem Vergnügen dem Geplauder des Gastes zuhörten, während er selbst bei seinen Damen nur eine getheilte Aufmerksamkeit fand. Aergerlich entschloß er sich endlich, das Gespräch der Anderen zu stören, indem er an Miß Snyders die Frage richtete, ob sie auch auf den Favorithengst Macdonald wetten würde. In den nächsten Tagen sollte nämlich das Frühjahrs-Meeting stattfinden, und Kapitän Fergus galt in seinen Kreisen als ein Eingeweihter, da er seine freie Zeit — und deren hatte er genug — meist auf dem Turfplatze verbrachte.

„Gewiß, Sie haben ja geschworen, daß Macdonald Alle schlagen werde," erwiederte Miß Snyders lächelnd, „und ich hoffe, daß Sie auch diesmal Recht behalten."

„Wenn ich sage, Macdonald gewinnt, so wird er gewinnen."

„Dennoch möchte ich empfehlen, diesmal Ihre Sympathien Kincsem zuzuwenden," bemerkte Pailer.

Erstaunt sah ihn Miß Snyders an, völlig fassungslos aber der Kapitän. Zuerst brachte er nur einige unverständliche Laute hervor, dann erst stieß er heraus: „Unsinn! Das verstehen Sie nicht!“

Miß Snyders zog die Augenbrauen empor, eine solche unhöfliche Sprache in ihrem Salon war etwas Unerhörtes; sie begriff einfach den Kapitän nicht. Auch Pailer schien etwas befremdet, zuckte aber nur mit den Achseln und sagte ruhig: „Am Renntage wird es sich ja zeigen, wer Recht behält.“

Diese ruhige Art der Abwehr brachte ihm die Genugthuung, daß Miß Snyders erklärte: „Ich werde auf Kinesem wetten, auf Ihre Verantwortung hin.“

„Nur nicht auf meine Rechnung, wenn ich bitten darf, mein Konto ist ohnehin genug belastet,“ entgegnete er, und Miß Snyders lachte darüber hell auf; sie hatte die Anspielung verstanden, welche den Anderen freilich unklar blieb.

Die Theestunde war vorüber, die Gesellschaft ging auseinander, nur Miß Lucy blieb bei ihrer Freundin zurück.

„Findest Du nicht, daß er sich wie ein vollkommener Gentleman benommen hat?“ fragte Miß Snyders.

„Gewiß, man merkt es gar nicht, daß er nur ein Kommis ist,“ war die Antwort. „Ach, ich wünschte, daß Andere auch so wären, man würde sich dann oft besser unterhalten.“

— — — — — — — — — — — —

Pailer schritt indessen vergnügt dem Hause Haunold's zu, sein Gang war elastisch, und stolz trug er den Kopf. Während aber die Damen von ihm sprachen, dachte er nicht mehr an sie; es waren andere Bilder, die ihn beschäftigten.

Haunold bemerkte natürlich sofort, daß sein Gast in gehobener Stimmung sich befinde, und schien gerade nicht sehr erbaut davon zu sein.

„Sie sind wohl sehr freundlich empfangen worden?“

begann er das Gespräch, nachdem sie im Speisezimmer Platz genommen hatten.

„Mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit," bestätigte Pailer, „ich habe mich vortrefflich unterhalten."

„Miß Snyders scheint also starken Eindruck auf Sie gemacht zu haben?"

„Die Dame ist in der That von einer ungewöhnlichen und eigenartigen Schönheit," erwiederte Pailer unbefangen, „übrigens stellte sich heraus, daß wir bereits ein Abenteuer miteinander erlebt hatten."

„Ah, wirklich?" Haunold sah mit Spannung seinen Gast an, der nun kurz zu berichten begann und dann mit den Worten schloß: „Wir lachten herzlich über den Zufall, der uns wieder zusammenführte."

„Zufall? Hm, ich glaube, Miß Snyders hat diesen Zufall arrangirt."

„Wie wäre dies möglich? Und welche Absicht hätte sie dabei geleitet?" fragte Pailer erstaunt.

„Das vermag ich Ihnen genau zu sagen. Sie wissen ja doch, daß alle Angestellten des Hauses alljährlich eine Photographie abgeben müssen. Es ist dies eine Maßregel, deren Zweck leicht zu errathen ist. Sollte einer derselben einen Diebstahl oder eine Unterschlagung begehen, so kann er mit Hilfe dieser Photographie um so leichter verfolgt werden. Diese Photographien sind nun gesammelt in einem Buche, welches der Chef in Verwahrung hat, und wahrscheinlich hat Miß Snyders in demselben auch Ihr Bild gefunden und Sie darnach erkannt."

„Gut, ich will diese Möglichkeit zugeben. Dann aber müßte ich annehmen, daß Miß Snyders ein besonderes Gefallen an meiner Person fand."

„Ich wünsche, daß Sie nicht eitel genug seien, um thörichten Hoffnungen sich hinzugeben," erwiederte sehr ernst Haunold.

„Fürchten Sie nichts; ich werde keine Thorheit begeh
ch habe ja den liebenswürdigen Antrag abgelehnt, A
Snyders' Reisemarschall zu werden."

„Wie? Sie sollten sie auf ihrer Reise begleiten?"

„Deshalb wurde ich ja berufen. Nun aber sagen S
mir aufrichtig, was Ihre Warnungen vor dieser jun
Dame zu bedeuten haben. Sie scheinen dieselbe für e
Art Sphinx zu halten, die Jedem Verderben bringt,
sich ihr nähert."

„Man erzählt, daß ihretwegen schon drei oder r
Duelle stattfanden —"

„Das wäre doch nicht ihre Schuld!"

„Und ein junger Mann aus angesehener Familie
sich erschossen haben ihretwegen. Das Schlimme aber
bei ist, daß man sagt, alle diejenigen, die als ihre Op
fielen, hätten ein gewisses Recht gehabt, sich als Gün
linge der Dame zu betrachten."

„Man sagt, man erzählt! — Was beweist dies? S
mißgünstige Welt ist nur zu geneigt, Schlimmes Jem
dem nachzusagen, der irgendwie vor Anderen hervor
Miß Snyders ist wahrhaftig schön genug, um Neid
Verleumdung herauszufordern und heißblütige Me
zu tollen Streichen zu verleiten. Darf man aber d
einen Vorwurf gegen sie erheben?"

Haunold zuckte mit den Achseln. „Ich hielt
meine Pflicht, Sie zu warnen," erwiederte er küh
nun wollen wir von anderen Dingen sprechen."

Die natürliche Folge dieser Warnung war,
Pailer's Gedanken auf dem Heimwege weit mehr
Snyders beschäftigten, als einige Stunden vo
schmeichelt jedem Mann, und mag er noch so
sein, wenn er entdeckt, daß ein Weib an ih
findet, und „gefährliche" Frauen üben einen
Reiz aus.

Als Pailer das Licht verlöschte und sich auf sein einfaches Lager streckte, da sagte er halblaut vor sich hin: „Schade!“ Dann zog er die Decke hoch und schlief ein, mit dem festen Vorsatz, von den Erlebnissen des Abends nicht zu träumen und sie zu vergessen.

Sechstes Kapitel.

Im Bureau der Firma Snyders raschelten die Federn über das Papier. Auch Pailer schrieb, aber wie es schien, verdrossen. Seit dem Besuche bei Miß Snyders war es mit seiner Arbeitsfreudigkeit nicht mehr weit her.

Ein Diener trat ein und überreichte Haunold einen Pack Briefschaften und Papiere, gleichzeitig legte er einen Brief vor Pailer hin.

Mit einem mißbilligenden Blicke schaute Haunold auf den jungen Mann; er liebte es nicht, daß seine Leute im Geschäfte Privatbriefe empfingen. Pailer hätte das wissen und mindestens die Rücksicht nehmen sollen, den Brief einzustecken, der junge Mann aber öffnete hastig den Umschlag und las, wobei seine Mienen eine gewisse Ueberraschung ausdrückten. Dann reichte er das Blatt Haunold hin.

„Vielleicht wird dies mich in Ihren Augen entschuldigen,“ sagte er lächelnd.

Haunold erstarrte förmlich, als sein Blick die Zeilen überflog, welche lauteten:

„Mein Herr! Ihr Rath war vortrefflich, und ich danke Ihnen dafür. Der Buchmacher zahlte mir 200 Guineen auf Kincsem aus. Kapitän Fergus war sehr zornig, der Arme hat viel verloren und ich habe ihn dazu noch ausgelacht. Auch Miß Lucy, die ebenfalls Ihrem Rathe folgte, läßt Ihnen ihren Dank melden.“ Und darunter stand groß und deutlich der Namenszug Miß Snyders'.

Ohne ein Wort zu sprechen gab Haunold das Blatt zurück und ging kopfschüttelnd an seinen Platz. Er war sehr mißlaunig und verwünschte im Stillen den Einfall des Chefs, diesen Pailer ihm auf den Hals zu schicken. Der junge Mann brachte Unruhe in seine Abtheilung, fügte sich auch nicht so recht in die strenge Zucht, welche in diesem Saale herrschen sollte, und jetzt kamen auch noch solche Geschichten vor. Haunold war entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit zu bitten, den Störenfried zu entfernen.

Es war sicher verzeihlich, daß Pailer einige Genugthuung empfand, als er von dem Siege Kincsem's las. Welch' grimmigen Aerger über dieses unerwartete Ereigniß Kapitän Fergus hegte, das konnte er sich freilich nicht vorstellen. Daß er eine hübsche runde Summe in den Wetten verloren hatte, würde den Kapitän nicht so erregt haben, als der Umstand, daß sein Ansehen als unfehlbarer Turfaugur in Miß Snyders' Augen gründlich zerstört war, und ein armseliger Kommis, der nicht einmal „klubfähig" war, sich als besserer Prophet erwiesen hatte.

Die Wuth brachte auch das Wunder zu Stande, daß Kapitän Feraus einmal wirklich etwas dachte: nämlich sich die Frage stellte, woher denn eigentlich dieser Pailer überhaupt Kenntniß von den Chancen der Rennpferde haben konnte. Merkwürdigerweise war dies Niemand aufgefallen, als Pailer in jener Theestunde Kincsem als Favorit nannte. Freilich wußte der Kapitän jetzt auch keine Antwort zu geben, und es war ein schlechter Selbsttrost, wenn er von einem Zufall sprach. Dafür schwur er dem jungen Menschen für die Unverschämtheit, entweder kluger oder glücklicher gewesen zu sein als er, bei der nächsten Gelegenheit gründlich zu züchtigen.

Davon aber wußte Pailer, der heute emsiger als sonst seine Korrespondenzen erledigte, ebensowenig, wie von einem

Vorgange, der sich zur Stunde in dem Zimmer des Chefs abspielte.

Es kam selten genug vor, daß Miß Snyders ihren Vater in dem Geschäftshause aufsuchte, und dann handelte es sich nur darum, aus irgend einem ungewöhnlichen Anlasse eine gemeinsame Fahrt zu machen. Mr. Snyders war daher mit Recht erstaunt, da seine Tochter als Zweck ihres Erscheinens bezeichnete, daß sie ihm eine wunderbare Mittheilung zu machen habe. In der That, es war etwas Seltsames, was ihm die Tochter jetzt aus einem deutschen Familienblatte — in letzter Zeit las sie ja solche, um sich in der deutschen Sprache zu üben — vorlas.

„Ein Erbe gesucht!" so lautete die Spitzmarke der Notiz, und dann hieß es weiter: „Im Anzeigentheile veröffentlicht das Landgericht Demmin die Aufforderung an einen gewissen Gotthold Wilhelm Pailer, gebürtig aus Hagenmacker, der seit drei Jahren verschollen und angeblich ausgewandert ist, daß er sich melden möge, um eine Erbschaft anzutreten, welche ihm laut Testament eines entfernten Verwandten zufiel. Es handelt sich um ein beträchtliches Vermögen, das auf 800,000 Mark geschätzt wird. Vielleicht kommen diese Zeilen dem Glücklichen selbst oder Jemand, der seinen Aufenthalt kennt, zu Gesicht und Gotthold Wilhelm Pailer kehrt wieder in die Heimath zurück, und zwar froheren Herzens, als er dieselbe verließ."

Unter den Anzeigen befand sich dann der landgerichtliche Aufruf, welcher im trockenen Amtsstyle besagten Gotthold Wilhelm Pailer aufforderte, binnen Jahr und Tag sich zu melden und ferner verkündete, daß Justizrath Hendriks einstweilen als Kurator bestellt sei.

Snyders holte aus einem Fache des Pultes ein Buch hervor, in welchem von sämmtlichen Angestellten die genauen Lebensdaten, ganz so wie in den Protokollen eines

Polizeiamtes, enthalten waren, und verglich die Angaben des Buches mit jenen des gerichtlichen Aufrufes.

„Es stimmt; kein Zweifel, daß es sich um unseren Mr. Pailer handelt! Was hier steht," — er wies auf das Buch — „ist genau nach den Papieren aufgezeichnet, die er vorzeigte. Hm! Wird ihn wohl freuen, wenn er es erfährt." Dann aber sah Snyders etwas mißtrauisch seine Tochter an und bemerkte: „Die Sache hatte aber für uns keine besondere Eile, und es wäre nicht nöthig gewesen, deshalb selbst zu kommen."

Miß Snyders lächelte ganz unbefangen. „O doch, Mr. Pailer schuldet Dir ja, wie ich hörte, eine Summe von mehr als 18,000 Pfund. Ist's nicht so? Nun kann er doch bezahlen."

Niemals noch war Mr. Snyders so stolz auf seine Tochter gewesen, wie in diesem Augenblicke; er hatte sie oft genug überschwänglich bewundern und preisen hören, es hatte ihm bisweilen geschmeichelt, meist aber — vielleicht machte es die Gewohnheit — ihn nicht sonderlich berührt. Was aber jetzt Miß Snyders gesagt hatte, das griff ihm an's Herz. Eine solche Antwort hätte er nicht erwartet, niemals; und nun erst fühlte er so recht, daß sie *seine* Tochter war.

Mit einem liebevollen Blick nickte er ihr zu. „Ich wünschte, alle Väter hätten solche Kinder. Gewöhnlich denken junge Mädchen nur daran, wie sie das Geld ihrer Eltern ausgeben können, aber nicht, ihnen solches wieder in's Haus zu bringen. Nun, es soll Dein Schade nicht sein, ich werde zehn Prozent als Provision auf Dein Konto gutschreiben lassen."

„Willst Du nicht Mr. Pailer verständigen von dem Glücksfalle? Ich glaube nicht, daß er diese Zeitung schon gelesen hat, sie kam erst heute Morgen an."

Snyders hatte schon den Mund zu dem Sprachrohr

geneigt, als er sich besann und den Kopf schüttelte. „Im Grunde ist es nicht passend, daß wir uns um seine Angelegenheiten bekümmern."

„Jemand Freudiges zu verkünden, ist immer passend," war die Antwort.

„Ich möchte wissen, was Pailer thun wird. Wahrscheinlich wird er mein Haus verlassen. Leute, wie er, dünken sich schon ungeheuer reich, wenn sie eine solche Summe ihr eigen nennen und pflegen dann die Lords zu spielen. Uebrigens werde ich ja sehen, wie er seine Schuld regulirt. Es wäre vielleicht gut, bevor er von der Sache etwas erfährt, ein genaues Abkommen zu treffen."

„Ich denke, es ist nicht nöthig, ihm Mißtrauen zu zeigen. Er wird seine Verpflichtungen erfüllen — ich bürge für ihn."

„Du? Hm!" Argwöhnisch sah Snyders seine Tochter an. „Du hegst viel Vertrauen zu diesem jungen Mann, den Du erst einmal gesehen hast. Oder kanntest Du ihn schon früher?"

„Man kann unter Umständen auch nach einer einmaligen Begegnung einen Menschen beurtheilen. Mr. Pailer zeigte sich als vollkommener Gentleman, er hat mir ja auch den guten Rath wegen Kincsem gegeben."

„Nun, deshalb würde ich gerade nicht auf seinen Charakter schwören; aber so seid ihr, mit solchen Dingen kann man euch Mädchen bethören. — Mag es denn sein, ich will ihn rufen."

Durch das Sprachrohr erging die Weisung an Mr. Haunold, den Korrespondenten in das Bureau des Chefs zu senden, und wenige Minuten später trat Pailer über die Schwelle. Er schien etwas erstaunt zu sein, Miß Snyders hier zu finden und begrüßte sie mit zurückhaltender Höflichkeit.

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen," be-

gann der Chef, „ich hoffe, daß sie eine angenehme ist. Vorerst bitte ich, mir noch einige Fragen zu beantworten." Mr. Snyders ließ sich noch einmal die Lebensdaten Pailer's mittheilen, und verglich sie mit jenen der Aufforderung. „Es stimmt Alles," sagte er dann und reichte dem jungen Manne die Zeitung. „Lesen Sie dies. Miß Snyders hat die Notiz gefunden und mich darauf aufmerksam gemacht."

Pailer verneigte dankend den Kopf gegen die junge Dame, las flüchtig den Aufruf des Landgerichtes durch, faltete das Blatt dann wieder zusammen, und sagte mit ruhiger Gleichgiltigkeit nur: „Ich danke Ihnen, Mr. Snyders."

Neugierig hatten die Blicke der Beiden auf ihm geruht, sie hatten erwartet, er werde doch irgendwie eine freudige Bewegung verrathen, und seine Gelassenheit verblüffte sie daher.

„Wir beglückwünschen Sie, Mr. Pailer," sagte der Chef mit etwas unsicherer Stimme; er wußte im Augenblicke nichts Anderes zu sagen.

„Ihre Theilnahme erfreut mich sehr, indessen diese Erbschaft — ich werde sie nicht antreten."

Miß Snyders stieß ein halblautes „O!" hervor und ihr Vater lehnte sich in seinen Stuhl zurück, um besser diesen sonderbaren Menschen messen zu können, welcher 800,000 Mark nicht annehmen wollte.

„Sie weisen diese Erbschaft zurück?"

„Ja, ich habe meine Gründe dazu."

„Hm! Das ist seltsam! Ich habe noch nie gehört, daß Jemand etwas Aehnliches gethan hätte."

„Verzeihen Sie, Mr. Snyders, wenn ich meine Handlungsweise nicht erklären kann; es sind wichtige Gründe, die mich dazu bestimmen."

„Haben Sie bedacht, daß ich ein gewisses Recht hätte,

Erklärungen zu verlangen? In meinen Büchern ist Ihr Konto mit mehr als 18,000 Pfund belastet; jetzt böte sich Ihnen die Möglichkeit, die Schuld zu tilgen, und Sie wollen nicht?"

„Seien Sie versichert, daß ich lebhaft wünsche, mein Konto zu ebnen, und ich würde Alles thun, um dies zu erreichen. Doch auf diesem Wege kann ich es nicht."

„Kann ich nicht! Das heißt: Sie wollen nicht."

„Nun denn, ich will nicht."

Mr. Snyders hatte seit sicherlich dreißig Jahren selbst in den Augenblicken größten Aergers keinen Fluch mehr ausgestoßen, jetzt war aber die Versuchung so groß, daß er ihr fast erlegen wäre. Doch er bezwang sich noch, aber zornig blickten seine Augen, und böse Falten furchten seine Stirne, als er sagte: „Gehen Sie, Mr. Pailer, ich will Sie nicht länger zurückhalten."

Als der junge Mann draußen war, brach der Sturm los. „Ein Narr! Ein vollständiger Narr!" rief Mr. Snyders und lief in dem Gemache auf und ab. Dann blieb er vor seiner Tochter stehen. „Nun, Miß Snyders, wer hat sich verbürgt, daß ich zu meinem Gelde komme? — Ein seltsamer Gentleman, fürwahr!"

„Es ist seltsam, in der That. Jedoch mag er gute Gründe haben —"

„Es gibt keine Gründe, um 40,000 Pfund wegzuwerfen," schrie Mr. Snyders. Plötzlich blieb er stehen, sah eine Weile starr zu Boden und lachte dann kurz auf. „Ich habe ihm Unrecht gethan. Ich bin ein Narr, daß ich glaubte, was er da faselte. Ich wette meinen Kopf, daß dieser Mr. Pailer in den nächsten achtundvierzig Stunden verschwunden sein wird, um nach Deutschland zu gehen, und sich das Geld zu holen. Er fürchtete nur, daß ich eine Sicherstellung verlangen würde, und darum machte er die Flunkerei."

„Meinst Du?“ fragte Miß Snyders.

„Ich bin sicher, daß es so ist,“ erwiederte im Tone vollster Ueberzeugung der Handelsherr.

„Dann bürge ich Dir, daß er seine Schuld bezahlen soll. Erinnere Dich, daß Du mir zehn Prozent Provision versprachst,“ erwiederte lächelnd Miß Snyders, indem sie sich erhob und dem Vater die Hand zum Abschiede reichte.

„Bei Gott, sie ist im Stande, die Sache zu machen,“ dachte der Vater, als Miß Snyders ihn verlassen hatte, „ich wünschte, daß ich einen Sohn hätte von ihrer Art; sie weiß, was ein Penny werth ist.“ Und milder gestimmt durch das Bewußtsein, daß er eine Tochter besitze, welche „Geld zu machen“ nicht verschmähe, ging Mr. Snyders wieder an die Arbeit.

Siebentes Kapitel.

Miß Snyders war nach Deutschland abgereist, darüber war Mr. Pailer froh; und dieser war nicht abgereist, was Mr. Snyders einigermaßen in Erstaunen versetzte. Er hatte so sicher erwartet, daß sein Korrespondent und Schuldner eines Tages verschwunden sein würde, daß ihn dessen regelmäßiges Erscheinen im Komptoir beinahe zu ärgern anfing. Endlich erschien eines Morgens Haunold und meldete, daß sich Mr. Pailer entschuldigen lasse, er könne nicht im Geschäfte erscheinen. Mit einer lebhaften Befriedigung nahm Mr. Snyders die Nachricht entgegen.

„Ich habe es vorausgesehen, ja, ich wußte es, daß es so kommen werde.“ Mit diesen Worten hatte er Haunold unterbrochen, der darüber ein so verblüfftes Gesicht zeigte, daß der Chef beinahe lachen mußte. „Wundert Sie das? Nun, ein bischen Scharfblick darf man dem alten Snyders noch immer zutrauen.“

„Ich bitte um Verzeihung, Mr. Snyders, es ist allerdings erstaunlich, daß — ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll — Mr. Pailer hat sich erkältet."

Jetzt lachte der Chef herzlich. „O, erkältet! Sehr gut, erkältet! Und Sie glauben dies?"

Haunold bewahrte einen unerschütterlichen Ernst und eine respektvolle Haltung; was er aber in diesem Augenblicke dachte, war nicht im Geringsten schmeichelhaft für Mr. Snyders.

„Allerdings glaube ich dies, da Mr. Pailer nur auf meinen bestimmten Wunsch zu Hause — und zwar in meinem Hause — blieb."

„Er ist noch hier, und in Ihrem Hause? Ja, weshalb denn?"

„Mr. Pailer hat gestern Nachts einen Ertrinkenden aus dem Flusse gezogen, und ein kaltes Bad in dieser Jahreszeit könnte immerhin schlimme Folgen haben."

„Jemand aus dem Flusse gezogen? Hm! Das hat er Ihnen wohl erzählt?"

„Ich habe es gesehen, da ich zugegen war."

„Hm! So, so!" Mr. Snyders rieb sich das Kinn, seine gute Laune war mit einem Schlage verflogen, wie Aprilsonnenschein. „Ich finde es sonderbar, daß meine Leute Nachts herumstreifen und sich Erkaltungen zuziehen, indem sie Ertrinkende aus dem Wasser holen, um dann eine Ausrede zu haben für das Fernbleiben aus dem Geschäfte. Sie scheinen mir auch für die Gesundheit dieses jungen Mannes mehr besorgt zu sein, als für meine Interessen. Ich wünsche nicht wieder solche Dinge zu hören, Mr. Haunold!"

Mit dieser Standrede wurde Haunold entlassen, der jedoch die scharfen Vorwürfe sich nicht allzu sehr zu Herzen nahm, er kannte ja genau die Eigenheiten seines Chefs. Allerdings fand er diesmal dessen Benehmen etwas gut

zu absonderlich. Am meisten verdroß ihn vielleicht, daß Mr. Snyders so gar keine Neugierde nach dem Hergange der Sache gezeigt hatte, welche in den Augen Haunold's doch schon darum ungeheuer interessant war, weil er Zuschauer gewesen, oder deutlicher gesagt, weil es überhaupt das erste Abenteuer war, in dem er eine Rolle spielte.

Haunold war Mitglied eines Klubs, in dem er regelmäßig zweimal in der Woche sich einfand, um einige Parthien Schach mit einem alten Freunde zu spielen. Dieser Partner war nun erkrankt, und da Haunold weder seinen Gewohnheiten untreu werden, noch mit dem Nächstbesten spielen wollte, so hatte er Pailer bewogen, ihn zu begleiten. Es war Mitternacht vorüber, als sie den Klub verließen. Ihr Weg führte sie an dem Fluß vorüber, und eben näherten sie sich einer Brücke, als von dieser plötzlich ein dunkler Körper sich loslöste und klatschend auf der Fläche des Wassers aufschlug. Ehe noch Haunold sich des ganzen Vorganges völlig bewußt wurde, hatte Pailer sich seiner Oberkleider entledigt, war über eine Laufplanke auf ein Kohlenschiff, das am Ufer lag, geeilt und von da in die Fluthen gesprungen. Haunold sah, daß Pailer den Ertrinkenden faßte und mit ihm dem Ufer zuschwamm. Als Haunold hinzukam, stand Jener schon auf der Steintreppe des Quai's und zog den Geretteten herauf. Indessen waren noch einige Leute herbeigekommen, auch ein Konstabler fand sich ein, und mit dessen Hilfe brachte man den Verunglückten herauf auf den Straßendamm. Der Gerettete hatte inzwischen das Bewußtsein wieder erlangt und richtete sich auf. Der Schein einer Straßenlaterne fiel jetzt voll auf sein Gesicht.

„Dieser Herr hat Sie gerettet," sagte der Konstabler, auf Pailer deutend.

„Ich bedaure, mein Herr, daß Sie sich meinethalben

Mühe machten; ich denke, Sie hätten sie sich besser erspart," sprach der Fremde.

In diesem Augenblick stieß Haunold einen Schrei aus, und als Pailer sich umsah, bemerkte er, daß Jener blaß war und mit verstörter Miene den Geretteten anblickte.

„Sie kennen ihn?" fragte verwundert Pailer, bekam jedoch keine Antwort, da Haunold sich jetzt an den Konstabler wandte: „Ich werde diesen Herrn nach Hause bringen, hoffentlich haben Sie keine Einwendung dagegen."

„Gewiß nicht," erwiederte höflich der Polizist, der froh war, mit der Sache nichts weiter zu thun zu haben.

„Es thut mir leid, Mr. Haunold, daß ich Ihnen nochmals begegnen mußte, aber es ist wahrhaftig nicht meine Schuld," bemerkte jetzt der Fremde, und Pailer glaubte etwas wie Spott aus den Worten herauszuhören.

„Darüber wollen wir morgen sprechen, Evans," erwiederte ziemlich rauh Haunold, „und nun vorwärts, ich habe nicht Lust, mich auch zu erkälten."

Das Alles war so rasch vor sich gegangen, daß Pailer erst, als er im Wagen saß, über das Gehörte nachdenken konnte, wobei freilich nichts Anderes herauskam, als die zweifellose Thatsache, daß Haunold und der Mann, den er Evans genannt hatte, sich kennen mußten.

Die Fahrt verlief in vollständigem Schweigen, keiner der Drei sprach ein Wort, und erst als das Cab vor Haunold's Hause hielt, erklärte dieser in kurzer bestimmter Weise, er verlange, daß Pailer die Nacht bei ihm zubringe. Die Haushälterin wurde geweckt und mußte rasch die Betten in den Gastzimmern herrichten, während Haunold selbst einen Grog braute, ohne ein Wort zu sprechen, und mit einer Miene, welche den Anderen auch Schweigen auferlegte. Dann wurden sie einfach zu Bette geschickt, und Pailer mußte sich damit bescheiden, daß er vielleicht am nächsten Morgen Aufklärungen über die sonderbare

Geschichte erhalten werde. Er schlief übrigens vortrefflich und kam etwas spät hinab in das Speisezimmer, wo er Haunold traf, der sein Frühstück schon beendet hatte und offenbar nur auf ihn wartete.

„Verzeihen Sie, daß ich mich verspätete; ich bin jedoch bereit, Sie sofort zu begleiten, damit wir nicht zu spät auf das Bureau kommen," begann Pailer.

„Frühstücken Sie nur ruhig, ich wünsche, daß Sie zu Ihrer Erholung daheimbleiben, ich werde im Geschäfte Sie entschuldigen."

„O, ich fühle mich frisch und munter, mir hat die Sache nichts geschadet. Wie geht es aber unserem Findling? Es scheint, daß auch er eines gesunden Schlafes sich erfreut."

„Sie erweisen mir einen Dienst, wenn Sie hier bleiben, um des Anderen willen. Ich werde Sie darum bitten, Acht zu haben, daß ich ihn noch treffe, wenn ich Abends aus dem Geschäfte heimkehre."

„Ah, ich verstehe, ich soll Wache halten, damit nicht etwa Mr. Evans einen Kopfsprung da hinaus mache," und er deutete dabei auf das Fenster. „Nun, er hätte dies ja schon während der Nacht ausführen können —"

„Die Fenster seines Zimmers sind zufällig vergittert, noch von früher her."

„Dann ist allerdings keine Gefahr, so lange er in jenem Zimmer bleibt, ich setze voraus, daß auch keine geladene Pistole an der Wand hängt. Für alle Fälle will ich ihn aber sofort aufsuchen und bei seinem Bette wachen, bis er die Augen aufschlägt."

„Ich werde Ihnen dankbar dafür sein," erwiederte ernsthaft Haunold, und nahm Hut und Stock, welche schon bereit lagen.

Seinem Versprechen gemäß stieg Pailer wieder die Treppe hinauf, öffnete behutsam die Thüre des Zimmers,

in welchem der Gerettete sich befand, und trat ein. Der Mann lag noch im Bette, das Gesicht der Wand zugekehrt, und Pailer setzte sich daher auf einen Stuhl neben dem Fenster, um zu warten, wie sich die Sache nun weiter gestalten würde.

Es währte nicht lange, so drehte der Schläfer sich um, schlug die Augen auf und richtete einen verwunderten Blick auf Pailer.

„Guten Morgen, mein Herr!" sagte Pailer. „Sie sind wohl erstaunt, mich hier zu sehen? Nun, ich wollte mich nur erkundigen, wie Sie sich befänden. Fühlen Sie sich kräftig genug, das Bett zu verlassen und mit mir zu frühstücken?"

„Kräftig?" Evans sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette und reckte seine Arme, die wohlausgebildete Muskeln zeigten. „Ich möchte am liebsten diese Welt in Trümmer schlagen!" Und er führte mit der Faust einen Hieb durch die Luft. Im nächsten Augenblicke klang seine Stimme wieder ganz apathisch. „Doch was nützt das? — Frühstücken? — Nun ja, warum nicht. Soll man sich von seinem Magen auch noch quälen lassen?"

Er fing an, sich anzukleiden, während er dies sprach, mehr vor sich hin murrend, als zu Pailer, welcher ihm lächelnd zusah.

„Ich denke, das Frühstück wird Ihnen wohlbekommen, und damit wird auch Ihre Stimmung sich erheitern."

Der Andere stand jetzt vor dem Waschbecken, wandte sich plötzlich um und fragte kurz: „Was zum Geier hat Sie bewogen, mich aus dem Wasser zu holen?"

„Verzeihen Sie, daß ich nicht vorher anfragte, ob es Ihnen angenehm sei. Es ist leider mein Fehler, daß ich manchmal unbedacht handle. Wahrscheinlich nahm ich an, daß Sie zufällig ausgeglitten seien."

Der Spott in diesen Worten brachte Evans nicht aus

seiner Ruhe; vollkommen ernsthaft erwiederte er: „Ich wünschte diesem Leben ein Ende zu machen, jetzt könnte Alles vorüber sein, und nun —"

Pailer unterbrach ihn: „Ist nicht Alles vorüber, sondern nur eine Thorheit. Ich denke, Sie werden sich mit dem Leben wieder befreunden."

Evans zog seinen Kopf aus dem Waschbecken, und pustete. „Es ist leicht zu sagen: Du mußt leben. Um das ‚Wie' kümmert man sich ja nicht."

„Ich weiß nicht, welche Gründe Sie zu der gestrigen That veranlaßten; was immer es auch sei, kein Grund ist stark genug, um eine Feigheit zu rechtfertigen."

Der Andere lachte höhnisch auf. „Billige Weisheit, die in Moralbüchern sich findet."

Nun wurde Pailer ernst. „Die Ihnen Jemand in Erinnerung bringt, der genau weiß, daß es oft mehr Muth erfordert, zu leben, als den kleinen Schritt in's Grab zu thun."

„Ah! Sie haben auch Erfahrungen gemacht?"

„Vielleicht! — Nun aber würden Sie mich verbinden, Mr. Evans, wenn Sie sich beeilen wollten; ich bin hungrig."

„Offen gestanden, ich auch."

Beide lachten. Evans beendete rasch das Ankleiden, und dann gingen sie hinab in das Speisezimmer, um sich mit vergnügten Mienen zu Tische zu setzen.

Seit dem grauen Alterthume haben schlichte einfache Leute und große Philosophen Zeugniß für die Wahrheit des Satzes abgelegt, daß der Magen, dieses am meisten thierische Organ, eine allgewaltige Herrschaft übt, daß er stärker ist, als alle Weisheit der Vernunft und alle Leidenschaftlichkeit des Gefühles. Es war daher gar nichts Wunderbares darin, daß derselbe Mann, welcher das Leben von sich hatte werfen wollen, jetzt dennoch mit lebhaftem Appetit aß und in dem Maße, als er satt wurde, auch wieder

anders zu denken begann. Pailer, der mit nicht geringerem Appetit das Frühmahl verzehrte, errieth diesen Wechsel der Stimmung aus der allmäligen Veränderung in den Mienen des seiner Obhut Anvertrauten, und war nun überzeugt, daß sein Wächteramt ihm keine Sorge bereiten werde. Er glaubte nun auch Mr. Evans verständigen zu müssen, daß er sich bis zur Heimkehr Haunold's sozusagen als Gefangener zu betrachten habe.

„Mr. Haunold war so besorgt um unsere Gesundheit, daß ich ihm versprechen mußte, dies Haus nicht zu verlassen, bis er sich von unserem Wohlbefinden überzeugt habe. Ich mußte auch für Sie mein Wort geben, hoffentlich haben Sie dagegen nichts einzuwenden."

„Ah, wirklich! Nun, dann müssen wir zusehen, wie wir den Tag verbringen, ohne von der Langeweile getödtet zu werden. Daran scheint mein theurer Oheim nicht gedacht zu haben."

„Wie? Mr. Haunold ist Ihr Oheim?"

„Hat er Ihnen dies nicht gesagt? — Ich bin seiner Schwester Sohn; allerdings standen meine Eltern ebensowenig in seiner Gunst wie ich. Zu begreifen ist dies wohl; wir haben ihn ein hübsches Stück Geld gekostet. — Ach, was waren meine Eltern für leichtherzige, frohsinnige Menschen! Sorglos und darum auch sorgenlos, trotz aller Noth. Sie waren vergnügt, auch wenn nicht ein Heller im Hause war; wurde es zu schlimm, dann ging meine Mutter mit mir zu Haunold; der schalt und jammerte, aber er half schließlich doch. Mein Vater war weder faul noch unbegabt, er hatte nur kein Glück. Seine Aquarelle fanden Beifall bei Kennern, sie zeugen auch von einem tüchtigen Können, und mancher berühmt Gewordene hat nichts Besseres geleistet. Aber er kam nicht in Ruf, daran lag es. Haunold zürnte meinem Vater auch am meisten darob, daß er mich nicht einen nahrhafteren Beruf zu er-

greifen zwang, sondern gestattete, gleichfalls der Kunst mich zuzuwenden."

„Sie sind auch Maler, Mr. Evans?"

„Ja, und ich wäre eigentlich berechtigt, zu hoffen, daß mir zu Theil würde, was meinem Vater versagt blieb: Erfolg und Lohn. Ich habe Anerkennung gefunden und Haunold's Kasse brauche ich nicht mehr in Anspruch zu nehmen."

Pailer schüttelte den Kopf. „Dennoch wollten Sie —"

„Können wir immer selbst begreifen, was in uns vorgeht? Ist's nicht manchmal so, als ob zwei Wesen in uns wären; ein vernünftiges, das erschreckt und hilflos zusieht, wie das andere ungeberdig rast und nicht zu bändigen ist? Dieses andere hat uns ganz in seiner Gewalt, es zwingt uns zu Handlungen, gegen die sich vergeblich die Vernunft sträubt. Das sind die Augenblicke großer Revolutionen, in welchen das Hirn gährt, und das Blut siedet, wo es nur von einem Zufalle abhängt, von irgend einem unberechenbaren, unserem Willen entzogenen Etwas, ob die vernichtende Katastrophe eintritt oder nicht."

„Ich gebe zu, es können solche Stimmungen eintreten," bemerkte Pailer, als der Andere eine Pause machte. „Die Ursache muß aber dann auch eine bedeutsame sein."

„Sie wollen damit andeuten, daß Sie die Ursache in meinem Falle zu kennen wünschen," erwiederte Evans ruhig. „Nun denn, was würden Sie thun, wenn Sie ein Weib lieben, in dem Sie Alles verkörpert zu finden glauben, wonach bewußt und unbewußt die Seele sich sehnt; wenn dieses Weib Ihnen sagt: ‚Wir wollen Eins sein, wenn ich in Dir finde, was ich suche, den gottähnlichen Mann, von dem meine Seele träumt,' und dann eines Tages stolz und hart erklärt: ‚Du bist nicht, wie der sein muß, dem ich mich zu eigen geben will!'"

Pailer schüttelte den Kopf. „Um eines Weibes willen

soll kein rechter Mann sich selbst aufgeben. Nur die Thorheit thut es. Ich spreche aus Erfahrung."

Eine Weile herrschte Schweigen, dann fuhr er fort: „Auch Sie werden es überwinden. Versprechen Sie mir, bevor Sie einen weiteren entscheidenden Schritt thun, mich zu benachrichtigen." Pailer hielt die Hand hin, damit Jener einschlage.

„Ein sonderbares Verlangen!" erwiederte Evans. „Ich soll mich unter Ihre Vormundschaft begeben?"

„Vergessen Sie nicht, daß ich ein gewisses Recht auf Sie habe; ich setzte mein Leben ein, um Sie zu retten."

„Gut, ich will versprechen, was Sie wünschen; mehr aber nicht."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und damit war die Sache abgemacht.

Pailer glaubte nun auch seiner Verpflichtung gegenüber Haunold gerecht geworden zu sein und erhob daher keine Einwendung, als Evans ihn einlud, den übrigen Tag bei ihm zu verbringen. Er hinterließ für Haunold einen Zettel, in welchem er kurz mittheilte, daß er für Evans bürge, nachdem dieser sein Wort gegeben habe, vorläufig keinen weiteren Selbstmordversuch zu unternehmen; Abends würden Beide sich zum Thee einfinden.

Achtes Kapitel.

„Das ist Unsinn!" Mr. Snyders warf einen Brief mit heftiger Geberde auf den Tisch. „Unsinn! Ist es möglich, daß ihr es so sehr um dies Geld zu thun ist? Und warum? Wozu bedarf sie es? — Es ist doch Unsinn!" Er beruhigte sich etwas und las die weitere Korrespondenz mit der sonst üblichen Bedachtsamkeit, bis auf einmal ein Schreiben ihn neuerdings erregte.

„Ein toller Zufall," sagte er vor sich hin und fing an,

zu überlegen. Das letzte Schreiben enthielt die Aufforderung Seitens eines großen Bankhauses in Frankfurt a. M., an einem Finanzgeschäfte Theil zu nehmen und zur Berathung über dasselbe entweder selbst zu kommen oder einen bevollmächtigten Vertreter der Firma zu senden.

Mit einigem Rechte konnte Mr. Snyders von einem tollen Zufall sprechen, obwohl dieses geschäftliche Schreiben in keinerlei direktem Zusammenhange mit jenem Briefe stand, dessen Inhalt er als Unsinn bezeichnet hatte.

Letzterer kam von Miß Mabel Snyders, und enthielt den sehr bestimmt ausgedrückten Wunsch, der Vater möge persönlich Mr. Pailer nach Mainz bringen, wo sie mit ihrer Reisegesellschaft Beide erwarte. Sie empfehle aber auch, um eine Weigerung Pailer's unmöglich zu machen, diesem das Reiseziel gar nicht mitzutheilen, sondern einfach zu sagen, er solle den Chef auf einer Geschäftsreise begleiten.

Es ist zu begreifen, daß diese Zumuthung den ehrenwerthen Mr. Snyders etwas aufregte, und ebenso, daß er den Zufall merkwürdig fand, welcher in der That eine Geschäftsreise nach derselben Gegend nothwendig machte. Nun hätten sicherlich intime Freunde Mr. Snyders' darauf geschworen, daß er schließlich doch dem Rufe Miß Mabel's gefolgt wäre, da der Vater einer einzigen Tochter immer gefügig ist; jetzt aber war es zweifellos, daß er dem Zufall sehr dankbar war, welcher ihm gestattete, seinen Gehorsam gegen die Herrin seines Hauses vor seinem geschäftlichen Gewissen zu rechtfertigen. Demnach gingen noch am selben Tage zwei Briefe ab, deren Inhalt sich in die Worte: „Ich komme" zusammenfassen ließ, und am andern Morgen wurde Pailer zu seinem größten Erstaunen in das Bureau seines Chefs gerufen, wo dieser zu dem verblüfften jungen Manne sagte: „Mr. Pailer, Sie werden mich auf einer Geschäftsreise begleiten; versehen Sie sich

mit dem Nöthigsten, wir werden etwa acht Tage wegbleiben. Finden Sie sich um 8 Uhr 20 Minuten Abends auf dem Charing-Croß-Bahnhofe ein."

Pailer hatte nicht gewagt, zu fragen, wohin die Reise gehe, und sich damit vertröstet, er würde das Ziel schon erfahren. Darin täuschte er sich aber. Als er pünktlich auf dem Bahnhof erschien, fand er Mr. Snyders dort, der die Billets bereits durch seinen Diener hatte besorgen lassen; man bestieg den Zug nach Dover, von hier ging es sofort nach dem Dampfer, in Calais wurde ein Coupé im Schlafwagen genommen, das Mr. Snyders telegraphisch bestellt hatte, und dann schlief Pailer ein. Als er erwachte, war es schon heller Morgen, im leuchtenden Frühglanz lag die Landschaft da, durch welche der Zug dahinbrauste; ein Blick auf die Uhr belehrte Pailer, daß sie Brüssel, welches er als Reiseziel vermuthet hatte, schon längst hinter sich haben mußten. Jetzt rasselte der Zug über die Weichen einer kleinen Station, im Fluge erhaschte Pailer den Namen derselben, es war ein deutscher Name.

Mit einer jähen Bewegung fuhr er zurück und tippte dem schlafenden Mr. Snyders auf den Arm, der jetzt die Augen aufschlug und verwundert in das finstere Gesicht seines Korrespondenten sah.

„Darf ich wohl bitten, mir zu sagen, wohin die Reise geht, Mr. Snyders?"

„Ich denke, dies könnte Ihnen wohl gleichgiltig sein."

„Durchaus nicht, Mr. Snyders. Ich bin kein Waarenballen."

„Nun denn, wir fahren nach Frankfurt."

„Sie sagten doch, eine Geschäftsreise —"

„Jawohl, dies sagte ich, und so ist es. Ich wünsche aber noch etwas zu schlafen."

Mr. Snyders wandte sich um und überließ es Pailer, sich mit der überraschenden Thatsache zu befreunden, daß

er auf deutschem Boden sich befinde. Daß der junge Mann nicht sonderlich freudig gestimmt sei, verrieth der Ausdruck des Gesichtes nur zu deutlich. In Köln benutzte Mr. Snyders den kurzen Aufenthalt, welchen der Wagenwechsel verursachte, um einen Brief in den Schalter des Bahnhofpostamtes zu werfen, dann wurde die Fahrt fortgesetzt. Man kam auch glücklich in Frankfurt an, und Alles schien gut zu gehen, als ein Ereigniß eintrat, das sowohl dem ehrenwerthen Mr. Snyders als seinem Korrespondenten gleich unerwartet zu kommen schien und auch alle Berechnungen der schönen Mabel Snyders vereitelte.

Am Tage nach der Ankunft hatte sich Mr. Snyders zu seinen Geschäftsfreunden begeben, und Pailer ihn dahin begleitet, um, wenn es nöthig sein würde, Aufzeichnungen zu machen. Immerhin hätte er darauf stolz sein können, denn er nahm damit gewissermaßen die Stelle einer Vertrauensperson der Firma Snyders ein. Natürlich wurde er auch zu dem Mahle eingeladen, welches der Geschäftsfreund nach der Berathung gab, und erst Abends kehrten Beide in das Hotel zurück, in welchem sie abgestiegen waren.

Pailer war kaum einige Minuten in seinem Zimmer, als es an der Thür pochte, und ein fremder Herr eintrat, der sich höflich erkundigte, ob er Herrn Gotthold Wilhelm Pailer vor sich habe.

„Ja!" war die unsichere Antwort. „Was wünschen Sie von mir?"

„Ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften, da Sie sich der Erfüllung Ihrer Militärpflicht durch die Flucht in das Ausland entzogen haben." — — — — — —

Am nächsten Morgen stand Mr. Snyders vor dem Polizeipräsidenten, roth im Gesichte vor Aufregung und mit lebhaften Geberden seine Worte unterstützend.

„Man hat Mr. Pailer verhaftet, meinen Sekretär, das kann ich nicht zugeben!"

Der Präsident sah zuerst in einem Journal nach. „Es ist richtig, der Mann ist deutscher Reichsangehöriger und Militärflüchtling. Er wurde bereits der Militärbehörde übergeben."

„Dann gehe ich zu dem Kommandanten!"

Der Präsident neigte leicht das Haupt und zog die Schultern auf. Das hieß: „Thun Sie, was Ihnen beliebt, es nützt doch nichts."

Volle drei Stunden währte es, bis Mr. Snyders bei dem Stadtkommandanten vorgelassen wurde, der mit wohlwollendem Lächeln den erregten alten Herrn anhörte und dann ruhig erklärte: „Den Mann kriegen Sie nicht los! Zunächst muß er seiner Dienstpflicht genügen und zwar drei Jahre."

„Und dann?"

„Dann kommt noch die Strafzeit hinzu. Ueber das Maß derselben habe ich nicht zu entscheiden. Es wird natürlich von den Umständen, die er zu seiner Entschuldigung anführen kann, vor Allem auch von seiner Aufführung abhängen, wie die Strafe bemessen wird."

„Was soll man da thun?" murmelte Mr. Snyders.

„Nichts, mein verehrter Herr. Es ist doch Alles umsonst."

Mit diesem kurzen, aber deutlichen Bescheide wurde Mr. Snyders entlassen.

Wohl oder übel mußte er sich damit begnügen, und in ziemlich schlechter Laune reiste er am nächsten Tage nach Mainz ab, um seiner Tochter die schlimme Nachricht zu bringen.

Mit strahlendem Antlitz empfing Mabel den Vater, und ein zärtlicher Kuß belohnte ihn für seinen Gehorsam.

„Ich hatte nicht gehofft, Dich sobald schon zu sehen. Um so dankbarer bin ich für diese Ueberraschung."

„War eigentlich nicht meine Absicht, aber eine geschäft-

liche Angelegenheit bestimmte mich, vorerst nach Frankfurt zu fahren."

„Mit Mr. Pailer?"

„Wohl, mit ihm."

„Wo ist er?"

„Weiß nicht, vielleicht noch in Frankfurt, vielleicht irgendwo in — nun, kurz herausgesagt, man hat ihn verhaftet."

Miß Snyders wurde bleich und preßte die Lippen fest zusammen. „Doch nicht wegen etwas Schlimmem?"

„Hm, man sagte mir, er sei ein Militärflüchtling."

„Ah! Also das war es! Nun, das ist gut."

„Ich finde nicht, weshalb das gut sein soll."

„Ich bin froh, daß er keinen anderen Grund hatte, weshalb er sich so sehr sträubte, nach Deutschland zu gehen."

Mr. Snyders sah seine Tochter scharf an, die jedoch ruhig den Blick aushielt. „Die Sache gefällt mir nicht. Du hast seltsame Launen, Mabel, und ich will nicht weiter fragen, was diese Laune bedeutet. Ich würde jedoch wünschen, Du dächtest nicht weiter an diesen Mr. Pailer."

„Er ist durch meine Schuld jetzt in eine schlimme Lage gerathen, und nun ist es unsere Pflicht, ihn daraus zu befreien."

„Unsinn! Es ist nichts zu machen," erwiederte ärgerlich Mr. Snyders und berichtete nun über seine kläglich gescheiterten Versuche, Pailer frei zu bekommen.

Aufmerksam hatte Miß Snyders zugehört. „Es ist richtig, man wird Zeit und Geduld bedürfen. Nun, ich habe Zeit."

„Ich aber nicht."

„Du kannst ruhig heimkehren; ich werde Alles besorgen."

„Ich wollte, Du ließest die Hand von dieser Sache."

„Nichts da, Papa; Du wirst mit mir zufrieden sein."

Mit dieſen etwas vieldeutigen Worten ſchloß Mabel die Unterhaltung über Pailer ab. —

Unerfreuliche Gedanken beſchäftigten Mr. Snyders auf der Heimfahrt. Das Intereſſe an dieſem Herrn Pailer, welches Mabel bewies, mißfiel ihm gründlich, und er ſträubte ſich, den Schluß zu ziehen, der ſo nahe lag. Alle Launen und Seltſamkeiten, welche ſeine Tochter jemals gezeigt hatte, rief er ſich in's Gedächtniß zurück, ſuchte alle Gründe hervor, welche gegen jene Annahme ſtritten, die ihm ſo ſchwere Bedenken erregte. War ſeine Tochter nicht ſtolz? Gewiß, ſo viel er wußte, hatte ſie ſtets ſtrenge darauf geſehen, daß nur tadelloſe Gentlemen in ihre Nähe kamen. Sie war verwöhnt, die bedeutendſten Männer bewarben ſich um ihre Gunſt; an Mr. Pailer hatte er nie etwas Bedeutendes zu entdecken vermocht. Er ſagte ſich auch, daß er Mabel ſtets kühl und verſtändig gefunden habe; es wäre daher nicht anzunehmen, daß bloße äußere Vorzüge ſie beſtechen könnten. Kurz er ſuchte ſich zu überzeugen, daß der Charakter Mabel's alle Bürgſchaft biete, daß ſie nicht einen Schritt thun würde, welchen die gute Geſellſchaft mißbilligen müßte; aber es gelang ihm doch nicht recht, den vollen, beruhigenden Glauben zu gewinnen. Niemals hatte er ſich damit abgegeben, Frauen zu ſtudiren, aber jetzt drängte ſich ihm die Ahnung auf, daß man leicht das Weſen eines Mannes, nie aber die Seele eines Weibes ergründen könne.

Neuntes Kapitel.

Welchem Glücksfalle das kleine Städchen D. es verdankte, daß dort der Stab eines Ulanenregimentes ſeinen Sitz hatte, war eine Frage, die ſchon oft beſprochen, aber noch nie gelöst worden war. Unzweifelhaft war die Luft geſund, und nichts gab es, was die Nerven hätte erregen

und abspannen können; man wurde durch keinerlei Zerstreuung abgehalten, sich ganz dem Dienste und den Pflichten zu widmen, und wollten die unverheiratheten Herren Offiziere nicht wider Willen Kapitalisten werden, so mußten sie ab und zu Urlaub nehmen, um ihre ersparten Zulagen irgendwo los zu werden. In dieser Atmosphäre strengster Solidität, welche von dem Kleinbürgerthum ausging, verlor selbst das Spielen seinen Reiz. Dafür galten die Offiziere von D. als die best trainirten Reiter, und wenn einer der Ihren sich bei einem Herrenrennen betheiligte, so trug er in der Regel auch einen Preis davon. Der Grund hierfür lag auf der Hand: die Pflicht war zugleich das einzige Vergnügen.

Im „Goldnen Greifen", dem ersten, weil einzigen Hotel, das übrigens vorzüglich geführt wurde, war das Kasino, hier speisten die unverheiratheten Offiziere, unter diesen auch der Oberst, welcher seit zwei Jahren verwittwet war.

Oberst v. Tillfuß war erschienen, hatte seinen Ehrenplatz eingenommen und dem Aufwärter das Zeichen zum Serviren gegeben.

„Lieber Rainthal," sagte er zu dem ältesten Rittmeister, der zu seiner Rechten saß, „jetzt werden Sie bald hier den Vorsitz übernehmen müssen. Ich erhielt heute Nachricht von meiner Schwester, daß sie in zwei oder drei Tagen mit ihren Töchtern eintreffen werde, um sich meiner anzunehmen, wie sie schreibt. Dann werde ich wieder die Annehmlichkeiten eines eigenen Heims genießen. Und Sie, meine Herren," wandte er sich an die übrigen Offiziere, „können sich freuen, daß Sie den ‚Alten' los werden."

„O," murmelte die Tafelrunde, um damit gegen diese Annahme zu protestiren, und Rittmeister Rainthal gab diesem Proteste wörtlichen Ausdruck. „Seien Sie überzeugt, Herr Oberst, daß wir Sie schwer vermissen werden. So

lebhaft wir bedauern, daß wir Sie nicht mehr in unserer Mitte sehen sollen, so freuen wir uns doch andererseits, daß wir wieder einmal liebenswürdige Damen in D. begrüßen dürfen."

„Pst! Seien Sie nicht ungalant gegen die Damen unserer Kameraden. Was würden diese sagen, wenn sie Ihr ‚wieder einmal' gehört hätten."

Der Oberst schmunzelte, Rittmeister Rainthal zog die Schultern hoch, und die Anderen lächelten. Es war ein boshaftes Lächeln, aber man durfte es entschuldigen. Das Geschick hatte es so gefügt, daß die Damen, von denen die Rede war, gewiß eine Reihe vortrefflicher Eigenschaften besaßen, aber liebenswürdig konnte man sie nicht nennen.

Sekondelieutenant v. Glockthurn, der als der Jüngste seine Suppe zuletzt bekam, dafür aber das stillschweigend anerkannte Vorrecht besaß, vorlaut zu sein, erlaubte sich, von diesem Rechte Gebrauch zu machen.

„Na, bei den Kameraden werden wir Sie nicht verrathen, Herr Rittmeister; aber hatten Sie schon vergessen, wovon wir vorhin sprachen?"

„Nun, wovon sprachen die Herren? Wahrscheinlich von den fremden Damen! Es scheint, daß man sich lebhaft für dieselben interessirt."

„Riesig, Herr Oberst! Verdienen es übrigens, auf Ehre!" antwortete v. Glockthurn.

„Unser liebes D. muß doch besondere Reize haben, von denen wir bisher nichts ahnten, wenn sogar Engländer hier sich ansiedeln," bemerkte der Oberst.

Rainthal wirbelte die Enden seines Schnurrbartes.

„Na, Naturreize! Daran glaube ich doch nicht recht. Weiß Gott, was diese Gesellschaft hier sucht."

„Uns natürlich!" rief v. Glockthurn, was zustimmendes Lachen erregte.

„Hm! Ist auch Alles richtig?" fragte Herr v. Tillfuß.

„Ich möchte nicht wünschen, daß Abenteurer hier sich Opfer suchen und finden."

„Keine Sorge, Herr Oberst," beeilte sich mit auffälligem Eifer Rainthal zu erwiedern, „der Bankassessor theilte mir mit, daß bei der Bankstelle eine Summe hinterlegt ist, welche hier loszuwerden wirklich eine Kunst sei. An die zehntausend Thaler oder noch mehr! Papiere und dergleichen auch in Ordnung."

„Stimmt!" warf der Lieutenant ein.

„Die Herren sind ja schon merkwürdig genau unterrichtet," lächelte der Oberst. „Begreife es übrigens; es sind brillante Erscheinungen, besonders die Eine; habe lange schon so etwas Feines nicht gesehen. Welche Rolle spielt denn eigentlich der Begleiter?"

„Ein sogenannter Vetter; scheint übrigens höllisch kurz gehalten zu werden. Nennt sich Kapitän Fergus, wahrscheinlich so ein Offizier mit gekauftem Patent, weiß wahrscheinlich nicht, wie eine Kaserne oder ein Exerzierplatz aussieht."

In diesem Augenblicke neigte sich der Aufwärter, welcher die Teller wechselte, zu dem Ohre des Lieutenants v. Glockthurn und flüsterte ihm etwas zu.

Der Offizier sprang auf: „Meine Herren, sie kommen!" und er eilte an das Fenster, welches offen stand, um die milde, würzige Frühlingsluft einzulassen. Natürlich folgten die Anderen seinem Beispiele; nur der Oberst mahnte: „Aber, meine Herren, was werden die Damen denken?"

Eine halbe Minute später aber stand auch er an dem anderen Fenster und zwar ganz vorne, da Rainthal ehrerbietig zurückgetreten war.

In der That kamen die Straße herab zwei junge Damen, Miß Snyders und Miß Lucy, gefolgt von dem langen Kapitän, der ziemlich gelangweilt und hungrig aussah. Jetzt waren sie unter den Fenstern; es war unmög-

lich, es nicht zu bemerken, daß Leute an denselben standen. Miß Lucy lächelte, Mabel aber hob ruhig ihr Haupt und sah nicht minder ruhig die neugierigen Herren an, Einen nach dem Anderen, bis zu dem Obersten; dieser neigte unwillkürlich das Haupt wie zum Gruße. Gemessen schritt noch Kapitän Fergus vorüber, mit seinen Glotzaugen die Offiziere förmlich photographirend, welche seiner jedoch kaum achteten.

„Ich gratulire, Herr Oberst," sagte Rainthal zurücktretend. „Der Blick galt Ihnen, und was für ein Blick!"

„Es scheint fast, daß ich ein ernster Konkurrent für Sie werden könnte, mein lieber Glockthurn, trotzdem ich etliche Jahrzehnte mehr zu tragen habe," sagte Herr v. Tillfuß, auf den Scherz eingehend.

„Dafür haben der Herr Oberst fünf Chargenlängen voraus, dadurch gleicht sich das wieder aus!" erwiederte kühn der Lieutenant, was ihm Seitens des Rittmeisters einen mißbilligenden Blick eintrug.

Der Oberst nahm jedoch die kecke Antwort nicht übel, sondern bemerkte lachend: „Weiß Gott, ich würde gerne tauschen. Sie können wohl Oberst werden, aber ich leider nicht mehr ein junger Lieutenant."

Die anderen Herren hatten indessen lebhaft durcheinander gesprochen; es galt die Frage, wie „heranzukommen" sei.

Lieutenant Glockthurn rief den Aufwärter herbei: „Die Engländer speisen regelmäßig oben?"

„Jawohl, so viel ich hörte, haben sie Pensionspreise abgemacht."

„Gut. Der Wirth soll kommen."

Glockthurn stand auf, ging zu einem Nebentischchen, auf welchem Schreibzeug stand, drehte ein Briefblatt zu einer Rolle, tauchte sie in das Tintenfaß und strich dann ein paarmal kreuz und quer über die Tapeten.

„Zum Teufel, Glockthurn, was treiben Sie da?“ riefen die Kameraden.

Mit einer würdevollen Handbewegung winkte er ab. „Warten!“

Der Hotelbesitzer trat ein, und der Lieutenant wandte sich an ihn. „Hören Sie 'mal, die Stube da ist schon ganz verräuchert, ein reiner Skandal. Es fällt Ihnen natürlich nicht ein, Ihre Höhle menschenwürdig zu gestalten; aber jetzt werden Sie wohl daran müssen“ — er deutete auf die Tintenstriche an der Wand — „geht übrigens auf meine Rechnung. Lassen Sie morgen die Geschichte machen.“

Der Hotelbesitzer begann sich zu entschuldigen, er hätte selbst gerne das Speisezimmer verschönern lassen, aber die Sache währe doch einige Tage, und da müßten die Herren den allgemeinen Speisesaal benutzen, was ihnen vielleicht nicht angenehm wäre.

„Wir werden natürlich inzwischen oben speisen,“ fiel ihm der Lieutenant in die Rede. „Sie brauchen sich auch keine besondere Ungelegenheiten zu machen, während der paar Tage nehmen wir mit den anderen Gästen an der Tafel Platz. Vergessen Sie nicht, wir wollen keinen besonderen Tisch!“

Der Wirth ging, und stolz nahm der Lieutenant wieder seinen Stuhl ein.

„Bravo, Glockthurn!“ schallte es unter Lachen ihm entgegen. „Eine schneidige Idee!“

„Für das Herankommen habe ich gesorgt, das Weitere wird sich finden,“ erwiederte er.

Nach dem Mahle verließen die Offiziere das Hotel, der Oberst ging heim, von Rainthal und seinem Adjutanten begleitet, die Anderen blieben noch vor dem Thore stehen, unter dem Vorwande, daß sie noch Einiges über den nächsten Ausritt zu besprechen hätten, in Wahrheit aber, um die Damen vorbeipassiren zu lassen.

„Wenn die Unterhaltung englisch geführt werden muß, dann steht es schlecht," sagte ein Premierlieutenant. „Das bischen Kenntniß von der Schule her ist schon längst verdunstet."

„Wir blamiren uns schauderhaft," bestätigte ein Anderer. „Wie ist's denn bei Dir, Glockthurn."

„Verstehe kein Wort! Außer französisch, womit wir gedrillt wurden, habe ich noch russisch getrieben, und da blieb keine Zeit mehr für etwas Anderes. Ist mir aber ganz egal, es gibt ja ein Volapük für Damen!"

Ein Unteroffizier war herzugekommen und hatte einem der Herren eine Meldung erstattet. Glockthurn rief jetzt diesen an.

„Lehmann, Sie sind ja ein findiger Patron. Haben Sie schon die Fremden gesehen, die draußen die Villa gemiethet haben?"

„Zu Befehl!"

„Sehen Sie 'mal zu, daß Sie herausbekommen, ob sie deutsch sprechen."

„Zu Befehl, die Damen sprechen sehr gut deutsch!"

„Alle Wetter, woher wissen Sie das!"

„Habe selbst mit den Damen gesprochen."

„Na, da haben Sie aber ein unverschämtes Glück. — Wie kam das?"

„Gestern Abend begegnete ich der Gesellschaft, und da redete mich die eine der Damen an."

„Was wollte sie denn?"

„Sie stellte nur so komische Fragen, wollte wissen, ob bei uns die Leute wirklich grausam gehalten würden. ‚Nanu,' sagte ich, ‚Menschenfresser sind wir doch nicht!' Aber der Dienst sei doch hart, meinte sie, und es müsse wohl einem feinen Menschen schwer werden, und was dergleichen Redensarten mehr. Zuletzt fragte sie, ob ich meine Leute recht gut behandle. Wenn die Kerls parirten, sagte ich,

und keine Schmierfinken seien, dann hätten sie es ganz gut. Na, und dann sagte sie, ich solle ja recht menschenfreundlich sein und nicht zu strenge, und sie würde sehr dankbar dafür sein, und —"

„Na, dann gab es wohl etwas?" fragte Glockthurn.

„Zu Befehl!"

„Gut, Sie können gehen, Lehmann." — Glockthurn wandte sich an die Kameraden. „Was meint ihr dazu?"

„Scheint wohl eine humanitätsdusselige Miß zu sein," murrte der mißtrauische Premierlieutenant. „Kümmert sich um Dinge, die sie nichts angehen."

„Hm, ich denke, sie sucht Fühlung, rekognoszirt das Terrain. Gutes Zeichen. — Pst! Da kommen sie."

Die Offiziere traten etwas zurück und ließen die Damen vorüber; Lieutenant v. Glockthurn nahm sich natürlich heraus, zu grüßen. Miß Snyders achtete doch zu sehr die heimischen Regeln der Gesellschaft, um den Gruß eines „nicht Vorgestellten" zu erwiedern, jedoch ihr Auge dankte und zwar in einer Weise, daß der junge Lieutenant roth vor Stolz und Vergnügen wurde. Kapitän Fergus schritt auch diesmal hinterher, den Kopf hoch und geradeaus auf die gegenüberliegende Hauswand schauend, nicht ein Blick fiel auf die Offiziere, so daß der eine Premierlieutenant ärgerlich bemerkte: „Ein unverschämter Mensch! Es juckt Einen förmlich, mit dem Kerl anzubinden!"

„Verdirb uns nicht das Spiel," rief ihm Glockthurn zu, „wir müssen nun einmal diesen Vetter mit in den Kauf nehmen."

„Na, dann nimm ihn für Dich!" war die Antwort.

Man lachte und ging auseinander; voll Hoffnungen und Erwartungen für den nächsten Tag, wie man einander versicherte.

Auch unter guten Freunden und den besten Kameraden gilt leider der Satz, welchen der naive Volksmund der

Gebirgler in die Verse einkleidete: „A bisl a Lieb, und a bisl a Treu, und a bisl a Falschheit is allweil dabei."

Ganz zufällig — natürlich — kam Lieutenant Glockthurn auf die Stube des Unteroffiziers Lehmann, und so nebenher fiel ihm ein, zu fragen, ob Lehmann vielleicht eine Ahnung habe, wann und wohin die englischen Damen spazieren gingen. Lehmann hatte in der That eine Ahnung und theilte sie pflichtgemäß dem Lieutenant mit, fügte aber den fatalen Nachsatz hinzu: „Die anderen Herren haben mich auch schon darnach gefragt."

In der That sah man gegen sechs Uhr einen der Offiziere nach dem Anderen zu Pferde auf dem Wege erscheinen, der im Westen des Städtchens zwischen Feldern und Gärten nach einigen kleinen Waldbeständen führte, welche einzelne Bodenwellen krönten. Man that erstaunt über das nicht verabredete Zusammentreffen, ärgerte sich im Stillen und lachte schließlich.

„Jetzt fehlt nur noch Glockthurn," bemerkte einer der Herren, „ich wette, er wird gleich in Karrière daher kommen."

Diesmal irrte sich der Kamerad, Glockthurn kam nicht, ebensowenig aber zeigten sich die Fremden.

Der Lieutenant war mit einigem Recht ärgerlich darüber, daß die Anderen auf denselben Gedanken gekommen waren, was dessen Güte erheblich beeinträchtigte. Als er daher ausritt, schlug er absichtlich einen anderen Weg ein, um wenigstens ungestört darüber nachsinnen zu können, wie später den Anderen ein Vorsprung abzugewinnen wäre. Das launische Glück sollte diesmal seine Selbstverleugnung belohnen. Er ritt eben auf einem schmalen Feldwege neben einem kleinen Wasserlaufe dahin, als er plötzlich die beiden Damen sich entgegenkommen sah. Eine solch' unerwartete Gunst des Zufalls nicht auszunützen, wäre unzweifelhaft ein Verbrechen gewesen, dessen Lieutenant v. Glockthurn

nicht fähig war. In scharfem Trab ritt er vorwärts, bis er etwa zehn Schritte vor den Damen an einer Stelle, wo der Steig hart an dem Wasserlauf hinführte, das Pferd parirte und aus dem Sattel sprang. Dann drängte er das Roß etwas in das Ackerfeld und legte nun grüßend die Hand an die Mütze.

„Verzeihung, meine Damen, daß ich den Weg beenge; befürchten Sie jedoch nichts, Mustapha ist fromm."

„O, ich fürchte nicht Pferde. — Was für ein feines Thier!" Miß Snyders hatte mit leichtem Neigen den Gruß erwiedert und dann lächelnd diese Worte gesprochen.

„Gestatten die Damen, daß ich mich vorstelle: v. Glockthurn."

Wieder ein kurzes Neigen und ein schalkhaftes Lächeln. „Müssen wir auch unsere Namen nennen?"

Der Lieutenant lachte fröhlich: „Nein, meine Damen, ich bin bereits orientirt, wie Ihr Scharfsinn es errieth. Sie interessiren sich für Pferde, meine Gnädige?" setzte er hinzu, da Miß Mabel den Hals Mustapha's streichelte.

„Ich liebe sehr das Reiten." Und zu der Freundin sich wendend: „Es ist schade, Lucy, daß wir unsere Pferde nicht mitnehmen konnten."

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen und meiner Kameraden Stall zur Verfügung zu stellen? Es wird uns kolossal freuen, den Damen unsere Dienste widmen zu dürfen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr!"

„Abgemacht also! Morgen lasse ich Ihnen meinen Harold bringen, und für Fräulein Lucy wird Rainthal seine Favorita satteln. Befehlen Sie nur, zu welcher Stunde!" Er hielt Miß Snyders die Hand hin, in welche sie nach einigem Zögern die ihre legte.

„Ich danke Ihnen sehr. — Sagen wir sieben Uhr, Lucy, nicht? — Paßt Ihnen diese Zeit, mein Herr?"

„Ganz zu Ihren Befehlen, meine Damen! Der Herr Oberst muß mich morgen vom Dienst beurlauben —"

„Wird er dies thun? Ist er auch ein liebenswürdiger Mann?"

„Gewiß, mein Fräulein."

„O, das freut mich zu hören. — Auf Wiedersehen, mein Herr!"

Sie nickte ihm zu und schritt vorwärts, Lucy folgte ihr. Lieutenant Glockthurn war zwar nicht sehr erfreut über diese rasche Beendigung der Unterhaltung, mochte vielleicht auch im Stillen gehofft haben, daß er die Damen werde begleiten können, mußte sich aber fügen, wollte er nicht aufdringlich erscheinen. Immerhin durfte er mit seinem Erfolge zufrieden sein. So stieg er denn ziemlich vergnügt wieder in den Sattel und trabte auf dem nächsten Wege dem Städtchen zu, um schleunigst — Damensättel zu besorgen. Als die Kameraden etwa eine Stunde später heimkehrten, stand Glockthurn vor seinem Quartiere und ließ sich von seinem Burschen den Goldfuchs Harold vorreiten, dem ein Damensattel aufgelegt war.

„Was zum Teufel soll dies bedeuten?" rief man ihm lachend zu; der Ulan als Dame bot einen komischen Anblick.

„Nur eine Probe; will sehen wie Harold als Damenpferd geht. Morgen früh will Miß Snyders ihn reiten. — Apropos, habt ihr Rainthal nicht gesehen? Er muß seine Favorita für Miß Lucy hergeben. Es ist kaum eine Stunde her, daß ich dies mit den Damen abmachte."

„Höre 'mal, Glockthurn, Glück hast Du mehr, als Du verdienst! Wie ging denn das zu?"

Glockthurn lächelte verschmitzt. „Will euch beim Abendessen die Geschichte erzählen. Jetzt muß ich Rainthal aufsuchen und unseren Oberst; brauche für morgen Urlaub."

„Wenn Du ein ehrlicher Kamerad sein willst, so besorge ihn auch für uns."

„Will's versuchen!"

Zehntes Kapitel.

„Meine Damen," sagte Oberst v. Tillfuß, indem er sich galant verneigte, „ich muß gestehen, der kommandirende General könnte kein lebhafteres Interesse für unsere Kaserne bethätigen, als sie es thun. Nun, wie gefiel es Ihnen, Fräulein Snyders?"

„O, sehr gut! Ich habe mit Vergnügen Alles gesehen."

„Wahrhaftig Alles! Sie erließen mir nicht den verborgensten Winkel. Es war eine sehr eingehende Besichtigung!" Oberst v. Tillfuß lachte. „Von meiner Nichte wundert es mich schließlich nicht, daß sie sich für uns Soldaten interessirt, das steckt so im Blute bei unserer Familie, aber ich hätte nicht gedacht, daß auch eine Tochter des freien Albion uns so viel Aufmerksamkeit erweisen würde."

„Ich habe lange gewünscht, dies Alles kennen zu lernen, und danke Ihnen sehr für Ihre Freundlichkeit, Herr Oberst, und" — sie wandte sich etwas um nach den anderen Offizieren — „auch allen Herren."

Seit länger als einer Woche bestand zwischen den Bewohnern der Villa und dem Offizierkorps der Ulanen ein lebhafter geselliger Verkehr, den angebahnt zu haben Lieutenant Glockthurn als sein Verdienst beanspruchte. Der Lohn für dieses Verdienst wurde ihm aber sehr streitig gemacht, die Kameraden räumten ihm nicht im Geringsten das Feld, und der gefährlichste Nebenbuhler schien Oberst v. Tillfuß zu sein. Dessen Schwester und Nichte waren ebenfalls bereits angekommen, und letztere hatte sich mit den beiden jungen Engländerinnen schon befreundet. Frau v. Steinberg hatte allerdings zuerst einige Zurückhaltung

beobachtet, bis sie sich an die freie ungezwungene Art der Miß Snyders gewöhnt hatte; aber da ihre sehr eingehenden Erkundigungen über die Fremden nichts Bedenkliches zu Tage gefördert hatten, so gestattete sie ihrer Tochter Else um so lieber den Verkehr mit den jungen Damen, als sie von der lebendigen Fröhlichkeit derselben eine günstige Wirkung auf die melancholische Stimmung Else's erhoffte. Miß Snyders hatte Leben und Bewegung in die kleine Gesellschaft gebracht, Lieutenant Glockthurn bemühte sich auch redlich, allerlei zu arrangiren — man müsse den Damen doch etwas bieten, sagte er — und vorläufig hatte es noch nicht an Unterhaltungen gefehlt. In den letzten Tagen hatte nun Miß Snyders auch den Wunsch geäußert, einmal die Kaserne besichtigen zu können, und Oberst v. Tillfuß war galant genug, diesem Wunsche zu willfahren.

Unter seiner Führung und geleitet von einer Anzahl Offiziere, hatten die Damen an diesem Tage die ziemlich weitläufigen Räume der Kaserne und die Stallungen durchwandert; auch Kapitän Fergus war dabei, den jedoch die Sache wenig zu interessiren schien. Nunmehr betrat man wieder den Hof, Miß Snyders sah sich nach allen Seiten um, als wolle sie sich überzeugen, ob ihr wirklich Alles gezeigt worden sei. Und wirklich entdeckte sie etwas Neues! Ueber die Giebel der Stallungen ragte der First eines verwetterten Ziegeldaches empor, es mußte also hinten noch ein Gebäude stehen.

„Was ist dort?" fragte Mabel.

Der Oberst lachte herzlich. „Sie wollen doch nicht unser Heumagazin auch noch untersuchen?"

„Darf man es nicht sehen?"

„O gewiß! Nur das Rauchen ist verboten, mein Fräulein! Wollen Sie im Ernste —"

„Ich bitte darum!"

Die Gesellschaft ging quer durch eine Stallung hindurch

und kam in einen zweiten Hof, in welchem ein Ulan in der Stalljacke ein Pferd langsam auf und ab führte, während einige Andere damit beschäftigt waren, Heubündel aus dem Lager herauszuwerfen, welche Arbeit der Unteroffizier Lehmann überwachte.

Der Oberst sprach ihn an: „Das ist wohl der störrige Fuchs," er deutete auf das Pferd, „habt ihr die Bestie endlich zahm gekriegt?"

„Zu Befehl, Herr Oberst; der Fuchs wird sich jetzt ganz gut machen."

„Ein feines Thier," bemerkte Miß Snyders.

„Jawohl, mein Fräulein. Es war das schönste Remontepferd, und ich wunderte mich nicht wenig, daß man es uns zugetheilt hatte. Na, wir kamen bald hinter die Ursache dieser Großmuth; der Gaul hatte alle Teufel im Leibe, bockte, schlug und biß; ein gutes Dutzend unserer Jungen hat mehr oder minder schmerzhafte Denkzettel davon getragen, und auch einige von den Herren" — er sah sich lächelnd im Kreise um — „haben vergeblich Kraft und Kunst erprobt. — Wer hat ihn denn untergekriegt, Lehmann?"

„Ulan Pailer, zu Befehl!"

„So? Rufen Sie mir den Mann her."

Der Unteroffizier machte Kehrt, ging ein paar Schritte nach dem Magazin und rief den dort beschäftigten Leuten etwas zu; gleich darauf kam über die Leiter, die an einem der Fenster lehnte, ein Mann, ebenfalls in der Stalljacke, herab und folgte Lehmann zu den Offizieren.

„Sie haben den Fuchs bändigen können?" sprach der Oberst den Mann an, der in strammer Haltung vor ihm stand.

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Na, das freut mich, sollen ihn auch vollends zureiten. Ihren Gaul kann ein Anderer übernehmen. Hätte nicht gedacht, daß Sie ein so schneidiger Reiter wären."

Der Oberst nickte freundlich, der Ulan wollte wieder Kehrt machen, da klang es von der Seite her: „Nun, Mr. Pailer, wollen Sie Ihren Freunden nicht einmal einen Blick gönnen?"

Miß Snyders hatte es gesprochen, zwar englisch, aber doch hatten Alle den Sinn verstanden. Jetzt trat sie hervor, lächelnd und unbefangen, als wäre nicht das geringste Auffallende an ihrem Thun.

Der Ulan stand unbeweglich, nur eine dunklere Färbung der Stirne verrieth, daß das unerwartete Zusammentreffen ihn nicht ganz gleichgiltig lasse. Erstaunt sahen der Oberst und die Offiziere auf die überraschende Scene.

„Sie kennen den Mann, mein Fräulein?" fragte Oberst v. Tillfuß.

„Jawohl, Mr. Pailer war in meines Vaters Hause."

„Hm!" sagte der Oberst, und hinter ihm Lieutenant v. Glockthurn: „Ah!"

„So reichen Sie doch der Dame die Hand, Pailer!" rief Tillfuß dem Ulanen zu, der seine vorschriftsmäßige Haltung bewahrt hatte.

Pailer that es und fügte einige Worte in englischer Sprache hinzu, welche die Anderen nicht verstanden, Miß Snyders aber offenbar sehr befriedigten, denn ihr Lächeln war jetzt noch lieblicher, und in ihren Augen leuchtete es hell auf. Im Gegensatze dazu stand aber die tiefe Bläße, welche Pailer's Antlitz plötzlich zeigte; dem scharfen Blick des Obersten entging es auch nicht, daß Jener mit gewaltsamer Anstrengung eine gewisse Unruhe zu bemeistern suchte.

„Ich wünsche, daß es Ihnen wohlgehe, und hoffe, Sie wiederzusehen," hörte man Miß Snyders sagen, dann nickte sie Pailer zu, der grüßend die Hand an die Mütze legte und abtrat.

„Jetzt wünschen Sie wohl nichts mehr zu sehen in

unserer Kaserne, mein Fräulein," sagte der Oberst in etwas sarkastischem Tone, indem er galant Miß Snyders den Arm bot.

Sie sah ihm lächelnd fest in's Auge, als sie erwiederte: „Nein, Herr Oberst, ich bin völlig befriedigt."

„Das ist mir angenehm zu hören," gab Tillfuß zur Antwort. In diesem Augenblick fiel sein Blick auf Else v. Steinberg, welche, beide Hände auf den Griff ihres Schirmes stützend, mit großen erschreckten Augen vor sich hinsehend, dastand.

„Was hast Du, Else?" rief sie der Oberst an. „Du siehst ja darein, als ob Du ein Gespenst gesehen hättest?"

Sie wandte ihm langsam den Kopf zu, als hätte sie nicht recht gehört, fuhr dann mit der Rechten sich über die Stirne und seufzte.

„Es ist nichts — ich dachte nur — es war nur so seltsam," sie schüttelte plötzlich energisch den Kopf; „Gespenster gibt es nicht, und Todte werden nicht lebendig. — Du weißt ja, Onkel, ich bin eben nervös."

Herr v. Tillfuß sah seine Nichte etwas besorgt an. „Na, es war Zeit, daß Du hierherkamst; hier werden wir Dich hoffentlich kuriren."

Beim Weiterschreiten flüsterte er dann Miß Synders zu: „Das arme Kind leidet seit einiger Zeit wahrhaftig an einer Art Melancholie, wie meine Schwester mir klagt; ich begreife dies eigentlich nicht, unsere ganze Familie zeichnete sich sonst durch ihre gesunden und starken Nerven aus. Auch Else war als Kind ein wahres Wildfeuer und zeigte keine Spur von hysterischen Anlagen. Vorhin sah sie gerade aus wie eine Somnambule, und welch' verwirrte Antwort sie mir gab!"

Man hörte jetzt Else, die mit Rainthal ging, lachen, und Miß Mabel bemerkte: „Nun ist sie wieder fröhlich."

„Die Stimmung wechselt eben jeden Augenblick. Es

scheint, sie bedarf steter Gesellschaft. Sobald sie allein ist oder man sich nicht mit ihr beschäftigt, befällt sie Trübsinn."

Man schlug den Weg nach dem Hause des Obersten ein, welcher die Gesellschaft zum Souper eingeladen hatte, zugleich „Eröffnungsfeier der neuen Wirthschaft unter dem Regimente der Frau v. Steinberg," wie er scherzend bemerkte.

Die Stimmung war aber diesmal nicht so fröhlich wie sonst; die Unterhaltung gerieth anfangs sogar öfter in's Stocken und erst später wurde sie wieder etwas lebhafter. Am wenigsten Zurückhaltung zeigte Miß Snyders, welche doch die Ursache der leichten Verstimmung war, von der nur Frau v. Steinberg nichts merkte, da sie die verhältnißmäßige Ruhe der Gäste dem Respekte vor ihr, der Hausfrau, zuschrieb. Miß Lucy war wider ihre sonstige Gewohnheit etwas träumerisch, und Else wieder zerstreut, so daß sie oft gar nicht verstand, was ihr Nachbar sprach. Dennoch blieb man ziemlich lange beisammen, und erst gegen elf Uhr brach die Gesellschaft auf.

Vor dem Thore des Hauses salutirte der Posten, es war der Ulan Pailer, der zufällig jetzt Dienst hatte; Miß Snyders erkannte ihn und rief ihm zu: „Gute Nacht, Mr. Pailer!" Während die Gesellschaft die Straße hinab ging, öffnete sich oben im Hause des Obersten ein Fenster und Else lehnte sich heraus. Unten schritt der Posten, den Pallasch im Arme, langsam auf und ab, bis die Ablösung kam; dann wurde auch das Fenster oben geschlossen.

— — — — — — — — — — — —

Die Offiziere hatten die Damen nach Hause geleitet und sich dann in eine kleine Weinstube begeben, um einen Schlaftrunk zu thun. Natürlich bildete die gemachte „Entdeckung" den einzigen Gesprächsstoff.

„Das also war des Pudels Kern — ein Ulan!" deklamirte Einer.

„Wir müssen Acht haben, daß man ihn uns nicht entführt. Dieser Miß traue ich Alles zu," bemerkte Rainthal.

„Jawohl, Vorsicht ist am Platze, zumal der Mann ohnehin fahnenflüchtig war."

„Wir haben uns eigentlich schauderhaft blamirt!" warf ein Dritter ein. „Na, Glockthurn! Was sagst Du zu der Geschichte."

„Wollen erst abwarten!" gab dieser zur Antwort.

„Bravo! Er vertraut auf seinen Stern und seine Unwiderstehlichkeit. Prosit!"

Lieutenant Glockthurn stieß mit den Kameraden an. „Es ist eine tolle Geschichte, jetzt aber reizt sie mich erst recht. Wollen sehen, wer zuletzt lacht!"

„Dem Kerl sollte man eigentlich die Hölle heiß machen," bemerkte ein Lieutenant.

„Dagegen möchte ich protestiren," fiel lebhaft Glockthurn ein. „Die Parthie soll gleich sein. Den Mann dürfen wir es nicht entgelten lassen, daß wir uns in unseren Erwartungen getäuscht haben."

„Glockthurn hat Recht," fiel Rainthal ein, „erstens würden wir uns vor den Damen eine Blöße geben, und zweitens müßte es die Chancen Glockthurn's nur vermindern, wenn wir aus diesem Pailer eine Art Märtyrer seiner Liebe machen wollten. Damit würden wir die Miß erst recht in seine Arme treiben."

„Ja, wißt ihr denn überhaupt, ob sich die Beiden lieben?" fragte der Lieutenant.

„Na, das ist doch sonnenklar."

„Ich finde das keineswegs so sonnenklar. Der Mann sah gar nicht darnach aus, als ob er von dem Wiedersehen sonderlich entzückt gewesen wäre."

„Mache Dir doch keine Illusionen. Daß die ganze englische Gesellschaft nach D. gekommen ist, hat sicher keinen anderen Grund."

„Pardon, es sind zwei Damen."

„Alle Wetter, er hat Recht! An Fräulein Lucy hat, wie es scheint, Niemand von uns gedacht."

„Darum abwarten! Wer weiß, welche Ueberraschungen wir noch erleben," sagte Glockthurn, als er sich erhob.

„Jedenfalls wird die Geschichte pikant und interessant, und das ist schließlich für uns Alle die Hauptsache." Damit schloß Rainthal die Diskussion.

* * *

Die Ueberraschungen blieben in der That nicht aus, und die Sache gestaltete sich wirklich immer interessanter, zunächst wohl nur für den Obersten v. Tillfuß, die Anderen erfuhren erst später davon. Da gab es zunächst zwei Unterredungen, die eine war allerdings halb und halb vorausgesehen, die andere aber kam völlig unerwartet.

Miß Snyders und Lucy hatten der Dame des Hauses und ihrer Freundin Else einen Besuch abgestattet und denselben so lange ausgedehnt, bis der Oberst nach Hause kam und natürlich auch den Damen Gesellschaft leistete. Miß Snyders wußte es bald so einzurichten, daß sie mit Herrn v. Tillfuß eine Weile ungestört plaudern konnte.

„Sie werden erstaunt gewesen sein, daß ich gestern unter Ihren Soldaten einen Bekannten getroffen habe," damit begann sie das Gespräch.

„Allerdings überraschte mich diese Thatsache."

„Wie dachten Sie darüber?"

„Hm! Ich fand darin die Erklärung einer anderen überraschenden Thatsache, nämlich Ihres Aufenthaltes in D."

„Sie glauben, daß ich wegen Mr. Pailer hierher kam?"

„Sobald Sie mir einen anderen Grund nennen, werde ich meine Ansicht bereitwillig ändern."

„Sie wissen nicht, daß ich Schuld trage an dem Mißgeschicke Mr. Pailer's. — Ja, ich bin die Ursache, daß er jetzt hier sein muß."

„Sie haben ihn also zu der Unvorsichtigkeit verlockt, heimzukehren."

Miß Snyders berichtete kurz, wie Pailer zu seiner Reise nach Deutschland wider seinen Willen veranlaßt worden war.

„Weshalb thaten Sie dies?" fragte der Oberst mit einem feinen Lächeln.

„O, ich hatte viele Gründe. Er hatte sich zuerst geweigert, meine Einladung anzunehmen, und da wollte ich ihm zeigen, daß ich meinen Willen doch durchsetze."

Der Oberst lachte. „Wieder ein Beweis, wie gefährlich es ist, einer Dame ungehorsam zu sein: Nun muß er seinen Ungehorsam büßen. Ich denke, er wird sich diese Lehre für die Zukunft merken. — Nun aber, mein Fräulein, gestehen Sie 'mal, was Sie jetzt vorhaben. Sie scheinen ja gewohnt zu sein, Ihren Willen durchzusetzen, und da ich wohl vermuthen darf, daß Sie gegenwärtig auch etwas ‚wollen', so wäre es interessant für mich, zu erfahren, was Ihre Absichten sind."

„Ich wünsche, Mr. Pailer frei zu machen."

„Hm! Da gestatten Sie mir wohl, Ihnen einen aufrichtigen guten Rath zu geben, in Ihrem und noch mehr in Pailer's Interesse. Für gewisse romantische Ideen sind wir Soldaten etwas unzugänglich; sagen wir zum Beispiel für Entführungen. Unser Militärgesetz enthält in dieser Hinsicht einige unangenehme Bestimmungen. Pailer ist Militärflüchtling, eine nochmalige Desertion könnte ihn theuer zu stehen kommen, und nicht minder theuer seinen Freunden eine Beihilfe dazu. Jeder Versuch wäre übrigens aussichtslos, Pailer wird sorgfältig beaufsichtigt und würde kaum zehn Meilen weit kommen, so hätten wir ihn schon wieder. Wenn Sie also, mein Fräulein, an derartiges gedacht hätten, so bitte ich Sie dringend, von solchen Plänen gänzlich abzusehen."

„Was soll ich also thun?"

„Warten! Nichts als warten! Leider kann ich Ihnen einen besseren Rath nicht geben."

„Wie lange?"

„Dies hängt viel von Pailer selbst ab. Seine Dienstzeit kann ihm nicht abgekürzt werden, aber ein Erlaß der Strafe ist möglich, wenn er sich dessen würdig zeigt. So viel ich weiß, ist bisher seine Führung gut, und wenn es so bleibt, so will ich gerne thun, was ich vermag, um sein Loos zu erleichtern. Damit müssen Sie sich aber begnügen, mein Fräulein."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst," sagte Miß Snyders ruhig.

„Sie werden also ruhig warten?"

Die junge Dame lächelte. „Ja, ich werde warten."

Der Oberst hob scherzhaft drohend den Finger. „Das klingt nicht ganz aufrichtig!"

„O doch. Ich warte auf irgend etwas Unerwartetes, Gelegenheit oder Zufall."

Herr v. Tillfuß zog die Schultern empor, und sein Gesicht wurde ernst. „Sie sind gewarnt, und ich werde auf der Hut sein." ...

Eine Stunde später empfing der Oberst den Besuch eines Herrn, der sich als Doktor Körner hatte anmelden lassen.

„Ich bin Anwalt des Herrn Pailer, der als Ulan in Ihrem Regimente steht," mit diesen Worten führte sich der Besucher ein. „Der frühere Chef des Herrn Pailer, Mr. Snyders, hat mich beauftragt, die Interessen des Herrn Pailer wahrzunehmen. Ich muß nothwendig mit Herrn Pailer eine Besprechung pflegen."

„Darf ich erfahren, um welche Angelegenheit es sich handelt?" fragte der Oberst, indem er dem Anwalt einen Stuhl anbot.

„Herr Pailer ist von einem entfernten Verwandten zum Erben eingesetzt worden. Ein hübsches Vermögen fällt ihm zu, ein Gut im Schätzungswerthe von 650,000 Mark, das aber sicher einen höheren Preis erzielen würde, und außerdem noch ein bares Kapital von rund 130,000 Mark."

„Sein Erbrecht wird aber wohl angefochten?"

„Keineswegs. Nichts weiter bedarf es, als den Nachweis, daß Herr Pailer wirklich der von dem Testator gemeinte Pailer ist."

„Bestehen darüber Zweifel?"

„Auch nicht. Alles ist glatt, und Herr Pailer könnte jederzeit das Erbe antreten, wenn er nur wollte. Das Tolle ist eben, daß er nicht will."

„Das ist allerdings sonderbar. Welchen Grund mag er dafür haben."

„Ja, wenn man dies wüßte! Er will nicht, das ist sein ganzer Grund. Nun, vielleicht besinnt er sich doch noch eines Besseren; sonst müßte man ihn wahrhaftig als einen Kandidaten für das Irrenhaus betrachten."

„Darf ich nun aber fragen, was ich in dieser Angelegenheit thun soll?"

„Verzeihung, ich komme jetzt sofort zu dem Zweck meines Besuches; ich mußte dies eben vorausschicken, um die Verhältnisse klarzulegen. Das Testament enthält nämlich eine einzige Bedingung, die einen etwas schrullenhaften Charakter hat, und diese ist, daß der Erbe, also Herr Pailer, am ersten oder — wenn er bis dahin noch nicht aufgefunden sein sollte — am zweiten Todestag an dem Grabdenkmal des Erblassers einer Trauerfeier persönlich beiwohne, und daß nach derselben die förmliche Uebergabe des Gutes durch den Testamentsvollstrecker ebenfalls in einer etwas feierlichen Weise erfolge. Ich muß noch bemerken, daß im Testament der Verkauf des Gutes für die ersten zehn Jahre untersagt ist, erst nach dieser

Zeit soll der Erbe vollständig frei darüber verfügen können. Die persönliche Anwesenheit Herrn Pailer's bei der Trauerfeier ist also nothwendig, und da diese in einigen Wochen stattfinden soll, so wollte ich Herrn Pailer einen Urlaub erwirken. Das ist mein Anliegen, Herr Oberst."

„In diesem Falle hat die Ertheilung eines Urlaubes ihre besonderen Schwierigkeiten," erwiederte der Oberst; „zumal gewisse Vorkommnisse eine erhöhte Vorsicht fordern."

„Ich weiß diese Schwierigkeit wohl zu würdigen und eben deshalb wollte ich die Sache mündlich vorbringen."

„Wenn nun aber, wie Sie sagten, der Mann sich ohnehin weigert, das Erbe anzunehmen, dann ist ja seine Anwesenheit bei der Trauerfeier nicht nöthig."

„Von Rechtswegen wohl nicht, aber — doch am besten ist es, ich theile Ihnen den Wortlaut der Bestimmung des Testamentes mit, damit Sie selbst urtheilen können. Es heißt nämlich: ‚Ich erwarte um so sicherer, daß der genannte Pailer unter allen Umständen an meinem Grabe erscheinen wird, als er damit die Bitte eines Sterbenden erfüllt, der dies Zeichen der Versöhnung erwarten darf.' Hier wird wohl auf Familienverhältnisse angespielt, die ich nicht kenne. Jedenfalls geht aus dem Satze hervor, daß Herrn Pailer sozusagen eine moralische Verpflichtung auferlegt wird, an dem bestimmten Tage zu erscheinen."

„Auf diese moralische Verpflichtung brauche ich keine Rücksicht zu nehmen," bemerkte der Oberst. „Pailer kann ja ein andermal auch das Grab besuchen. Ich will übrigens den Mann rufen lassen, damit wir in's Klare kommen."

Eine Ordonnanz erhielt den Auftrag, Pailer herbeizuholen, der nach etwa zehn Minuten auch erschien.

„Kennen Sie diesen Herrn?" redete der Oberst ihn an.

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Der Herr Rechtsanwalt will einen Urlaub für Sie erwirken wegen Ordnung Ihrer Erbschaftsangelegenheit!"

„Es ist nicht nöthig, Herr Oberst! Ich verzichte auf das Erbe."

„Sie müssen wohl besondere Gründe für einen solchen Entschluß haben."

„Ich bitte, mir zu erlassen —"

„Schon gut, ich will mich in Ihre privaten Angelegenheiten nicht mengen. Sie können abtreten.

Nun, jetzt haben Sie Bescheid, Herr Doktor," sagte Tillfuß. „Wen werden Sie nun mit dem Erbe beglücken?"

„Die Sache ist so einfach nicht abgethan. Herr Pailer kann für seine Person verzichten, aber nicht auch für seine Rechtsnachfolger, das heißt für seine eigenen Erben. Und von solchen spricht ausdrücklich das Testament. Ich werde eben nachforschen müssen, ob solche vorhanden sind, vorläufig bleibt also die Angelegenheit in der Schwebe."

„Viel Glück dazu. Uebrigens mir ist diese Lösung die angenehmste; denn das kann ich Ihnen sagen, daß Pailer, wenn er den Urlaub erhalten hätte, nur mit vier Mann Bedeckung zur Feier gekommen wäre. — Wußte Miß Snyders von dem Plane?"

Der Rechtsanwalt sah etwas erstaunt auf. „Miß Snyders? Ach, wohl die Tochter des Chefs des Herrn Pailer? Der alte Herr interessirt sich allerdings sehr für diese Angelegenheit."

„Und die Dame auch," fügte der Oberst in trockenem Tone hinzu. „Jedenfalls hat Pailer diesmal klug gehandelt."

Mit diesen für Doktor Körner etwas orakelhaft klingenden Worten beendete der Oberst die Unterredung. Körner konnte freilich nicht ahnen, welcher Verdacht bei Herrn v. Tillfuß rege geworden war, der nämlich, daß die ganze

Sache mit Miß Snyders abgekartet gewesen sei, um Pailer Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Allerdings kam der Oberst bald von diesem Gedanken ab, da er ja überzeugt wurde, daß es mit der Erbschaft seine Richtigkeit habe. —

Wer weiß, wie es kam — wahrscheinlich hatte Körner irgend eine Andeutung gemacht — Thatsache war es, daß die Angelegenheit bald in dem ganzen Städtchen offenkundig und eifrig besprochen wurde. Ein Ulan, der Erbe eines Rittergutes war, hatte für die ehrsamen Bürger von D. natürlich ein besonderes Interesse, nicht minder aber auch für die Kameraden. Letzteres erfuhr Pailer bald; es gab sich kund in den Neckereien und Anspielungen der Stubengenossen, welche freilich mit einem gewissen Respekt vorgebracht wurden; in der sichtlich freundlicheren Behandlung Seitens der Unteroffiziere, und selbst in den Mienen und gelegentlichen Bemerkungen der Offiziere. Selbst Herrn v. Tillfuß schien es nicht unangenehm zu sein, daß alle Welt sich für den Ulanen Pailer interessirte. Den Grund hierfür kannte jedoch nur der Schwadronschef, dem der Oberst vertraulich den Wink gegeben hatte, auf den Mann besonders Acht zu haben: „Es ist mir lieb, daß die Leute ihn kennen, dadurch wird ihm ein Fluchtversuch erheblich erschwert;“ hatte Herr v. Tillfuß gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hammelrücken.

Eine Wilddiebsgeschichte aus der guten alten Zeit.

Von

Th. Kabelitz.

Mit Illustrationen von W. Stöwer.

(Nachdruck verboten.)

Die Wellen des Jahres 1848 gingen so hoch, daß ein leises Rauschen sogar in dem kurmärkischen Dorfe bemerkbar wurde, dessen alteingesessene Bewohnerschaft ihren Horizont seit der Urväter Tagen durch die drei Landstädte glücklich begrenzt wußte, welche je eine gute Meile entfernt ein ziemlich gleichseitiges Dreieck um den Ort beschrieben. Unbekümmert um die böse Welt draußen aßen Herr und Knecht am Morgen gemeinsam Pellkartoffeln mit weichem Kuhkäse, verzehrten Mittags dicke Erbsen mit Speck, um sich am Abend an weichem Kuhkäse und Pellkartoffeln gütlich zu thun.

Politik war ein Ding, das im Dorfe nur vorsichtig erwähnt wurde. Man wußte, daß es, fremdländischen Ursprungs, denen Gefahr brachte, die sich mit ihm einließen. Ob dieses unheimliche Ding ein Mann oder eine Frau, ob es überhaupt menschlichen Wesens war, darüber Erkundigungen einzuziehen lag eine zwingende Nothwendigkeit um so weniger vor, als ja auch die Väter und Großväter ohne dasselbe fertig geworden waren.

Was man in den benachbarten Landstädten darüber

hörte, wenn ein Kuhhandel Gelegenheit gab, dieselben aufzusuchen, war zudem wenig Vertrauen erweckend. In Berlin sollte die Politik ganz böse Dinge angerichtet haben, an welche zu denken schon eine gelinde Gänsehaut hervorrief. Die hohe Obrigkeit sorgte mit beruhigender Pünktlichkeit dafür, daß Steuern, Zehnten und sonstige Gefälle rechtzeitig abgeholt wurden, weshalb man sich ohne Bedenken ihrer weisen Fürsorge auch ferner überlassen konnte.

In die ländliche Idylle fand ein Gerücht seinen Weg, das den Leuten viel zu reden gab, wenn sie am Sonntag im Kruge das hohe Bierglas, die „Potsdamer Stange", an den weißgescheuerten Holztischen kreisen ließen. Wer es aufgebracht hatte, wußte Niemand; ob es begründet sei, konnte auch Keiner sagen, aber man munkelte anfänglich und behauptete bald laut und immer lauter, daß die Jagdfreiheit eingeführt sei.

Jagdfreiheit! Einen Hasen zu beleidigen, der den Weihnachtskohl benagte, war bis dahin ein Verbrechen gewesen, das beinahe dem Raubmord gleich geachtet wurde. Die schlimmsten Strafen bedrohten den Wildfrevler jeder Art. Nun sollte mit einem Male Jagdfreiheit sein! Wie war das denkbar! Wie konnte es nur angehen! Man flüsterte, man fragte heimlich nach. Der Gewürzkrämer in der Stadt behauptete, es sollte wirklich wahr sein, und die Politik habe das zuwege gebracht. Man fand im Stillen, die Politik könnte doch nicht ganz ohne sein, wenn sie die Jagdfreiheit möglich gemacht habe.

Seit der Zeit der Freiheitskriege stand in manchen Haushaltungen noch ein altes Gewehr mit Steinschloß im hintersten Winkel. Der Hausherr suchte es hervor, verschloß die Stubenthür und begann heimlich an dem rostigen Instrument herumzuputzen; das Zündloch wurde in Ordnung gebracht, ein neuer Stein angeschraubt. Wenn das Gerücht sich bestätigte, konnte die Sache losgehen. Einst-

weilen wurde freilich die ellenlange Flinte in's Dunkel zurückgestellt. Aller Anfang ist schwer; Niemand mochte der Erste sein, der die Haut zu Markte trug. Man hatte zwar schon einiges Vertrauen zu der Politik gewonnen, aber immerhin, die Sache war doch zu bedenklich. Wer konnte wissen, was geschah! Auf eine versteckte Anfrage zog der königliche Revierförster die Augenbrauen bedenklich in die Höhe. Nachdem er den Rauch aus der dicken Holzpfeife in langem Strahl ausgestoßen hatte, gab er den dunkeln Rath: „Versuchen Sie es doch!"

Nun lebte in dem Dorfe ein ehrsamer Lehrer, Kabel mit Namen. Wochentags unterwies er die barfüßige Jugend im Lesen und Schreiben und im Katechismus für ein jährliches Fixum von vierzig Thalern nebst Weideberechtigung für zwei Kühe. Wer rechnen lernen wollte, hatte dafür noch drei gute Groschen vierteljährlich extra zu zahlen. Sonntags erbaute er die Gemeinde durch Orgelspiel. Während der Predigt trug er den Klingelbeutel herum, in den selbst angesehene Bauern zuweilen einen Hosenknopf statt des Kupferpfennigs gleiten ließen — in der Zerstreuung natürlich. Von bedeutenden Einnahmen wäre nur noch der halbe Thaler zu erwähnen, welcher jährlich für das Aufziehen und Stellen der Thurmuhr gezahlt wurde.

Da die Gehaltsbezüge den Lehrer Kabel nicht ganz der irdischen Sorge enthoben, betrieb er in seinen freien Stunden das ehrbare Schneiderhandwerk. Es kam nicht ganz selten vor, daß er die Hosen, welche er vordem genäht und gebügelt hatte, hinterher auch ausklopfte, wenn die Führung eines Jungen einen Appell an das Gefühl seiner Sitzsamkeit nöthig machte.

Vielleicht war es gerade das Nebengeschäft, welches den Lehrer Kabel unternehmungslustig machte, wenigstens sagt man den Kleiderkünstlern seit alters sehr freiheitliche

Neigungen nach. Kurz, nachdem das Gerede über die eröffnete Jagdfreiheit nach seiner Ansicht lange genug gedauert hatte, zog er eines Tages mit seiner zwei Meter langen Steinschloßflinte keck in's Feld und begann lustig hinter den Hasen her zu knallen, die über diesen plötzlichen Uebergang von vollendeter Harmlosigkeit zu ausgeprägter Mordsucht bei dem Bildner der Jugend in leicht verständliche Bestürzung geriethen.

Einen Tag blieb es still im Dorfe. Es war eine fast athemlose Spannung, welche die Gemüther ergriffen hatte. Sollte dem Verwegenen nichts geschehen?

Aber kein Förster, kein Gendarm erschien, um ihn abzuholen; er selbst schickte sogar die Jugend etwas früher als üblich nach Hause, um wie am Tage vorher hinaus zum fröhlichen Jagen auf's Feld zu ziehen.

Nun war kein Halten mehr. Nach beendetem Tagewerk wurden überall die alten Flinten frank und frei an's Licht gebracht und noch einmal gründlich nachgesehen. Der nächste Tag war ein Sonntag. Wer nur eine Schießwaffe hatte, wurde zum Nimrod. Die Jagdfreiheit war eröffnet. Alles schoß; was da kreucht und fleucht war gute Beute. Wer nicht schießen konnte, wollte wenigstens zusehen. Die braven Kurmärker hatten ihren Antheil am Völkerfrühling. Die Küchenzettel des Dorfes zeigten eine schmackhafte Abwechslung von dem Jahrhunderte alten Gebrauch.

Der Spektakel und das Geknalle war freilich, besonders im Anfang, größer als der Erfolg. Indessen lernt sich auch das Jagen. Es waren recht aufregende Zeiten für die friedliebenden Hasen der Gemarkung in jenen Herbst- und Sommertagen des Jahres 1848.

Indessen die Wellen, welche die Frühjahrsstürme aufgewühlt hatten, verflachten sich immer mehr. Von der Politik hörte man bald nicht mehr viel. Was man davon

vernahm, klang von Woche zu Woche bedenklicher. Selbst das Flüstern verstummte, es entstand eine unheimliche Windstille.

Niemand im Dorfe wunderte sich, daß die schöne Jagdfreiheit plötzlich zu Ende war. Die alten Wildfrevelgesetze wurden unter Hinweis auf schwere Ahndung in Erinnerung gebracht. In den Wäldern und Feldern war es wieder still und friedlich; die Hasen, welche die schweren Tage lebendig überstanden hatten, durften sich unbesorgt dem Genuß des nahrhaften Grünkohls überlassen. Die alten Flinten verschwanden, Niemand wußte, wohin sie gekommen waren. Selbst die Erinnerung an ihr Vorhandensein schien völlig aus dem Gedächtniß getilgt.

Die lebhaftere Tonart, welche während der Jagdfreiheit im Dorfkruge Platz gegriffen hatte, wich den weniger aufregenden Gesprächen über die Witterungsaussichten und die Marktpreise. Die Stange mit Potsdamer Bier kreiste gemüthvoll wie zur alten Zeit, und auf dem häuslichen Tische erschienen Pellkartoffeln und Kuhkäse neben Erbsen mit Speck auf dem ererbten vorherrschenden Platze.

Nur einer litt schwer unter dem politischen Umschlag: der Lehrer Kabel. Er hatte an dem freien Jägerleben ebenso viel Geschmack gefunden, wie an den saftigen Wildbraten, welche seine Eheliebste vorzüglich zu spicken verstand. Es ist schwer, sich aus Busch und Wald auf das Katheder und den Schneiderschemel zurück zu gewöhnen. Indessen, was half es! Auch seine Flinte war plötzlich verschwunden. Aber sie stand nicht in der Bodenkammer, daß die Spinnen ihre Familienwohnung darin aufschlagen konnten. Draußen im Felde, unter den überhängenden Zweigen einer Hecke, befand sich eine längliche Grube. Diese war mit trockenem Gras und Blattwerk weich gepolstert, mit Aesten und Zweigen harmlos überdeckt. Dort

ruhte die Schießwaffe zu Zwecken, die sich in's Dunkel der Nacht hüllten.

Wenn spät Abends im Dorfe das letzte Licht erloschen war, öffnete sich zuweilen geräuschlos die Hinterthür des Schulhauses nach dem Garten. Eine lange Gestalt, in einen Flausrock gehüllt, schlich vorsichtig spähend in's Feld hinaus. Schattenhaft glitt sie über die Schneedecke, welche der Winter über die Gefilde gebreitet hatte.

Hier oder dort hüpfte ein Häslein mit gespitzten Ohren suchend im Mondschein umher, ob der Wind irgendwo die grüne Saat bloßgelegt hatte. Ein älteres Leckermaul schlug die Richtung ein, wo in der Nähe des Dorfes Kohlfelder wohlschmeckende Atzung boten. Das Thier setzte sich auf die hinteren Läufe und blickte forschend umher, aber nirgends drohte Gefahr. Wer hätte auch mitten in der Nacht in's Feld kommen sollen? Meister Langohr erreichte das Kohlfeld. Noch einmal hielt er Umschau, dann begann er beruhigt sein Mahl.

Da blitzte es hinter dem nahen Strauch auf. Ein scharfer Knall unterbrach die nächtliche Stille, der Hase machte einen verzweifelten Luftsprung, dann lag er ausgestreckt am Boden. Der Schnee unter ihm färbte sich roth.

Eine ganze Zeit blieb es still. Endlich regte es sich unter dem Strauchwerk. Ein Mann richtete sich vorsichtig auf und hielt spähend Umschau, wie kurz zuvor auch Meister Lampe. Nirgends zeigte sich der Umriß eines Menschen, deshalb schritt er zu seiner Beute hinüber. Der Hase verschwand unter dem Flausrock, eine Viertelstunde später bot das Schneefeld das Bild völliger Einsamkeit. Im Schulhause aber verbreiteten sich am nächsten Tage so angenehme Düfte, daß selbst die Jungen herausfanden, sie stammten nicht von Erbsen und Sauerkohl.

Das nächtliche Schießen im Felde konnte nicht lange

ein Geheimniß bleiben. Bald merkte der Revierförster, daß im Dorfe gewilddiebt wurde. Ueber die Persönlichkeit bestand bei Niemand ein Zweifel, aber auf bloßen Verdacht hin ließ sich einem Manne in Amt und Würden mit vierzig Thaler Fixum nicht beikommen. Ganz im Geheimen forschte der Waldbeamte, aber es war nichts herauszubringen. Selbst wenn ein Dorfbewohner etwas hätte verrathen können, es wäre sicher nicht geschehen. Herr Kabel war beliebt bei Alt und Jung und hatte keinen Feind; außerdem freute sich Alles darüber, daß der muthige Lehrer den Jagdgesetzen zu trotzen wagte. Der Revierförster war also ganz auf sich selber angewiesen, und das war seiner Sache nicht gerade förderlich. Seine Wachsamkeit wurde dadurch unvortheilhaft beeinflußt, daß er eine halbe Stunde entfernt einsam im Walde wohnte. Was aber seinen Scharfsinn betraf, so hatten die kleinen Leute des Dorfes bei Holz- und andern Walddiebstählen die tröstliche Ueberzeugung gewonnen, daß man sich mit ziemlicher Sicherheit auf sein Nichtvorhandensein verlassen konnte.

Im Gegensatz jedoch zu dem mangelnden Spürsinn war sein Entdeckungseifer zu hoher Entwickelung gelangt. Als er gegründeten Verdacht hegen durfte, daß sogar seine Rehböcke selbst in des Waldes finstern Gründen nicht verschont blieben, gerieth er in einen gelinden Fieberzustand. Das lustige Knallen während der Periode der Jagdfreiheit war ihm ein Greuel gewesen. Jetzt schwur er Stein und Bein, er wolle den Frevler entdecken, es koste, was es wolle.

Das war aber leichter geplant als ausgeführt. Er hatte regelmäßig das Unglück, auf Grund ausreichender Verdachtsmomente im Osten des Waldes zu sein, wenn im Westen ein Rehbock seine Laufbahn unfreiwillig abschloß.

Eine auffallende Erscheinung machte dem Forstmanne

bedeutendes Kopfzerbrechen. Fand sich an einer Stelle der sichtbare Beweis, daß daselbst ein Thier ausgeweidet worden war, so bemühte er sich, die Spuren der Thäter aufzufinden, um wenigstens die Richtung festzustellen, wohin sich dieselben gewendet hatten. So sehr er aber auch forschte, es fanden sich stets nur Fußstapfen, die zum Thatort führten, niemals solche, welche zurückleiteten. Es hatte den Anschein, als seien die Wilderer mit ihrer Beute durch die Luft davongeflogen. Daß mehrere betheiligt waren, daran ließ die Verschiedenheit der Spuren keinen Zweifel. Wo aber blieben sie, wenn das Wild erlegt war?

— — — — — — — — — — — —

Es war ein dunkler Herbstabend, als sich die Hinterthür des Schulhauses geräuschlos öffnete. Die lange Gestalt bewegte sich lautlos durch den Garten hinaus in die Felder. An einem der Weidenstämme, welche in größeren Zwischenräumen an der Fahrstraße standen, lehnte ein Mann. Wer nicht genauer zusah, hätte ihn in der Dunkelheit kaum bemerkt. Er sah den Wanderer herankommen und regte sich nicht. Erst als derselbe fast vorüber war, trat er hervor und schloß sich ihm an.

Der Mann im Flausrock warf einen Blick zur Seite. „Guten Abend, Koch!“ Dann verfolgten Beide gemeinsam die Richtung zum Walde, der etwa zehn Minuten vom Dorfe begann. Unter den Bäumen herrschte vollkommene Dunkelheit; dort machten die beiden Männer Halt.

„Wir haben fast noch eine Stunde Zeit bis der Mond aufkommt,“ sagte Koch, welcher von Amtswegen Feldhüter des Dorfes war und nächtliche Spaziergänge gleich dem Anderen nur als Privatsport betrieb.

„Wo sind die Flinten?“ fragte der Mann im Flausrock.

„Ich habe sie schon gestern Abend an Ort und Stelle gebracht. Unter der dicken Eiche im Laube liegen sie.“

Die Männer begaben sich an den genannten Ort und

versahen sich mit ihren Schußwaffen, dann setzten sie langsam den Weg fort bis zu der Lichtung, wo Koch den Wechsel eines Rehbocks ausgekundschaftet hatte. Etwa fünfzig Schritte von einander entfernt stellten sie sich auf. Dicht an den Stamm eines Baumes gelehnt wartete Jeder regungslos auf das Erscheinen des Wildes.

Hinter den Bäumen stieg es herauf wie magischer Schein. Es war der Mond, dessen Scheibe sich allmälig über die Wipfel hob, bis das Feld im hellen Lichte vor den Blicken lag. Es dauerte nicht lange, so trat der erwartete Bock aus dem Schatten des Waldes. Vorsichtig äugend stand er auf der Lichtung. Fast gleichzeitig krachten zwei Schüsse, das Thier brach verendend zusammen. Koch stürzte nach vorn und brachte es unter die dichten Bäume. Ohne ein Wort zu sagen, zog jeder der beiden Männer ein Paar alter Stiefelsohlen hervor. Mit den Riemen, an denen sie hingen, wurden sie hastig an den Füßen befestigt, doch so, daß der Absatz sich vorn befand. Nachdem das geschehen war, hinterließ jeder Tritt einen Abdruck, welcher der Richtung des Ganges entgegengesetzt war. In Gedankenschnelle wurde das Thier ausgeweidet und in einen Sack gesteckt.

„Ich trage den Bock, bringen Sie die Flinten in Sicherheit, dann schnell nach Hause. Mir schwant, es liegt heute Unheil in der Luft," sagte der Mann im Flausrock.

Während er sprach, hatte er sich mit dem Sack beladen, dann ging es in schnellem Schritt am Waldsaume entlang bis dahin, wo man das Dorf am nächsten hatte und von dort aus quer über das mondbestrahlte Feld.

Der Revierförster hatte am Nachmittage in der Nähe seines Hauses einen Papierstreifen entdeckt. An einem langen Faden befestigt, den ein Stift in die Rinde einer Kiefer drückte, flatterte der Zettel lustig im Winde. Ein

Etwa fünfzig Schritte von einander entfernt stellten sie sich auf. (S. 74)

unbekannter Freund theilte auf demselben mit, daß am Abend die Wilderer an einer bestimmten, etwas entlegenen Stelle des Waldes zu treffen sein würden. Aehnliche Nachrichten waren dem Förster in letzter Zeit öfter geworden, Erfolg hatte er nicht erzielt, wenn er den Rathschlägen Gehör gab. Heute beschloß er, den Wink nicht zu beachten. Als aber der Mond heraufzog, duldete es ihn doch nicht im Hause. Er brach mit dem Forstgehilfen nach dem angegebenen Orte auf. Hätte er die Verspätung nicht gehabt, so wäre er längst unterwegs gewesen. Jetzt aber klang in seine üble Laune hinein aus der Ferne der Schall von Schüssen.

„Da sind sie, vorwärts!" rief er grimmig. „Wir müssen die Kerle fangen. Schnell nach dem Waldsaum, auf freiem Felde entgehen sie uns nicht."

Im Laufschritt stürmten die beiden Beamten durch das Holz, aber die Entfernung war immerhin bedeutend. Als sie das Feld übersehen konnten, hasteten die Wildschützen bereits dem Dorfe zu.

„Steht oder ich schieße!" schrie der Förster aus Leibeskräften, aber die Flüchtlinge verdoppelten ihre Schritte. Die Jäger rissen gleichzeitig die Flinte an die Wange, die Schüsse krachten, doch war ein Erfolg nicht wahrnehmbar.

„Vorwärts, wir müssen sie haben!"

Sie nahmen die Verfolgung wieder auf, aber der wilde Lauf zwischen den Bäumen hatte ihre Kräfte bedeutend in Anspruch genommen. Sie mußten mehrfach im Schritt gehen, um Athem zu schöpfen. Die Wilderer mit ihrer Beute waren im Dorfe verschwunden.

„Wir fangen sie doch, ich weiß, wo wir suchen müssen, vorwärts!" rief der Revierförster, indem er sich auf's Neue in Trab setzte. Quer über die Felder erreichten sie die Gärten und standen endlich am Schulhause, das todtenstill in der Dunkelheit dalag. Der Förster schlug mit der Faust

gegen die geschlossenen Fensterladen. „Aufgemacht! Im Namen des Gesetzes, aufgemacht!"

Drinnen blieb Alles ruhig.

„Aufgemacht!" donnerte der Beamte. „Wenn nicht sogleich geöffnet wird, schlagen wir die Thür ein!"

„Ist Jemand da?" fragte eine schläfrige Stimme im Innern des Hauses.

„Machen Sie sofort auf!"

„Ich komme schon! Wo brennt's denn, oder ist sonst ein Unglück geschehen?"

Ein schlürfender Tritt ließ sich vernehmen, dann wurde an dem Schloß hantirt. Endlich ging die Thür auf. Herr Kabel stand, nur nothdürftig bekleidet, im Eingang und blickte mit großem Erstaunen auf die beiden Forstbeamten.*)

„Mein Gott, Sie sind es, Herr Revierförster? Woher kommen Sie mitten in der Nacht? Ich dachte schon, es sei irgendwo Feuer."

„Machen Sie keine Redensarten. Wo ist der Rehbock? Wir haben Sie eben im Walde getroffen."

„Ich im Walde!" Ungeheure Verwunderung sprach aus Ton und Blick des Herrn Kabel. „Sie spaßen wohl, Herr Revierförster. Ich liege schon seit zwei Stunden im Bette."

Der Förster machte ein wüthendes Gesicht. „Geben Sie den Eingang frei, wir müssen Hausuchung halten!"

„Weiter nichts? Wenn es Ihnen Spaß macht, kommen Sie nur herein. Ich darf mich wohl erst anziehen?" ...

Das Haus wurde von oben bis unten durchsucht, aber nichts Verdächtiges fand sich. Der Förster wurde immer hitziger, aber Kabel verlor seinen Humor keinen Augenblick. „Sie haben mich wirklich neugierig gemacht, ob mir im Dunkeln ein Rehbock in's Haus gelaufen ist, aber es scheint

*) Siehe das Titelbild

doch nichts damit zu sein, schade!" bemerkte er, als man endlich wieder im Hausflur stand.

Der Revierförster gab seine Sache noch nicht verloren. „Suchen Sie die Ställe und den Garten ab!" befahl er dem Gehilfen. Er selbst stellte ein kleines Verhör an. „Wo haben Sie Ihre Flinte?"

„Meine Flinte? Das alte Ding ging ja gar nicht mehr los. Sie hat sich wohl zu sehr angestrengt während der Jagdfreiheit, Sie wissen ja. Ich habe sie als altes Eisen verkauft. Für das Geld sind meine Stiefel besohlt worden, soll ich sie Ihnen zeigen?"

Der Beamte verstand den Spott, aber er mußte schweigen. Unschlüssig kaute er an seinem Schnurrbart.

„Ihr junger Mann wird hoffentlich meinen Kuhstall nicht in Brand stecken, ich will doch lieber nachsehen," meinte Herr Kabel.

Er ging nach dem Hofe, der Forstmann schloß sich ihm an. Als sie um die Hausecke bogen, kam ihnen der Gehilfe entgegen, um zu berichten, daß er nichts gefunden habe.

„Das thut mir aufrichtig leid, ich hätte auch gern wieder einmal Rehbraten gegessen," konnte Herr Kabel zu bemerken sich nicht enthalten. „Na, vielleicht haben Sie ein anderes Mal mehr Glück," fügte er tröstend hinzu. „Für heute gehen wir wohl zur Ruhe; es ist kühl in der Nacht, wenn man schon ein paar Stunden im Bette gelegen hat. Erkälten Sie sich nur nicht, der Wind weht scharf."

Lachend verschloß er die Thür.

Die beiden Männer schritten lange Zeit stumm neben einander fort. „Und er ist es doch gewesen!" sagte endlich der Förster grimmig. „Wenn ich nur wüßte, wo er mit dem Bock geblieben ist."

„Den hat wahrscheinlich der Andere mitgenommen," bemerkte der Gehilfe.

Der Revierförster schlug sich mit der Hand an die Stirn. „Der Andere!"

Was er sonst noch sagte, konnte sein Begleiter nicht verstehen. — —

Am nächsten Tage stand Herr Kabel kurz vor acht Uhr vor seiner Hausthür. Er schien gut geschlafen zu haben, denn sein Gesicht trug einen sehr heiteren Ausdruck. Offenbar sah er nach dem Wetter, denn eine andere Beschäftigung hatte er sichtlich nicht. Das Dorf herunter kam der Feldhüter Koch. Er wanderte gemächlich ohne jede Eile. Zur Winterszeit war im Felde wenig zu beaufsichtigen.

„Guten Morgen, Herr Kabel," sagte er stehen bleibend, als er den Lehrer erreicht hatte.

„Guten Morgen, Koch! Na, wie wird das Wetter heute werden?"

Der Gefragte blickte prüfend den Himmel an. „Ich denke, wir haben am Abend Thauwetter."

„Das sollte mich für den Revierförster freuen. Ihn wird wenigstens nicht frieren, wenn er Wilddieben auflauert. Denken Sie, er hat in der Nacht Haussuchung bei mir gehalten."

„Ist ein guter Herr, der Förster," sagte Koch.

Die beiden Männer sahen sich an und lächelten.

„Was ich sagen wollte," fuhr der Feldhüter fort, „ich hatte gestern im Thurm zu thun und bringe Ihnen den Schlüssel zurück."

Herr Kabel versenkte das Geräth in die Tasche seines Flausrocks.

Man wechselte noch einige gleichgiltige Worte, dann setzte Koch seinen Weg fort; der Lehrer aber ging langsam zur Kirche, denn die Stunde des Morgenläutens rückte heran.

Er durchschritt die stille Halle und stieg zum Chor hinauf.

Hinter der Orgel im Thurm hingen die Stränge der Glocken hernieder. Er hätte dort seines Amtes walten können, aber er that es nicht. Vom Chor aus führte eine Treppe zur Höhe des Thurmes hinauf. Dieselbe machte im ersten Drittel der Höhe einen Knick. An der Biegung blieb ein Spalt neben der Wand, groß genug, um einen Mann hindurch zu lassen. An dieser Stelle stand Herr Kabel lächelnd einen Augenblick still. Dann that er etwas sehr Seltsames. Er kletterte in die Oeffnung und machte sich in dem dunkeln Raum unter den Stufen zu schaffen. Was er dort trieb, ließ sich nicht unterscheiden. Nach einiger Zeit kam er wieder hervor und stäubte seinen Flausrock ab. Er warf noch einen Blick in die geheimnißvolle Höhlung. „Dort kannst Du ruhig liegen," sagte er schmunzelnd, „in acht Tagen bist Du mürbe!"

Eine Minute später hallte der Ton der Glocke über das Dorf, er rief die Jugend zur Schule.

* * *

Am nächsten Sonntag war die Reihe des Kirchenbesuchs an den Alten im Dorfe. Die Rücksicht auf das hungrige Vieh in Verbindung mit der Sorge um das eigene Mittagessen hatte die praktischen Kurmärker nämlich zu einer erbaulichen Einrichtung geführt, welche sich seit der Urväter Tagen vollkommen bewährte. An dem einen Sonntage lag den jungen Leuten die Pflicht ob, des Haus- und Viehstandes zu warten, während die Alten, das heißt die Verheiratheten im Dorfe, in die Kirche gingen; am nächsten Sonntage war es umgekehrt. An dieser löblichen Sitte wurde in guten und bösen Tagen unverbrüchlich festgehalten.

An dem erwähnten Sonntage saß Jeder regungslos auf dem Familienplatze. Die Mehrzahl der Andächtigen hatte den Kopf unfreiwillig nach vorn fallen lassen und hielt

Einkehr in sich selbst, wie Herr Kabel sagte, wenn die Leute in der Kirche einschliefen.

Sie waren an freie Luft und Bewegung gewöhnt. Wenn sie in geschlossenem Raum zum Sitzen kamen, nickten sie selbst gegen ihren Willen ein. Es war kein fester Schlaf, ein angenehmer Dämmerzustand hielt die Sinne gefangen. Bewies Jemand durch das anschwellende Geräusch seines Athems, daß er Ernst machen wollte, stieß ihn der Nachbar mit dem Ellenbogen ermahnend in die Seite. Der also zur Ordnung Gerufene fuhr erschrocken zusammen und blickte etwas scheu zu dem geistlichen Herrn auf der Kanzel empor, ob er wohl etwas gemerkt hätte, bis sich nach einigen Minuten das Haupt wieder zur Schulter neigte, von wo es gewöhnlich im Bogen herabsank, so daß das Kinn auf der Brust ruhen blieb.

Der Herr Pastor kannte seine Leute, und seine Ermahnungen waren nicht weniger eindringlich, weil Niemand sie hörte. Zur üblichen Zeit sagte er Amen. Die eintretende Stille wirkte ermunternd auf die Schläfer. Es ging ein leichtes Rauschen durch die Kirche, Jeder setzte sich auf seinem Platz zurecht und wartete gespannt auf das Weitere. Nach der Predigt pflegten die Aufgebote zur Eheschließung bekannt gemacht zu werden. Wenn man auch gewöhnlich über den Stand derartiger Angelegenheiten gut unterrichtet war, blieb die Kanzelverkündigung der Brautleute doch ein hervorragend wichtiges Ereigniß und ein guter Gesprächsgegenstand für die Woche. Es waren außerdem schon Ueberraschungen vorgekommen, an welche auch die erfahrensten Frauen nicht gedacht hatten.

Der Herr Pastor zog ein großes, gefaltetes Papier hervor und legte es auf die Kanzel. Dann nahm er seine Brille ab, um sie bedächtig zu putzen. Diese Vorbereitungen ließen auf etwas Außergewöhnliches schließen; es war also kein Wunder, daß während der verlängerten Pause Nie-

mand ein Glied zu rühren wagte aus Sorge, den Anfang zu überhören.

Die Erwartungen fanden sich nicht getäuscht. Es wurde der Gemeinde kund und zu wissen gethan, daß der Herr Superintendent am nächsten Sonntage Kirchenvisitation abhalten wolle. Im Anschluß an dieselbe sollte am Montage eine Schulprüfung stattfinden, um festzustellen, wie weit die Dorfjugend in weltlicher Lehre und Wissenschaft fortgeschritten sei.

Während der Geistliche sprach, machte Herr Kabel auf der Orgelbank ein Gesicht, als habe er ein tiefes Geheimniß zu ergründen. Plötzlich glättete sich seine Stirn; unter den buschigen Brauen blitzten die klugen Augen ungemein lustig hervor. Es war offenbar, daß ihm ein sehr heiterer Gedanke gekommen sein mußte.

Nachdem der Pastor geendet hatte, setzte Herr Kabel den Fuß auf das Pedal der Orgel, daß ein langer, brummender Ton durch die Kirche zog, dann fiel die Gemeinde mit vollem Brustton in den Schlußgesang ein.

Als der letzte Akkord verklungen war, hatte es der Organist sichtlich eilig, die Treppe hinunter zu kommen. Am Ausgange traf er, seiner Absicht gemäß, mit dem Geistlichen zusammen, der in Begleitung seiner Gattin nach Hause ging. Man sprach einige Worte über den bevorstehenden Besuch des Herrn Superintendenten, wobei Frau Pastor die Bemerkung machte, Herr Kabel wisse vielleicht, wer von den Bauern in den nächsten Tagen zur Stadt fahre, sie müsse für einen ordentlichen Festbraten sorgen. Auch der Revierförster, als königlicher Beamter zu den ländlichen Honoratioren gehörend, sollte eingeladen werden.

Herr Kabel hatte etwas Aehnliches vermuthet. Er erklärte sich bereit, der Frau Pastor gefällig zu sein, da er selbst zur Stadt wolle.

„Dann besorgen Sie mir, bitte, einen Hammelrücken,

aber er muß wieder so zart und ohne Fett sein, wie der letzte, den Sie mir mitgebracht haben. Das war ein junges, saftiges Stück, ich habe es wie Wildbret gebraten, daß es gar nicht vom Reh zu unterscheiden war."

Herr Kabel versprach, Alles wohl auszurichten. Was das Fett anlange, so habe seine Frau beim Kohlkochen eine besondere Vorliebe für Hammeltalg, bemerkte er noch. Als er darauf seiner Behausung zuschritt, blitzte es listig in seinen Augen. „Ich bin nur neugierig, was der Förster sagen wird," brummte er vor sich hin.

— — — — — — — — — — — —

An einem dunkeln Abende erschien der Feldhüter Koch im Schulhause. Nachdem es zehn Uhr geworden war, stand er auf.

„Warten Sie, ich gehe einige Schritte mit Ihnen!" sagte Herr Kabel. Er zog den Flausrock an, nahm einen großen Schlüssel vom Haken an der Thür und trat mit seinem Begleiter auf die Straße. Als die dunkeln Mauern der Kirche in einiger Entfernung sichtbar wurden, blieb er stehen.

„Gute Nacht!" sagte er laut. „Sie gehen wohl dort herum."

Er reichte dem Anderen die Hand. Als er dieselbe zurückzog, war der große Schlüssel nicht mehr darin. Während Koch sich entfernte, begann er auf der dunkeln Dorfstraße ein kurzes Stück langsam hin und her zu gehen.

Nachdem er diese Beschäftigung einige Zeit fortgesetzt hatte, tönte aus der Gegend der Kirche ein eigenthümliches Husten. Herr Kabel stand still und blickte sich nach allen Seiten um. Es war Niemand zu sehen und zu hören. Er hustete in ähnlicher Weise und horchte dann wieder. Einige Augenblicke später bemerkte er im Dunkeln die kaum erkennbaren Umrisse eines Mannes, der mit einer Last unter dem Arme zum Schulhause ging. Er folgte dem-

selben in einiger Entfernung und trat bald nach ihm in's Haus. Hinter sich verschloß er die Thür und begab sich darauf nach der Küche, in welcher die Fensterladen so dicht geschlossen waren, daß kein Lichtschimmer hinausdrang. Er traf Koch bereits beschäftigt, einen stattlichen Rehbock zu zerlegen, worin derselbe offenbar nicht weniger Uebung hatte, als Herr Kabel, der den Rock auszog und gleichfalls fleißig Hand anlegte.

Man sprach wenig. Nur einmal sagte Herr Kabel: „Der Rücken ist vorzüglich; die Herrschaften werden sich am Sonntag über den schönen Hammelbraten freuen; der Förster ist auch eingeladen."

Die Männer sahen sich an und lachten.

Nachdem das Werk beendet war, rollte Koch die Haut zusammen und steckte sie unter seinen Rock.

„Stopfen Sie das Fell mit Heu aus," sagte Herr Kabel. „Ich möchte dem guten Mann meinen Dank abstatten für den nächtlichen Besuch, den er mir neulich gemacht hat. Wir reden noch darüber. Gute Nacht!"

Der Sonntag kam. Die Feier verlief zur Erbauung der Gemeinde und zur Zufriedenheit des Superintendenten. Als die Herren darauf in's Pfarrhaus traten, fluthete ihnen von der Küche her ein so herrlicher Duft entgegen, daß der geistliche Gast befriedigt lächelte und sich die Hände rieb.

Der Revierförster erschien etwas später. Er steckte überrascht die Nase in die Luft und sog den kräftigen Geruch ein. „Das ist Wild! Woher mögen sie es haben?"

Man setzte sich zu Tische. Auch Herr Kabel war geladen, denn der Superintendent mochte ihn wegen seines humorvollen Wesens gern um sich haben. Alle aßen mit bestem Appetit, und der geistliche Herr konnte sich nicht enthalten, der Pfarrerin seine Worte über die vorzügliche

Bereitung des Bratens zu sagen. „Ich habe niemals einen besseren Rehrücken gegessen; mein Kompliment, Frau Pfarrerin!“

Die Dame lächelte befriedigt. „Ich bin herzensfroh, daß der Herr Superintendent an meinem geringen Tische

vorlieb nehmen mag. Indessen möchte ich mir gestatten, mit gütigster Erlaubniß einen Irrthum zu berichtigen. Was ich anzurichten die Ehre hatte, ist der Rücken eines Hammels, allerdings nach Art des Wildbrets bereitet."

„Das wäre!" rief der Superintendent. „Ich hätte niemals für möglich gehalten, daß Hammelrücken so vollkommen den Rehbraten zu ersetzen vermöchte."

„Wenn das kein Rehbraten ist, will ich mein Lebenlang Sauerkohl essen!" rief der Förster ziemlich derb dazwischen.

Die Pfarrerin lächelte überlegen. „Aber ich bitte Sie, Herr Revierförster, Sie werden mir doch wohl glauben, daß ich einen Hammelrücken kenne. Auf die Zubereitung kommt es an, auf die Zubereitung allein, dieselbe bewirkt Alles! Ich dürfte fast stolz sein, daß die Täuschung so vollkommen gelungen ist. Uebrigens habe ich einen Zeugen. Sprechen Sie, Herr Kabel, bitte, sprechen Sie!"

Herr Kabel hob sein Gesicht mit dem Ausdruck vollendeter Harmlosigkeit. „Es ist, wie Frau Pfarrerin sagt. Ich selbst habe den Rücken in der Kreisstadt gekauft. Wenn meine Unbedeutendheit sich ein Urtheil erlauben darf, hat die Küche unseres hochehrwürdigen Pfarrhauses ein Meisterstück geliefert, welches sogar Fachmänner täuscht."

Er machte dem Förster eine Verbeugung und zwinkerte ihm listig mit den Augen zu.

Ein wüthender Blick war die Antwort. Weitere Gegenrede war nicht möglich, aber der Waidmann knirschte innerlich. „Mich zu meinem eigenen Rehbock zu Gaste zu laden! Es ist um des Teufels zu werden!"

Der Pfarrer war heiter und aufgeräumt, desgleichen die Gäste. Nur der Revierförster konnte den Grimm seines Herzens nicht verwinden. So oft er den Augen des Herrn Kabel begegnete, glaubte er in dem verständnißinnigen Zwinkern den reinen Hohn zu erkennen.

„Sie sind wirklich im Irrthum, Herr Revierförster,“ flüsterte ihm derselbe nach dem Kaffee zu. „Sie tragen den Duft des Wildes in der Nase unverlierbar mit sich

herum, deshalb wittern Sie überall Rehe; zuerst im Schulhause, jetzt auch auf dem Tisch unseres Herrn Pfarrers!"

Es war nicht zu ertragen! Der Förster schützte Dienstgeschäfte vor und empfahl sich noch vor Einbruch der Nacht. Rachepläne schmiedend durchschritt er den dämmerigen Wald. Nach alter Gewohnheit begann er um sich zu blicken. Plötzlich durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag. Am Rande einer Lichtung, halb durch einen Baum verdeckt, aber völlig schußgerecht, stand ein stattlicher Rehbock. Er riß das Gewehr von der Schulter und drückte ab. Das Thier mußte tödtlich getroffen sein. Auf der Stelle, wo es stand, brach es zusammen. Der Förster eilte mit froher Hast vorwärts.

Das Fell war kalt und fühlte sich seltsam an. Als er mit der Hand fest zugriff, vernahm er ein knisterndes Geräusch. Er untersuchte genauer. Unter dem Bauche war eine Naht; er riß den Faden auf, die Rehhaut war mit Heu ausgestopft. Mit rothem Gesicht richtete der Mann sich auf. Nach der Richtung zum Dorfe hob er die geballte Faust in wortlosem Grimm.

Aber er besann sich. „Wenn der Gehilfe mich bei diesem Unthiere findet, darf ich mich nicht mehr sehen lassen, ohne ausgelacht zu werden. Ich muß es verstecken und später verscharren."

Er beugte sich hinab, um die seltsame Beute in's Dickicht zu schleifen, da fiel ihm ein Zettel in die Augen, der zwischen dem Gehörn befestigt war. „Auch das noch," knirschte er, aber er ergriff trotzdem das Papier. Im Dämmerlicht las er:

„Da bin ich armer Rehbock wieder!
Verloren hab' ich Fleisch und Glieder,
Nichts konnt' ich retten, als mein armes Fell;
Nun hast du mich wieder, o Waidgesell."

Dem wackeren Herrn Kabel aber wurde noch eine besondere Belohnung zu Theil. Der Herr Superintendent hatte nicht nur an dem saftigen „Hammelrücken", sondern auch an dem witzigen und klugen Lehrer ein solches Gefallen gefunden, daß er ihn zu einer gerade ledigen, bedeutend besser dotirten Lehrerstelle in einem entfernten großen märkischen Dorfe empfahl. Dorthin wurde Herr Kabel alsbald versetzt. Leider gab es da keinen Wald. Aber Herr Kabel konnte bei seinen höheren Einkünften jetzt seinen Tisch ohne Zuhilfenahme des edlen Waidwerks mit Fleisch versorgen und entsagte denn auch mit einem kleinen Seufzer des Bedauerns der Jagdleidenschaft in der sehr verständigen Erwägung, daß nicht alle Förster so leicht hinter's Licht zu führen sind, und man das Schicksal nicht zu oft auf die Probe stellen darf.

Ein falsches Signal.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Nachdruck verboten.)

1.

„Es sind nur noch fünf Minuten, Vater! Man wird Dir Deinen Eckplatz fortnehmen, wenn Du nicht einsteigst."

Ein schlanker junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren war es, der diese Mahnung an den kleinen, beweglichen Herrn im Reisepelz gerichtet hatte. Der aber entschloß sich augenscheinlich nur sehr schwer, sie zu beherzigen. Wieder und wieder beugte er sich zu den beiden kleinen, blondlockigen Mädchen herab, die mit etwas ängstlichen und verschüchterten Gesichtern inmitten des geräuschvollen Bahnhofstreibens dastanden, um unter allerlei zärtlichen Schmeichelworten ihre rothen Lippen zu küssen.

„In fünf oder sechs Tagen ist der Vater wieder bei euch, meine Lieblinge, ihr dürft euch darum nicht allzu sehr nach ihm bangen. Und er wird euch etwas Schönes mitbringen — darauf könnt ihr rechnen! Elfriede bekommt einen blauseidenen Sonnenschirm und Else eine große Puppe. Aber ihr müßt mir auch hübsch gesund bleiben — hört ihr? Und ihr dürft nicht vergessen, an euren Vater zu denken, der so weit von euch entfernt ist."

Die Reisenden, welche in der Nähe standen, lächelten ein wenig über das zärtliche Gebahren des Mannes, der

doch gewiß schon fünfzig Jahre alt war, und dessen Haar an den Schläfen bereits stark ergraute. Wenn er sich von seinen beiden Nesthäkchen, denen das Weinen bedenklich nahe war, auf eine unbestimmte und unabsehbare Zeit hätte trennen müssen, so hätte der Abschied nicht umständlicher und beweglicher sein können, als für diese Reise von fünf oder sechs Tagen. Halb gewaltsam mußte ihn endlich, als der Schaffner sehr dringend zum Einsteigen mahnte, der erwachsene Sohn in den Wagen schieben, und durch das herabgelassene Fenster flogen nun die letzten Grüße hinüber und herüber.

„Du wirst im Geschäft überall nach dem Rechten sehen, Friedrich! Ich weiß ja, daß ich mich auf Dich verlassen kann, mein Junge! Und ich werde Dir als Belohnung gute Neuigkeiten mitbringen; denn ich bin ganz sicher, daß ich diesmal mein Ziel erreiche. Mit meinem neuen Farbendruck-Verfahren müssen wir nothwendig die großartigsten Erfolge haben, sobald ich über das erforderliche Kapital verfüge, um den Betrieb einzurichten. Und Dein Großonkel würde sich sehr schlecht auf seinen eigenen Vortheil verstehen, wenn er Bedenken trüge, es mir gegen gute Zinsen vorzuschießen. Ich theile die Furcht Deiner Mutter vor seiner Hartherzigkeit ganz und gar nicht. Es ist, als ob mir eine innere Stimme sagte, daß diese Reise einen Wendepunkt in unserem Leben bedeutet, und daß nach all' den schweren, sorgenvollen Jahren jetzt eine neue, glücklichere Zeit für uns anbrechen wird. Auch Du sollst davon profitiren, mein wackerer Junge! Wenn ich auf dem Wege bin, ein wohlhabender Mann zu werden, will ich Dich gewiß nicht länger hindern, Deinen künstlerischen Neigungen zu folgen. Niemand wird sich herzlicher freuen als ich, wenn Du noch einmal ein berühmter Maler wirst."

Warm drückten sie einander die Hände. Dann gab der Zugführer das Abfahrtssignal, und der Zug setzte sich

in Bewegung. Der junge Mann hob die kleine, blondlockige Else auf seine Arme, damit sie das weit aus dem Wagenfenster geneigte Antlitz des Abfahrenden und sein wehendes Taschentuch noch möglichst lange erblicken könnte. Schon nach wenig Sekunden aber war ihnen beides in der Dunkelheit der Winternacht entschwunden, und nur die rothen Laternen am letzten Wagen glühten noch eine Weile aus der Finsterniß hervor.

Während der junge Mann mit den kleinen Schwestern durch die beschneiten, abendlich stillen Straßen nach Hause ging, fuhr der Vater der unbekannten Zukunft entgegen. Die kleine Gasflamme an der Decke der Abtheilung zweiter Klasse beleuchtete sein mageres, früh gealtertes Antlitz, in welchem mancher harte Kampf und manche schwere Sorge ihre unverwischbaren Spuren zurückgelassen hatten. Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu erkennen, daß er keines von den Sonntagskindern war, denen das Glück überall mühelos in den Schoß fällt. Arbeitsreiche Tage und schlummerarme Nächte hatten wohl vor der Zeit sein Haar ergrauen lassen und sein Gesicht mit so gramvollen Linien durchfurcht. Jetzt aber lag es über diesem verhärmten Gesicht wie ein verklärender Schimmer des Glückes und der Freude. Sein Herz war ja voll froher Hoffnung, und der Glanz kommender besserer Zeiten, von denen seine Seele träumte, warf seinen leuchtenden Schein voraus.

Während des ganzen Tages noch hatte er rüstig geschafft; nun machte sich die natürliche Abspannung geltend, und die gleichmäßige Bewegung des Wagens schläferte ihn ein. Einbildung und Wirklichkeit begannen sich zu heiteren Traumgebilden zu verwischen und auf den Lippen des Entschlummernden war ein sonniges Lächeln.

— — — — — — — — — — — —

Eng in seinen Uniformmantel gehüllt und vorgeneigten Hauptes kämpfte sich bald nach Mitternacht ein hoch-

gewachsener Mann durch den schneidenden Schneesturm, der in später Abendstunde hereingebrochen war. Er kam aus einem der letzten Häuser des Städtchens und strebte nun dem Stationsgebäude zu, das weit draußen im freien Gelände lag. So kräftig er gebaut war, so verschlug ihm doch der eisige Wind fast den Athem, und er mußte mit heftig arbeitender Brust ein paar Sekunden lang stehen bleiben, als er endlich unter dem schützenden Dache war. Ein anderer Eisenbahnbeamter, der sich eben zum Fortgehen anschickte, trat auf ihn zu.

„Nun, Werner, wie steht es? Darf man Ihnen schon gratuliren?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf, und auf seinem dunkelbärtigen Gesicht war ein Ausdruck schwerer Sorge. „Es sieht schlimm aus," brachte er mit zuckenden Lippen hervor. „Ich habe den Doktor Franzius holen müssen, und der meinte, ich solle mich auf Alles gefaßt machen. Und dabei muß man nun in den Dienst. Wer weiß, ob ich mein Weib noch am Leben finde, wenn ich wieder heim komme! Wahrhaftig, ich habe mich noch nie über meinen Beruf beklagt; aber heute möchte ich lieber ein Steinklopfer sein. Denn der ist doch wenigstens sein freier Herr, und Keiner darf ihn aufjagen, wenn er am Sterbebette eines geliebten Wesens sitzt."

„Nun, nun, es wird ja hoffentlich nicht so schlimm werden," tröstete der Andere. „Und dann handelt sich's auch nur noch um zwei Stunden. Wenn der Kölner Expreßzug durch ist und der Personenzug nach Berlin, sind Sie wieder frei. Na, gute Nacht, Werner — und ich wünsche Ihnen natürlich alles Gute."

Er ging eilig davon. Der Andere aber wandte sich nach seinem Bureau, indem er gesenkten Hauptes murmelte: „Nur zwei Stunden! Als wenn zwei Stunden nicht Zeit genug wären, um zu sterben!"

Der Stationsvorsteher hatte bereits mit Ungeduld auf den Assistenten gewartet, der ihn ablösen sollte; denn am Stammtisch im „Goldenen Löwen" gab es heute eine Geburtstagsfeier, bei der er sich nicht gerne ohne Noth verspäten wollte. Er war ein strenger, wortkarger Vorgesetzter, der es nicht liebte, im Dienst viel unnütze Reden zu machen. Darum richtete er auch keine Frage an den Assistenten, obwohl er wußte, was in dessen Hause bevorstand und obwohl er ihm ansah, daß da wohl irgend etwas nicht ganz nach Wunsch gegangen war.

„Der Personenzug Nr. 31 meldet zehn Minuten Verspätung," sagte er nur, indem er nach seiner Mütze griff. „Bei dem Schneetreiben aber wird es wohl noch erheblich mehr werden. Geben Sie Acht, daß es keine Konfusion gibt wegen des Kölner Expreßzuges; denn ganz pünklich kommt der bei dem Hundewetter wahrscheinlich auch nicht durch. — Guten Abend!"

Für einen Augenblick hatte Werner den vermessenen Gedanken gehabt, seinen Vorgesetzten um die Uebernahme des Dienstes auch während der nächsten zwei Stunden zu bitten, damit er zu seinem gefährdeten Weibe zurückkehren könne. Vor der strengen Miene des Stationsvorstehers war ihm jedoch rasch wieder aller Muth entsunken, und nun gab er mit tonloser Stimme den kurzen Gruß des Fortgehenden zurück.

Wie mit Geierkrallen klammerten sich Angst und Sorge an sein zuckendes Herz, als er nun mutterseelenallein gleich einem Gefangenen dasaß in dem kahlen, unfreundlichen Raume. Draußen heulte der Nordsturm, und sein Toben war so ungestüm, daß zuweilen alle Gegenstände im Zimmer leise erzitterten. Der Stationsassistent aber hörte doch immer nur das schwache, schmerzvolle Wimmern, das vorhin so herzzerschneidend an sein Ohr gedrungen war, und draußen vor den Fenstern, die auf den Bahnsteig hinausgingen,

glaubte er im Licht der ängstlich flackernden Gaslaternen ein todtenbleiches, qualverzerrtes Frauenantlitz zu sehen, das ihn aus großen, brechenden Augen vorwurfsvoll anblickte, wie wenn es ihn fragen wollte: „Womit habe ich es verdient, daß Du mich allein lassen konntest gerade in dieser Stunde?“

Er sprang von seinem Schreibtische auf und lief ruhelos in dem Bureau umher. Dann riß er die Mütze vom Nagel und stürzte hinaus auf den Bahnsteig. Der Sturm brauste ihm entgegen, und die großen, eiskalten Schneeflocken wirbelten ihm in's Gesicht. Aber die Beruhigung für seine erregten Nerven und die Kühlung für seine brennenden Schläfe, die er draußen gesucht hatte, fand er nicht. Noch immer klang durch all' das Heulen und Tosen hindurch das schreckliche, leise Wimmern an sein Ohr, noch immer glaubte er das blasse, verzerrte Gesicht zu sehen mit den großen, anklagenden Augen.

„Der Dienst — der Dienst!“

Eine wie furchtbare Bedeutung doch das tausendmal leichtherzig ausgesprochene Wort gewinnen kann in einem armen, bedrückten, leidvollen Menschenleben!

Mit fest zusammengepreßten Lippen und düster blickenden Augen kehrte der Assistent in sein Bureau zurück. Am Telegraphenapparat ertönte ein Klingelzeichen und mechanisch las Werner die Depesche ab. Der Personenzug Nr. 31 meldete abermals zehn Minuten Verspätung. Es war gar nicht abzusehen, wann er die Station passiren würde. Pflichtgemäß gab der Assistent das Telegramm weiter an die nächste Haltestelle; dann nahm er seine rastlose Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

Mit grausamer Langsamkeit schlichen die Minuten dahin. Wenn nicht ihr einförmiges Ticken das Gegentheil bewiesen hätte, würde Werner sicher geglaubt haben, die Uhr über seinem Arbeitstische sei stehen geblieben. Da

klopfte es an die Thür und athemlos, mit dunkelrothem Gesicht, trat eine einfach gekleidete Frau über die Schwelle.

„Ach, du lieber Gott, Herr Werner, was ist das für ein Wetter! Ich dachte schon, ich würde überhaupt nicht mehr herauskommen bis auf den Bahnhof. Und wenn ich's nicht Ihnen zu Liebe gethan hätte, wäre ich wahrhaftig auf dem halben Wege umgekehrt."

Sie wischte sich mit der Schürze das nasse Gesicht ab und fiel ganz erschöpft auf einen Stuhl. Mit zusammengekrampften Händen und weit aufgerissenen Augen hatte der Assistent die Sprechende angestarrt. Nur weil er vor Aufregung keinen Laut hervorzubringen vermochte, hatte er ihre Stoßseufzer nicht unterbrochen. Dann aber stürzte er auf sie los und packte sie an den Schultern, daß sie erschrocken zusammenfuhr.

„Was ist passirt, Frau Heinrich? Warum sind Sie herausgekommen? Meine Frau ist doch nicht — doch nicht —"

„Nun — nun! Nicht so wild, Herr Werner! Hoffentlich geht ja noch Alles gut. Bei meiner Schwester sah es beinah' ebenso gefährlich aus, und schließlich ist sie doch davongekommen. Man muß nicht gleich den Muth sinken lassen. Zum Verzweifeln ist es nachher immer noch früh genug. — Der Doktor meinte blos, es wäre besser, wenn Einer hinginge, Sie zu holen, weil man am Ende doch nicht wissen könnte, was geschieht."

Der Assistent stöhnte laut auf und drückte die Hände auf die Augen. „Aber ich kann ja nicht kommen — ich kann nicht! Ich habe ja noch Dienst."

„Na ja! Aber unter den vielen Menschen hier an der Bahn wird sich doch wohl Einer finden, der Ihre Stelle einnimmt. Wir wollen gewiß das Beste hoffen, lieber Herr Werner, aber darüber, daß es bei Ihrer Frau in der

nächsten Stunde um Leben und Sterben gehen wird, dürfen wir uns doch wohl nicht täuschen."

Der starke Mann stützte sich mit beiden Armen auf den Tischrand, und sein starker Körper zitterte wie im Fieber.

„Ich kann nicht fort!" wiederholte er mit klangloser Stimme. „Der Vorsteher ist in die Stadt gegangen. Es ist Niemand hier, der mich vertreten dürfte. Und wenn zu Haus Alles stirbt — ich muß meinen Dienst thun, Frau Heinrich!"

„Himmlische Barmherzigkeit, was ist das für ein schrecklicher Beruf, den Sie da haben! Aber Sie müssen freilich am besten wissen, was Sie thun dürfen und was nicht. Ich will mich nicht länger aufhalten, denn zu Haus bei Ihnen kann ich mich jetzt wohl nützlicher machen als hier."

Mit einem Seufzer stand sie wieder auf. Der Stationsassistent aber erfaßte ihre beiden Hände und sagte, während seine breiten Schultern bebten: „Gott vergelt's Ihnen, Frau Heinrich — Sie sind eine brave Frau. Und wenn — wenn das Schlimmste passiren sollte, ehe ich wieder zu Haus bin, so sagen Sie meiner armen Frau, daß ich nicht hätte kommen können, weil der Dienst mich festhält, und Keiner da ist, mich zu vertreten. Und sagen Sie ihr, daß ich sie sehr lieb habe — sehr lieb — und daß —"

Er kam nicht weiter; denn das Schluchzen, das er nicht länger unterdrücken konnte, erstickte ihm die Worte. Die Frau nickte ihm zu und machte sich rasch los, weil sie ihm nicht zeigen wollte, daß auch ihr die Thränen über die Wangen liefen.

„Kommen Sie nur, sobald Sie können, Herr Werner. Hoffentlich werden Sie ihr das Alles ja noch selber sagen; aber wenn der liebe Gott es anders beschlossen hat — na, ich verspreche Ihnen, daß die Aermste nicht mit einem

schlechten Gedanken gegen Sie aus dem Leben gehen soll."

Wie unter der Wucht eines mit Riesenkraft geführten Faustschlages brach der Stationsassistent zusammen, als die Nachbarin ihn verlassen hatte. Er legte die Arme auf den Tisch und barg das Gesicht in den Händen, ohne länger den Thränen zu wehren, die ihm heiß und unaufhaltsam aus den Augen stürzten. Was er in diesen schrecklichen Minuten litt, ging ja fast über Menschenkraft.

Ein wohlbekanntes Glockenzeichen war es, das ihn aufschreckte. Wirren, verstörten Blickes schaute er empor und strich sich mit der Hand über die Stirn, als müsse er sich erst darauf besinnen, wo er sei und was das Signal zu bedeuten habe.

„Ja so — der Kölner Expreßzug!" murmelte er, indem er schwerfällig aufstand. „Nur fünf Minuten noch — Gott sei Dank!"

Es war ihm, als ob er noch irgend eine besondere Pflicht zu erfüllen habe; doch er strengte seinen heißen, gemarterten Kopf vergebens an, sich darauf zu besinnen. Für einen Moment schoß ihm wohl der Gedanke an den Personenzug Nr. 31, der aus der entgegengesetzten Richtung kam, durch den Sinn. Aber das konnte es nicht sein, denn der war ja fahrplanmäßig längst durch. Er ging auf den Bahnsteig hinaus, um dem nahenden Zuge das Einfahrtssignal geben zu lassen. Einer der anderen Beamten trat an ihn heran, um ihn irgend etwas zu fragen. Aber der tosende Sturm riß dem Manne gleichsam die Worte vom Munde weg, so daß sie das Ohr des Assistenten nicht erreichten. Werner nickte mechanisch eine Bejahung; denn ihm war Alles so gleichgiltig, so unbeschreiblich gleichgiltig, daß ihm ein Ja genau so viel bedeutete als ein Nein.

Noch immer war die Luft so dicht von Schneeflocken und feinen Eisnadeln erfüllt, daß man nur eine kleine

Strecke weit sehen konnte, und daß selbst die nächsten Signallaternen nur schwach wie hinter einem dicken Nebelschleier aufdämmerten. Das Einfahrtszeichen für den Expreßzug war gegeben, und gewohnheitsmäßig wandte Werner das Gesicht nach jener Richtung, aus welcher er kommen mußte. Der Zug hatte die Station, die keine seiner Haltestellen bildete, mit unverminderter Geschwindigkeit zu passiren, und schon unzählige Male hatte der Assistent ihn in Nächten gleich dieser wie ein Phantom aus der Finsterniß auftauchen sehen, von der er schon nach Verlauf weniger Sekunden wieder verschlungen wurde. Wie seine Pflicht es ihm gebot, hatte er sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Weiche richtig gestellt sei; denn der Zug trat hier auf ein anderes Geleise über. Er hatte also nichts versäumt — nichts, und doch lastete auf ihm neben seinem namenlosen Herzeleid noch immer die seltsame, unerklärliche Empfindung, daß er irgend etwas Wichtiges vergessen habe, etwas, auf das er sich trotz alles Nachdenkens durchaus nicht besinnen könne.

Nun unterschied das geübte Ohr des Eisenbahnbeamten trotz des brausenden Orkans das eigenthümliche Stampfen und Dröhnen der mit rasender Geschwindigkeit näher kommenden Lokomotive, und nun leuchteten auch ihre weiß glühenden Augen grell aus der nächtigen Finsterniß auf.

Da — was war das? Ein mehrstimmiger, Mark und Bein durchdringender Schrei aus menschlichen Kehlen — ein paar rasch auf einander folgende schrille Pfiffe der Schnellzugslokomotive, die wie verzweifelte Hilferufe klangen — und dann — der Stationsassistent Werner hatte die Empfindung, daß das Blut in seinen Adern zu Eis erstarrte — dann dieselben angstvollen, gellenden Pfiffe auch von der anderen Seite! Nicht, als ob er dem eigenen Willen gehorchte, sondern als ob er von einer fremden Riesenfaust gewaltsam herumgerissen worden wäre, drehte

sich sein Kopf dahin, woher diese letzten Signale gekommen waren, und seine Augen, die weit aus ihren Höhlen hervortraten, starrten wie festgebannt auf das Entsetzliche, Grauenhafte, das sich ihnen wie ein fürchterlicher Spuk da offenbarte.

Auch von der anderen Seite kamen die grellweißen, glühenden Augen eines keuchenden, stampfenden Ungethüms heran, und durch das Gehirn des unglücklichen Assistenten zuckte es wie das Aufleuchten eines Blitzes: „Der Personenzug Nr. 31! Er ist noch nicht passirt, denn er hat ja Verspätung! Und er fährt bis zur Weiche auf demselben Geleise wie der Expreßzug! Sie müssen zusammenprallen, unfehlbar! Keine irdische Macht ist mehr im Stande, das Schreckliche zu verhindern."

Da ging es wie ein Ruck durch seinen Körper, er stieß einen Schrei aus, der nicht mehr aus einer menschlichen Kehle zu kommen schien, drückte die geballten Fäuste gegen die Ohren und stürzte fort, hinaus in die Finsterniß, die ihn barmherzig in ihre schwarzen Schatten hüllte.

— — — — — — — — — — — —

Der ergraute Führer der Expreßzuglokomotive hatte die Gefahr erkannt und mit seinem Leben abgeschlossen. Von seinem Platze aber wich er nicht. Tapferer, heldenmüthiger als irgend ein feurig besungener Held des Schlachtfeldes stand er da, die Hand auf dem Hebel, der die Fahrgeschwindigkeit regulirt, und die Augen auf das nahende Verhängniß gerichtet. Nur der winzige Bruchtheil einer Sekunde war ihm gegeben, um über seine Lage nachzudenken und seine Entschließungen zu fassen; aber mit der kaltblütigen Geistesgegenwart eines unerschütterlichen Todesmuthes hatte er ohne Schwanken und Zaudern das Rechte getroffen. Er zog nicht die Bremsen an, wie eine erste, instinktive Eingebung es ihn hatte thun heißen, sondern er steigerte die Schnelligkeit des ihm anvertrauten

Zuges bis an die äußerste Grenze des Möglichen; denn darin, daß er über die Weiche hinweg das andere Geleise gewann, ehe die Lokomotive des Personenzuges ihn erreichte, lag ja die letzte, schwache Hoffnung auf Rettung. Eine winzige, armselige Hoffnung, aber die einzige, von der hier noch die Rede sein konnte.

Und was den in Entsetzen erstarrten Zuschauern unmöglich schien, es gelang — gelang wenigstens zum Theil! Hart vor dem verzweifelt bremsenden Personenzuge vorbei glitten Lokomotive und Tender unversehrt auf das andere Geleise hinüber. Und die Personenwagen folgten ihnen — einer — zwei — der dritte — der vierte! nur der fünfte und letzte nicht mehr. Ein furchtbares Krachen, ein Brechen und Splittern, ein Knirschen und Klirren, unvergeßlich für jedes Menschenohr, das es je vernommen — ein sinnbetäubendes Pfeifen und Zischen ausströmenden Dampfes, und über das Alles hinweg grausige Schmerzensschreie von menschlichen Lippen!

* * *

In das Stationsbureau, als den zunächst gelegenen Raum, hatten hilfsbereite Hände die Unglücklichen getragen, die man aus den Trümmern hervorgezogen. Es gab nicht viele Verwundete, denn fast alle Insassen des von der Lokomotive erfaßten Wagens waren todt. Die Meisten von ihnen waren schrecklich zugerichtet und bis zur Unkenntlichkeit entstellt; ein Einziger nur, der Erste in der traurigen Reihe, hatte viel eher das Aussehen eines ruhig Schlummernden, als das eines Todten. Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren; sein Haar war an den Schläfen bereits ergraut, und sein mageres Gesicht war von mancher tiefen Linie des Kummers durchfurcht. Auf seinen Lippen aber war ein Lächeln, das selbst der Tod nicht hatte verscheuchen können.

— — — — — — — — — — — —

Ein schwerer, langsamer Schritt, wie der Schritt eines Schwerkranken, kam die knarrende, hölzerne Stiege des Hauses hinauf. Droben öffnete sich behutsam eine Thür, aus der heller Lichtschein auf die Treppe hinaus fiel, und eine Stimme, der man trotz ihres gedämpften Klanges die Herzensfröhlichkeit anmerkte, fragte: „Sind Sie's, Herr Werner? Na gut, daß Sie endlich da sind! Aber treten Sie vorsichtig auf, denn Ihre Frau braucht Ruhe, wenn sie wieder zu Kräften kommen soll. Es ist Alles viel besser geworden, als wir's gefürchtet hatten! Doktor Franzius ist eben gegangen, und er war sehr zufrieden. Aber, du meine Güte — ich vergesse ja beinahe die Hauptsache. Gratulire zur kleinen Tochter, Herr Werner! Nun hätten wir also glücklich das Pärchen beisammen."

Der Assistent hatte während des eifrigen Geschwätzes seinen nassen Mantel abgelegt und trat nun über die Schwelle, die Augen mit der Hand beschattend, wie wenn er von der Helligkeit im Zimmer geblendet würde.

„Gratuliren Sie mir nicht, Frau Heinrich!" sagte er in einem so eigenthümlichen Ton, daß die brave Frau verwundert aufblickte. „Aber sehen möchte ich das Kindchen wohl."

Dann öffnete er leise die Thür und trat in das matt erleuchtete Schlafzimmer ein. Auf den Fußspitzen ging er an das Bett seiner Frau, deren schmales Gesichtchen wachsbleich, aber mit einem glückseligen Lächeln aus den weißen Kissen schaute. Er beugte sich auf sie herab und flüsterte ihr etwas zu. Mit einem Blick voll zärtlichster Liebe sah sie zu ihm auf, und leise wie ein Hauch kam es über ihre Lippen: „Nun ist ja Alles wieder gut. Ach, ich bin so glücklich — so glücklich!"

Er wandte sich hastig ab, und sein eben noch fahles Antlitz war von purpurner Röthe übergossen. Frau Heinrich hob den Korb empor, in welchem, kaum sichtbar in

der Menge seiner weißen Umhüllungen, schlummernd das neugeborene Kindchen lag.

„Sehen Sie nur, was für ein holdes Engelchen!“ sagte sie. „Wie eine Puppe aus dem Spielzeugladen! An der werden Sie bald Ihre helle Freude erleben.“

Werner neigte sich über das winzige Menschenwesen und betrachtete es mit starrem Blicke. Dann fuhr er plötzlich empor und wandte sich zur Thür.

„Schlafe wohl, Elise!“ brachte er mit erstickter Stimme hervor, und es war, als ob er noch etwas Weiteres hinzufügen wollte. Aber er sagte doch nichts mehr, und nachdem er ein paar Sekunden lang wie in heftigem, innerem Kampfe auf der Schwelle gestanden hatte, ging er wortlos hinaus.

Nebenan in der kleinen Kammer schlief sein ältestes Kind, das seit einer Stunde nicht mehr das einzige war. Werner zündete eine Kerze an und setzte sich auf den Holzstuhl neben das Bettchen nieder. Der fünfjährige Knabe athmete tief und ruhig in dem festen, traumlosen Schlummer der glücklichen Kindheit. Auf seinen runden Wangen blühten die Rosen der Gesundheit und die wirren, dunklen Löckchen warfen feine Schatten auf seine weiße Stirn. Leise und behutsam, um ihn nicht zu wecken, streichelte der Stationsassistent die weichen Händchen, die auf der buntgewürfelten Decke lagen. Dann sank er in seinen Stuhl zurück, und während sich langsam zwei schwere Thränen von seinen Wimpern lösten, murmelte er halblaut: „Mein armer Junge! Mein armes Weib!“

Seine kräftige Gestalt fiel in sich zusammen, wie wenn etwas in ihr zerbrochen wäre, und seine Züge wurden schlaff wie im Gesichte eines Todmüden. Aber er schlief doch nicht ein, und er dachte auch nicht daran, sich zu entkleiden. Regungslos verharrte er Viertelstunde um Viertelstunde auf seinem harten Sitz, die Hände im Schoße ge-

faltet und die glanzlosen Augen unverwandt auf das Köpfchen des schlummernden Kindes gerichtet.

Der kleine Kerzenstumpf brannte herunter, und es wurde wieder dunkel in der Kammer. Aber der Stationsassistent saß regungslos auch in der Finsterniß — und so saß er noch immer, als in der Frühe des fahl heraufdämmernden Wintermorgens die Polizei kam, ihn zu verhaften.

2.

Das kleine Privatkomptoir des Buchdruckereibesitzers Friedrich Hartmann war ein Raum von denkbar schlichtester Ausstattung. Man brauchte sich nur darin umzusehen, um zu erkennen, daß der Bequemlichkeit ein recht geringer Platz eingeräumt war in dem Leben seines Bewohners. Wohl gab es neben den mancherlei Dingen, welche allein den Zwecken praktischer Arbeit dienten, auch ein altmodisches, steiflehniges Sopha mit grasgrünem Ripsbezug in dem schmalen, einfensterigen Gemache; aber es war vollständig bedeckt mit Zeitungen und Druckproben der verschiedensten Art, die es seiner eigentlichen Bestimmung ganz und gar entzogen. Ueber ihm an der Wand — an der einzigen Stelle, die von den hohen Regalen freigelassen wurde — hing in schlichtem schwarzem Rahmen der einzige künstlerische Schmuck des Zimmers, ein in Kreidezeichnung ausgeführtes Bild. Es war das Porträt eines Mannes von vielleicht fünfzig Jahren mit hagerem, verhärmtem Gesicht und stark ergrauendem Haar, doch mit hellen, gütigen, fast kindlich blickenden Augen. In einer Ecke stand als Name des Zeichners „Friedrich Hartmann" und darunter „Weihnachten 1872". Es war wohl das letzte Geschenk gewesen, das der hier Dargestellte von seinem ältesten Sohne empfangen hatte; denn das Eisenbahnunglück zu Neustadt, bei dem er sein Leben verloren, war

im Januar 1873 geschehen — vor nunmehr beinahe neunzehn Jahren.

An der anderen Wand, dem Bilde seines Vaters gegenüber, befand sich Friedrich Hartmann's einfacher Schreibtisch. Wer den hochgewachsenen, stattlichen Mann dort in emsiger Arbeit sitzen sah, der würde sicherlich Mühe gehabt haben, in ihm den schlanken Jüngling wieder zu erkennen, der damals auf dem Bahnhofe einen so hoffnungsvollen Abschied von dem kleinen, beweglichen Herrn im Reisepelz genommen. Das hübsche, fröhliche Antlitz war tiefernst geworden, und eine kleine unverwischbare Falte zwischen den Augenbrauen ließ es vielleicht noch um einige Jahre älter erscheinen, als es in Wirklichkeit war. In den lang herabwallenden blonden Vollbart mischten sich bereits hier und da ein paar graue Fäden, und das wellige Haar begann sich in der Scheitelgegend merklich zu lichten. Aber männliche Kraft und zielbewußte Energie prägten sich, wie in der straffen Haltung seiner hohen Gestalt, so auch in jeder seiner Bewegungen aus; eine harmonische, abgeklärte Ruhe lag über seiner ganzen Erscheinung, die ein Gefühl der Achtung nothwendig auch dem einflößen mußte, der ihm zum ersten Male gegenüber trat.

Es war ein linder, sonniger Junitag. Die beiden Flügel des einzigen Fensters, das auf einen kleinen, von niedrigem Buschwerk eingefaßten Rasenplatz hinausging, standen weit offen, und wie belebender Frühlingshauch strich es zuweilen durch das schmale Gemach. Dann hob wohl der Schreibende für einen Moment den Kopf von seiner Arbeit und sog mit einem tiefen Athemzuge die würzige Luft in seine breite Brust. Aber es waren immer nur Ruhepausen von wenig Sekunden, die er sich auf solche Art vergönnte und nur um so rascher flog dann jedesmal seine Feder über das Papier.

Da klopfte es hastig an die Thür, und ein Graukopf

mit gutmüthigem, runzligem Antlitz trat über die Schwelle.

„Ach, Herr Hartmann, wenn es Ihre Zeit erlaubt, so kommen Sie doch einmal hinüber in die Steindruckerei. Es ist leider ein Unglück geschehen, und wir wissen uns nicht recht zu helfen."

Der Angeredete hatte sich sofort erhoben. „Ein Unglück, Reimers? Doch hoffentlich keines, das einen Menschen betroffen hätte?"

„Freilich! Ich weiß selber nicht, wie es zugegangen sein kann; aber eine von den Anlegerinnen ist mit der Hand in die Räder der Tiegeldruckpresse gerathen und hat sich, wie es scheint, arg verletzt. Sie liegt ohnmächtig da, und die anderen Mädchen verstehen sich nicht darauf, das Blut zu stillen."

Ohne eine weitere Frage zu thun, eilte Friedrich Hartmann mit raschen Schritten dem Alten voraus in den Saal, in welchem der Unfall sich zugetragen hatte. Zu einem dichten Haufen zusammengedrängt standen in einer Ecke männliche und weibliche Arbeiter, aber sie wichen sofort zur Seite, als sie ihres Chefs ansichtig wurden. Auf einem Bretterstuhl — da man ein bequemeres Ruhelager wohl in der Schnelligkeit nicht hatte beschaffen können — saß die Verunglückte, ein Mädchen von vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahren. Ihr Kopf war gegen die harte Lehne zurückgesunken, und ihre Augen waren geschlossen. Die schmerzlich herabgezogenen Mundwinkel verriethen, daß sie auch in ihrer Bewußtlosigkeit noch litt, und es war etwas ungemein Ergreifendes in diesem leidvollen Ausdruck des lieblichen, blassen, für eine gewöhnliche Arbeiterin jedenfalls auffallend feinen Gesichtchens.

Mit Hilfsbereitschaft, doch mit rathlosem Ungeschick waren einige ihrer weiblichen Genossinnen um die Verletzte bemüht, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die starke

Blutung der offenbar schwer verwundeten linken Hand zu stillen.

„Schicken Sie sofort drei oder vier Leute nach Aerzten aus, Reimers!“ befahl Friedrich Hartmann. „Und schärfen Sie Jedem von ihnen ein, daß er nicht unverrichteter Sache zurückkommen darf. Einer von euch aber laufe in mein Komptoir und nehme Alles herunter, was auf dem Sopha liegt.“

Mit Schnelligkeit wurden seine Weisungen ausgeführt; der Druckereibesitzer aber hob nach einem flüchtigen Zaudern die schlanke Gestalt des ohnmächtigen Mädchens mit starken Armen empor und trug sie den kurzen Weg bis zu seinem kleinen Privatkomptoir. Behutsam legte er sie dort auf das grüne Ripssopha nieder, gab ihrem linken Arm durch den herangerückten Tisch eine erhöhte Lage und machte sich nun, nachdem auf sein Geheiß Linnen und Wasser herbeigeschafft waren, mit größerem Geschick als die unerfahrenen Arbeiterinnen, an die zunächst gebotene Stillung des noch immer überreich hervorquellenden Blutes.

Es war eine kleine, zierlich und doch fest gebaute Hand, deren Fleisch das unbarmherzige Eisen zerrissen hatte — eine Hand, die viel eher einer Dame der guten Gesellschaft, als einer einfachen Arbeiterin anzugehören schien. Vorsichtig hielt Friedrich Hartmann sie in der seinigen, bemüht, einen Verband anzulegen. Da wurde sie ihm plötzlich mit einem heftigen Ruck entzogen, und er sah, als er überrascht aufschaute, in zwei große, weit geöffnete, braune Augen, die mit einem halb zornigen und halb entsetzten Blick auf ihn gerichtet waren.

Nur ein paar Sekunden schien die zum Bewußtsein Erwachte zu brauchen, um sich auf das zu besinnen, was mit ihr vorgegangen war und um zu erkennen, wo sie sich befand. Aber es war nicht Dankbarkeit für die freundlichen Bemühungen ihres Brodherrn, was sich zugleich mit

dem Aufleuchten dieses Verständnisses in ihrem Gesicht ausprägte. Nur Beschämung und ein herber, unwilliger Trotz hätten sich aus ihren Mienen lesen lassen, und nur eine Regung heftigen Unwillens konnte ihr eingeben, sich so ungestüm aufzurichten, wie sie es jetzt that.

„Ich will nach Hause!" sagte sie schroff. „Warum hat man nicht einfach eine Droschke geholt, um mich nach Hause zu schaffen?"

„Weil das ein ganz unverantwortliches Beginnen gewesen wäre," erwiederte Hartmann ruhig und ohne sich durch ihr unfreundliches Benehmen im Mindesten gekränkt zu zeigen. „Der Arzt muß in jedem Augenblick eintreffen, und ich bitte Sie, sich bis dahin ganz ruhig zu verhalten, damit der Zustand Ihrer verletzten Hand nicht ohne Noth verschlimmert werde."

Sie warf einen Blick auf den halb fertigen Nothverband, an dessen Vollendung ihre heftige Bewegung ihn gehindert hatte, und um ihre Mundwinkel zuckte es.

„Ich werde den Arzt nicht bezahlen können, nach dem Sie geschickt haben. Für Unsereins gibt es den Armendoktor oder das Krankenhaus. Daran haben Sie wahrscheinlich nicht gedacht."

„Nein! Denn es wird selbstverständlich nicht von Ihnen verlangt, daß Sie den Arzt bezahlen. Für die Folgen eines Unfalls, von dem Sie in meinem Betriebe betroffen wurden, habe ich allein zu haften. So will es das Gesetz."

Sie zuckte die Achseln. „Und wenn ich nun diese verletzte Hand nie mehr zum Arbeiten gebrauchen kann?"

„Auch dann wird Ihnen daraus kein materieller Nachtheil erwachsen. Aber so weit mein Laienverständniß reicht, glaube ich nicht, daß Sie etwas derartiges zu fürchten haben. Es ist nur eine Fleischwunde, wenn auch von recht schlimmer Art. — Haben Sie noch immer große Schmerzen?"

Sie schüttelte energisch den Kopf und machte mit der verwundeten Hand eine lebhafte Bewegung, wie wenn sie ihm dadurch beweisen wollte, daß sie gar nichts mehr spüre. Aber sie mußte dabei doch die Lippen zusammenpressen, und die Farbe ihrer Wangen wurde wieder um eine Schattirung bleicher.

„Wenn Sie sich nur niederlegen wollten!" mahnte er freundlich. „Der starke Blutverlust muß Sie ja nothwendig erschöpft haben."

„Nein, nein," wehrte sie hastig ab. „Sie sagen doch selbst, daß es nichts Gefährliches sei. Am liebsten möchte ich sogleich nach Hause zu meiner Mutter."

Sie sprang vollends auf und machte, ehe Hartmann es hindern konnte, ein paar Schritte gegen die Thür. Dann aber mußte etwas wie ein Schwindel über sie gekommen sein; denn sie griff mit der rechten Hand an die Stirn und wankte, als ob ihr die Kniee plötzlich den Dienst versagten. Sie wäre unfehlbar zu Boden gestürzt, wenn Hartmann nicht herzu gesprungen wäre, um sie zu stützen und sie zu dem Sopha zurückzuführen. Sie war so schwach, daß sie sich willenlos seinem Arm überließ und daß ihre Gestalt für einen Moment an seiner Brust ruhte. Aber mit dem ganzen Aufgebot einer Energie, die ihn immer mehr in Erstaunen setzen mußte, machte sie sich gleich wieder los und stützte sich schwer athmend mit der gesunden Hand auf die Lehne des Sophas.

„Ich danke Ihnen," stieß sie in kurzen, abgerissenen Worten hervor. „Aber Sie sollten sich nicht so viel Mühe mit mir machen. Es geht schon vorüber."

Er sah, daß sie noch mehr unter dem Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit litt, als unter ihren körperlichen Schmerzen, und weil er aufrichtiges Mitleid mit ihr fühlte, ging er zur Thür, um einige der draußen stehenden Mädchen hereinzurufen, weil er annahm, daß der Beistand ihrer Ge-

nossinnen weniger Beängstigendes für sie haben würde als seine Hilfe. Mit lebhafter Freude sah er beim Hinaustreten, daß eben einer der ausgeschickten Burschen mit einem Arzte zurückkehrte, der ihm persönlich bekannt war. Er wechselte einige rasche Worte mit demselben und ließ ihn in Begleitung zweier Arbeiterinnen eintreten, während er selber nicht in das Zimmer zurückkehrte.

Er winkte vielmehr den alten Faktor Reimers zu sich heran und sagte, indem er ihn bei Seite nahm: „Wer ist das Mädchen, Reimers? Ich kann ihr Gesicht noch nicht oft gesehen haben, da es mir beinahe fremd vorkam. Wahrscheinlich ist es eine von den Arbeiterinnen, die Sie erst am letzten Montag angenommen haben."

„Jawohl, Herr Hartmann," meinte der Alte. „Und ich wollte, ich hätte es nicht gethan. Sie zeigte zwar den besten Willen; aber sie ist wenig geschickt zu der Beschäftigung, die ich ihr hier zuweisen mußte, und es wäre klüger gewesen, wenn ich sie wieder entlassen hätte, ehe das Unglück geschah, das Ihnen nun vielleicht ärgerliche Opfer auferlegt."

„Machen Sie sich darum keine Sorge! Aber sie sieht in der That nicht aus, als ob sie an diese Art von Handarbeit gewöhnt wäre. Wissen Sie etwas Näheres über ihre Verhältnisse?"

„Nicht viel mehr, als daß sie Martha Werner heißt, und die einzige Tochter einer Wittwe ist, die in der Kurzen Straße wohnt. Sie mag wohl von besserer Herkunft sein wie die Mädchen, die sich sonst als Anlegerinnen und Falzerinnen melden. Aber von Vortheil ist ihr das hier bei uns nicht gerade gewesen. Sie galt den Anderen als hochmüthig und hat wohl manchen giftigen Spott einstecken müssen, wenn sie nicht auf ihre derben Späße einging. Lange hätte sie es wahrscheinlich doch nicht ausgehalten, auch wenn sie für uns brauchbar gewesen wäre."

Hartmann that keine weitere Frage, und da die Thür seines Privatkomptoirs noch immer geschlossen blieb, machte er einen Gang durch die Geschäftsräume, um mit den Augen des sachverständigen Mannes überall nach dem Rechten zu sehen. Seinem ernsten, ruhigen Wesen war es nicht anzumerken, ob ihn das Schicksal der jungen Arbeiterin etwa insgeheim noch immer beschäftigte; aber es spiegelte sich unverkennbar wie lebhafte Freude in seinen Zügen, als er sie bei seiner Rückkehr, von dem Arzte geführt, eben aus der Thür des kleinen Zimmers treten sah.

„Es sah glücklicherweise schlimmer aus, als es ist," rief ihm der Doktor entgegen. „In längstens drei Wochen wird das Patschchen wieder vollkommen gebrauchsfähig sein — vorausgesetzt natürlich, daß es bis dahin richtig behandelt und gehörig geschont wird. Die kleine Schwäche von dem Blutverlust aber hat vollends ganz und gar nichts zu bedeuten."

Ueber das blasse Gesicht des jungen Mädchens war, als der Buchdruckereibesitzer sich ihnen genähert hatte, eine rasch wieder verschwindende Blutwelle gegangen. Sie heftete die Augen auf den Boden und sagte kein Wort; aber ihre feinen Lippen waren wieder trotzig zusammengepreßt wie vorhin, als sie sich so hilflos auf seinen Beistand angewiesen gesehen hatte. Hartmann schickte Jemanden nach einer Droschke und ersuchte eines der Mädchen, Martha Werner nach Hause zu begleiten. Sie sträubte sich nicht gegen diese Anordnungen, aber sie hatte auch nicht die kleinste Aeußerung des Dankes für den, der sie erließ. Als der Wagen da war, wandte sie sich mit ziemlich kurzem Gruße zum Gehen, und auch jetzt noch vermied sie geflissentlich, dem Blick ihres Brodherrn zu begegnen. Er gab ihr einen freundlichen Wunsch für ihre baldige Wiederherstellung mit auf den Weg, und nun konnte sie nicht wohl der Nothwendigkeit ausweichen, ihm zu ant-

worten. Aber sie beschränkte diese Antwort auf das knappste Maß, das unter den obwaltenden Umständen statthaft war, und raschen, elastischen Schrittes eilte sie davon, mit bewunderungswürdiger Kraft des Willens ihre körperliche Schwäche bemeisternd.

Hartmann blickte ihr ein paar Sekunden lang mit nachdenklicher Miene nach; dann aber setzte er sich wieder an seine Arbeit, und selbst der warme Frühlingshauch, der durch das offene Fenster zu ihm hereinströmte, schien nicht mehr die Macht zu haben, ihn zu kurzem Rasten zu bewegen.

3.

Es war am zehnten Tage nach dem Unfall in seiner Druckerei, als Hartmann die unbequeme, gewundene Treppe eines alten Hinterhauses in der Kurzen Straße emporstieg. Man hatte ihm unten gesagt, die Wohnung der Wittwe Werner läge im dritten Stock, und da fand er auf einem kleinen, zersprungenen Porzellanschild denn auch wirklich den gesuchten Namen. Eine kleine, kränklich aussehende, früh gealterte Frau öffnete ihm die Thür und gab sich auf seine Frage als Frau Werner zu erkennen. Als er ihr seinen Namen nannte, gerieth sie ob der unerwarteten Ehre in große Verwirrung und nöthigte ihn unter vielen Komplimenten in die Wohnstube, welche nur auf dem Wege durch die Küche zu erreichen war. Obwohl Hartmann absichtlich vermied, sich neugierig umzuschauen, konnte ihm doch nicht entgehen, daß bei der äußersten Einfachheit hier Alles freundlich und sauber war. Und als er dann die Schwelle des von hellem Sonnenschein durchflutheten zweifensterigen Wohngemaches überschritt, zeigte sich ihm ein Bild von wahrhaft herzerfreuender Anmuth und Lieblichkeit. Neben einem kleinen Blumentisch aus Korbgeflecht vor dem mit weißen Gardinen geschmückten Fenster hob sich, von

goldigem Licht umflossen, Martha Werner's feines Köpfchen zart von dem hellen Hintergrunde ab, schöner und vornehmer noch, als es während dieser zehn Tage, seitdem er sie nicht gesehen, in seiner Erinnerung gewesen war.

Das junge Mädchen trug die verbundene Hand noch in einer schmalen Schlinge; aber ihre Wangen waren rosiger, als an jenem Unglückstage, und kein Zug des Leidens mehr war auf ihrem Gesicht. Sie war in ein Buch vertieft, das vor ihr auf dem Nähtischchen lag, und hatte das Anschlagen der Klingel wohl überhört, da sie erst auf den freundlichen Gruß des Eintretenden hin von ihrer Lektüre aufblickte. Jäh veränderte sich der Ausdruck ihres Antlitzes, als sie ihn erkannte. Ihre feinen Nasenflügel bebten, und eine herbe Linie, die bisher nicht dagewesen war, erschien an ihren Mundwinkeln.

„Ich komme, mich einmal selbst nach Ihrem Befinden zu erkundigen, liebes Fräulein," sagte Hartmann, als ob er nichts von dem plötzlichen Wechsel wahrgenommen hätte. „Die Voraussage des Arztes in Bezug auf die rasche Heilung Ihrer Hand hat sich hoffentlich als richtig bewährt."

„Ja," erwiederte sie, wenn auch nicht gerade unfreundlich, so doch in einem Tone scheuer Zurückhaltung, der vielleicht noch verletzender für ihn war. „Ich befinde mich ganz wohl, und es ist wirklich nicht nöthig, daß Sie sich wegen eines so unbedeutenden Vorfalls in eigener Person hier herauf bemühen."

„Es ist nur meine Pflicht," gab er ruhig zurück. „Auch hatte ich noch eine weitere Veranlassung zu diesem Besuch. Sie haben mir den kleinen Geldbetrag zurückgeschickt, den ich Ihnen vor drei Tagen übersandte. Darf ich fragen, aus welchem Grunde?"

„Wie hätte ich eine Bezahlung annehmen können, ohne irgend welche Arbeit dafür geleistet zu haben? Ich habe keinen Anspruch auf dies Geld, Herr Hartmann!"

„Doch, Sie haben ihn. Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich nur die Bestimmungen des Gesetzes erfülle."

„Aber die Summe, welche Sie mir schickten, war größer, als der bedungene Wochenlohn. Ohne Zweifel meinten Sie es gut, indem Sie uns eine Wohlthat erweisen wollten. Aber wir nehmen keine Almosen."

„Es thut mir leid, Fräulein Werner, daß Sie es so auffassen," versetzte er. „Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, als ich Ihnen eine kleine Entschädigung schuldig zu sein glaubte für die Schmerzen, die Ihnen aus Ihrer Thätigkeit für mich erwachsen waren."

Martha schürzte ein wenig die Oberlippe, und in ihren Augen blitzte es eigenthümlich auf, während sie rasch entgegnete: „Ihr Vermögen und die Einkünfte Ihres Geschäftes würden nicht ausreichen, wenn Sie es zum Grundsatz erheben wollten, solche Entschädigungen zu zahlen. Und doch hätte ich das Geld nur annehmen können, wenn es sich dabei nicht um eine Ausnahme, sondern um eine feststehende Regel gehandelt hätte. So lange sich Keiner von den reichen Leuten um jene Schmerzen der Armen kümmert, die darum nicht geringer sind, weil kein Blut dabei fließt und keine augenfällige Wunde das Mitleid herausfordert — so lange man uns kämpfen und leiden und zu Grunde gehen läßt, ohne auch nur einen Finger zu rühren — so lange werden Geschenke gleich dem Ihrigen in meinen Augen schimpfliche Almosen bleiben, die ich selbst im Augenblick des Verhungerns noch mit Entrüstung zurückweisen würde."

„Aber Martha — Kind — um Gottes willen — Du weißt ja nicht, was Du redest," fiel Frau Werner mit verzweifelt erhobenen Händen ein.

Hartmann aber winkte ihr beruhigend zu und sagte noch milder, als zuvor: „Ich glaube den Gedankengang zu verstehen, der Sie bis zu solchen Schlüssen führt, mein liebes

Fräulein; aber ich halte mich eben deshalb auch für berechtigt, Ihnen zu erwiedern, daß Sie Unrecht daran thun, einen Einzelnen entgelten zu lassen, was Sie der Gesammtheit vielleicht mit Recht zum Vorwurf machen dürfen. Man muß fürwahr sehr schmerzliche Erfahrungen gemacht haben, wenn man schon in Ihren jungen Jahren so voll Bitterkeit und tiefen Grolles sein kann. Ich habe kein Recht, mich in Ihr Vertrauen zu drängen und Sie zu fragen, von welcher Art diese Erfahrungen gewesen sind. Aber ich täusche mich wohl nicht, wenn ich auch dem verhängnißvollen Mißgriff in der Wahl Ihrer letzten Erwerbsthätigkeit einen wesentlichen Antheil beimesse an Ihrer gereizten Stimmung. Es war eine durchaus unangemessene Beschäftigung, für welche Sie sich da entschieden hatten, und Sie mußten sich nothwendig unglücklich fühlen in dem aufgezwungenen engen Verkehr mit Personen, die in jeder Hinsicht unter Ihnen stehen."

„Das ist es ja, was ich meiner Martha tausendmal gesagt habe, verehrter Herr Hartmann," jammerte die Wittwe, „aber seitdem das schreckliche Unglück mit ihrem Bruder geschehen ist, läßt sie ja ganz und gar nicht mehr mit sich reden. Als wenn sie es nöthig gehabt hätte, eine gewöhnliche Arbeiterin zu werden. Ich will mich nicht rühmen, denn ich habe ja am Ende nichts weiter gethan, als meine Pflicht. Aber ich darf es doch aussprechen, daß ich nichts versäumt habe von dem, was ich in unserer traurigen Lage noch für meine Kinder thun konnte. In eine vornehme Schule konnte ich sie freilich nicht schicken, während wir an dem Nothwendigsten Mangel litten; aber ich konnte ihnen doch beibringen, was ich selber in meiner Jugend gelernt hatte. Und das war gar nicht so wenig, denn ich bin aus einem guten Hause. Und es waren zwei brave, fleißige Kinder, die immer viel lieber hinter ihren Büchern saßen, als daß sie sich mit den Anderen draußen

auf der Straße umhertrieben. Ich sage Ihnen, verehrter Herr Hartmann, meine Tochter weiß viel mehr als manche vornehme Dame."

„Das ist ein Irrthum, den Du endlich aufgeben solltest, Mutter," fiel ihr Martha in die Rede. „Ich habe wohl von diesem und jenem einen Brocken erhascht; aber ich habe nichts ordentlich und gründlich gelernt. Alles was ich weiß, ist armseliges Stückwerk und viel zu gering, um mich zu irgend einem Beruf tauglich zu machen. Ehe ich mich aber noch einmal als ein sogenanntes Kinderfräulein vermiethe, um wie die niedrigste Sklavin vom Morgen bis in die Nacht alle Härten und Launen gleichgiltiger und hochmüthiger Menschen zu ertragen, gehe ich wieder als einfache Arbeiterin in eine Fabrik, wo ich mich doch wenigstens nach vollbrachtem Tagewerk als meine eigene Herrin fühlen kann."

Ein so herber Stolz und eine so unbeugsame Entschiedenheit klangen aus ihren Worten, daß Hartmann keinen weiteren Widerspruch versuchte. Er wandte sich vielmehr an Frau Werner und fragte: „Sie haben Ihren Mann schon vor längerer Zeit verloren?"

„Ach ja, es sind nun bald sechs Jahre, daß er todt ist. Aber — so herzlos es klingen mag — es wäre wahrhaftig besser für uns gewesen, wenn er schon früher gestorben wäre. Denn er war uns in der letzten Zeit seines Lebens nur noch eine schwere Last. Er hatte sich das Trinken angewöhnt, Herr Hartmann, und im Delirium ist er gestorben."

„Mutter!" mahnte Martha vorwurfsvoll, und mit erglühenden Wangen fuhr sie, zu dem Besucher gekehrt, fort: „Dies Alles hat ja für Sie sicherlich nicht das geringste Interesse; aber nachdem Sie die schwere Anklage gehört haben, die da gegen meinen armen Vater erhoben worden ist, müssen Sie auch erfahren, wie er dahin gekommen ist,

eine schwere Last für seine Angehörigen zu werden. Die Grausamkeit und Unbarmherzigkeit der Menschen hat ihn zu Grunde gerichtet, und weil er nirgends mehr Trost und Mitleid finden konnte, suchte er seine Verzweiflung zu betäuben, wie es eben ging. Sie werden das wahrscheinlich nicht als eine Entschuldigung gelten lassen, denn wer sein ganzes Dasein in Wohlhabenheit und Ueberfluß zugebracht hat, kann sich wohl kaum vorstellen, wie es im Herzen der Elenden aussieht. Und meine Mutter hat Ihnen das Schlimmste noch nicht einmal gesagt. Ich lernte meinen Vater erst kennen, als ich zwei Jahre alt war, denn bis dahin hatte er — im Gefängniß gesessen."

Hartmann unterbrach sie durch eine abwehrende Handbewegung. „Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, Fräulein Werner! Ich möchte nicht gern etwas erfahren, das nicht das Zutrauen, sondern nur die Erregung des Augenblicks Sie offenbaren läßt."

„O, ich mache gegen Niemand ein Geheimniß daraus, daß ich die Tochter eines mit zweijährigem Gefängniß bestraften Mannes bin. Denn ich schäme mich meines Vaters nicht trotz seines sogenannten Verbrechens. Er wurde verurtheilt, weil er in seiner Eigenschaft als Eisenbahnbeamter durch eine Versäumniß den Unfall verschuldet hatte, bei welchem vor mehr als achtzehn Jahren auf dem Bahnhofe zu Neustadt mehrere Reisende ihr Leben verloren. Aber die Nacht, in welcher dieses Schreckliche geschah, war dieselbe Nacht, in der meine Mutter mit dem Tode rang. Er wurde an ihr Lager gerufen, das der Arzt selbst für ihr Sterbebett hielt; aber er konnte nicht kommen, weil der Dienst es ihm verbot. Da hatten sich, wie er uns später oft erzählte, für einen Moment seine Gedanken verwirrt, und es war eine furchtbare Schicksalsfügung, daß gerade dieser eine Moment entscheiden mußte über das Leben von so und so viel Menschen. Ein falsches

Signal; das er in einem Augenblick der Unzurechnungsfähigkeit gegeben — das war sein Verbrechen! Begreifen Sie es nun, daß ich mich nicht scheue, davon zu reden?"

Der Druckereibesitzer hatte einmal, während sie sprach, eine hastige Bewegung gemacht, als ob er von seinem Stuhle auffahren wollte. Er hatte sich aber schnell beherrscht und sah nun wieder ganz so ernst und ruhig aus wie zuvor.

„Das Eisenbahnunglück zu Neustadt geschah am 11. Januar 1873, nicht wahr?" fragte er, als die Sprechende innehielt, und mit unverhehltem Erstaunen sah Martha zu ihm auf.

„Ja! Sie haben also bereits davon gehört?"

Er neigte bestätigend das Haupt, und als ob er einem weiteren Ausdruck ihrer Verwunderung zuvorkommen wollte, sagte er rasch: „Und diese Bestrafung ist es gewesen, welche Ihres Vaters Zukunft zerstört hat, Fräulein Werner?"

„Ich habe ihn nicht anders gekannt, als einen gebrochenen Mann. Und ich habe, als ich heranwuchs, aus seinem Munde oft genug die Geschichte des schrecklichen Verzweiflungskampfes gehört, den er um unsertwillen geführt hatte, bis seine Kräfte ganz erlahmten. Daß er nach seiner Entlassung im Eisenbahndienst nicht wieder angestellt werden konnte, war am Ende natürlich; aber daß er in den Augen der Menschen für einen Ausgestoßenen und Geächteten galt, daß ihm Niemand länger Brod und Beschäftigung gewähren wollte, der von seinem Aufenthalt im Gefängniß erfuhr, daß man ihn von Thür zu Thür jagte, als ob er mit einer schrecklichen, ansteckenden Krankheit behaftet gewesen wäre — das war weder natürlich noch menschlich, sondern es war ungerecht, unbarmherzig und schlecht. Es war eine Strafe, die viel zu hart gewesen wäre selbst für einen Räuber und Mörder."

„Ja, das ist wahr," bestätigte die Wittwe schluchzend.

„In den ersten Jahren hat er's nicht an rechtschaffenen Bemühungen fehlen lassen, sich wieder eine anständige Existenz zu schaffen, und es war traurig genug, daß er immer wieder entlassen wurde, nur weil man keinen bestraften Menschen haben wollte. — Aber das ist ja nun einmal der Lauf der Welt, und ich meine immer, das Trinken hätte er sich darum doch nicht anzugewöhnen brauchen."

Als hätte sie diese letzte Bemerkung ihrer Mutter nicht gehört, fuhr Martha, den Besucher jetzt fest und furchtlos ansehend, fort: „Nun wissen Sie, Herr Hartmann, von welcher Art die Erfahrungen gewesen sind, die mich feindselig und mißtrauisch gemacht haben gegen alle reichen Leute. Aber Sie können darnach doch wenigstens versuchen, sich eine schwache Vorstellung von den Leiden zu machen, die meine und meines Bruders Kindheit erfüllten."

„Und dieser Bruder — auch er ist bereits gestorben?"

Wie eine dunkle Wolke legte es sich auf des Mädchens schönes Gesicht. Herb schlossen sich für einen Moment ihre Lippen. Da sie aber sah, daß die Mutter Miene machte, eine thränenreiche Geschichte zu erzählen, sagte sie, um es zu verhindern, kurz und mit einem beinahe rauhen Klang der sonst so weichen Stimme: „Ja, er brach in einer Winternacht durch das Eis des Kanals, auf das er sich gewagt hatte, und ertrank. Ich wollte wahrhaftig, daß ich an seiner Stelle gewesen wäre!"

Da tönte es zum ersten Male wie ernster Vorwurf aus Hartmann's Worten: „Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Es sind Feiglinge, die es nach dem Tode verlangt, obwohl sie jung und stark genug wären, den Kampf gegen ein anscheinend feindliches Schicksal zu führen. Und weil ich weiß, daß Sie nicht feig sind, glaube ich auch nicht, daß es Ihnen ernst ist um ein solches Begehren. Sie sind nur gereizt und verbittert durch die schlimmen Eindrücke Ihrer Jugend, und ich hoffe, daß Sie in einem befriedigen-

den Wirkungskreise bald die Lebensfreude wiederfinden würden, die für Ihre Jahre natürlich ist."

„In einem befriedigenden Wirkungskreise?" wiederholte sie ironisch. „Als wenn es nur auf meinen guten Willen ankäme, mir den zu schaffen!"

„Gewiß! Ihr guter Wille ist dabei das hauptsächlich Entscheidende. Es gibt viele junge Mädchen, die als Buchhalterinnen und Korrespondentinnen in kaufmännischen Geschäften in auskömmlicher Weise ihren Unterhalt gewinnen. Wollen Sie es nicht nach Ihrer Wiederherstellung gleichfalls damit versuchen."

„Ich habe nicht Kenntnisse genug, als daß ich mich um einen solchen Posten bewerben dürfte."

„Aber Sie würden sich in einer kurzen Lehrzeit aneignen können, was Ihnen jetzt noch fehlt. Ich bin dessen so sicher, daß ich mich unbedenklich erbiete, Sie für das Komptoir meiner Druckerei zu engagiren."

„Das heißt, Sie würden es aus Barmherzigkeit thun. Ich danke Ihnen, Herr Hartmann; aber das wäre ja nur ein Almosen in anderer Form."

Er neigte sich ein wenig vor und sah ihr mit einem warmen Blick in die Augen. „Fällt es Ihnen wirklich so schwer, Ihr feindliches Mißtrauen gegen mich zu überwinden? Ich verspreche Ihnen, daß es sich nur um eine Probezeit handeln soll, die Sie beendigen können, sobald es Ihnen beliebt. Mein Prokurist Steinhausen wird Sie in die Geheimnisse des kaufmännischen Berufes einführen, und Sie werden ohne Zweifel bald erkennen, daß diese Geheimnisse nicht so schwer zu durchdringen sind, als Sie jetzt glauben."

Es war etwas Zwingendes in seiner ruhigen, ehrlichen, mannhaften Weise, und als sie nun vollends das verklärte Leuchten im Gesicht ihrer Mutter sah, gab Martha nach.

„Unter dem Vorbehalt, den Sie mir aus freien Stücken

bewilligt haben, nehme ich Ihren Vorschlag an, Herr Hartmann. Aber Sie dürfen mich später nicht undankbar nennen, wenn es bei einem kurzen Versuch sein Bewenden haben sollte."

Mit blechernem Klange schlug nebenan in der Küche die Glocke an, und als ob sie froh sei, einer peinlichen Situation zu entrinnen, schlüpfte Martha eilig hinaus, um zu öffnen. Nach Verlauf von zwei Minuten kehrte sie zurück; doch nicht mehr allein, sondern in Begleitung eines jungen Mannes, der vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt und wie ein geradeswegs von der Arbeit kommender Handwerker gekleidet war. Auch in diesem einfachen Anzuge und trotz seiner eher schmächtigen als kraftvollen Gestalt konnte der Eintretende mit seinem lockigen schwarzen Haar und mit dem kecken Schnurrbärtchen auf der Oberlippe für einen hübschen Menschen gelten. Er warf einen raschen, nicht eben freundlichen Blick auf den Fremden und sagte, indem er Frau Werner mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten die Hand reichte: „Entschuldigen Sie, wenn ich ungelegen komme! Aber ich wollte Ihnen nur im Vorbeigehen guten Tag sagen und kann mich gleich wieder entfernen, falls ich störe."

Die Wittwe war dem Anschein nach gar nicht abgeneigt, ihn in Bezug auf dies letztere Anerbieten beim Wort zu nehmen; Martha aber kam ihrer Erwiederung zuvor.

„Du störst uns durchaus nicht, Otto! Herr Hartmann wird gewiß nicht wünschen, daß wir Dich seinetwegen fortschicken." Und mit einer vorstellenden Bewegung gegen den Genannten hin fügte sie hinzu: „Herr Otto Rotermund — ein Jugendfreund meines verstorbenen Bruders."

„Und der Deinige, wie ich hoffe," ergänzte der junge Mann mit einem Nachdruck, der durch die Situation nicht gerade unbedingt geboten schien. „Sie sind wahrscheinlich

der Besitzer der Druckerei, in der Fräulein Martha Werner verunglückt ist."

„Allerdings!" antwortete Hartmann kühl, sichtlich unangenehm berührt durch den dreisten, fast herausfordernden Ton der Frage. Und indem er gleichzeitig nach seinem Hut griff, wandte er sich gegen Martha: „Es bleibt also bei unserer Verabredung! Ich erwarte Sie, sobald Sie vom Arzt die Erlaubniß dazu erhalten, in meinem Komptoir, und ich hoffe um Ihretwillen, daß es recht bald geschehen kann."

Er bot ihr die Hand, die sie nur für einen flüchtigen Moment berührte, ohne dabei die Augen zu ihm zu erheben. Dann grüßte er den jungen Handwerker mit einem leichten Neigen des Kopfes und wandte sich, von Frau Werner begleitet, zum Gehen. Die Wittwe wollte ihn draußen mit einer ganzen Fluth wortreicher Danksagungen überschütten; aber er wußte ihr auf freundliche Art zu wehren und drückte ihr, schon auf der Schwelle stehend, zwei Goldstücke in die Hand.

„Es ist der rückständige Lohn Ihrer Tochter," sagte er, „aber es wird vielleicht besser sein, wenn Sie ihr nichts davon sagen."

Frau Werner fühlte sich offenbar vollkommen frei von den Bedenklichkeiten, welche das junge Mädchen zur Ablehnung des Geldes bestimmt hatten; denn sie nahm es mit einem sehr demüthigen Dankeswort entgegen und ließ es sich nicht nehmen, den Besucher bis an die erste Treppenstufe zu geleiten.

„Es war uns eine große Ehre, Herr Hartmann — eine sehr große Ehre. Und wenn irgend Jemand etwas aus diesem unberechenbaren Mädchen machen kann, so sind Sie es — Sie ganz allein."

Es kostete ihn einige Mühe, endlich loszukommen, und als er bereits das erste Stockwerk erreicht hatte, hörte er

noch, daß die Wittwe ihm noch Verschiedenes nachrief, was er nicht verstand. Sein Gesicht aber war noch ernster als sonst, während er die Schritte nach seinem einfachen Junggesellenheim zurücklenkte und wiederholt sprach er ganz gegen seine Gewohnheit halblaut vor sich hin: „Daß sie die Tochter gerade dieses Mannes sein muß! Aber ich darf sie es nicht entgelten lassen — es ist ja nicht ihre Schuld."

4.

Die Arbeiterinnen der Hartmann'schen Buch- und Steindruckerei machten große Augen, als sie bei der wöchentlichen Lohnzahlung, die in dem großen Hauptkomptoir erfolgte, ihre ehemalige Genossin in hübschem dunklen Kleide wie eine Dame eifrig schreibend an einem der großen Pulte sitzen sahen. In den lebhaften Erörterungen, denen sie dies außerordentliche Ereigniß später unterzogen, fehlte es nicht an allerlei hämischen Bemerkungen, die dem jungen Mädchen wohl die Zornesröthe in die Wangen getrieben haben würden, wenn sie sie hätte vernehmen können. Aber zum Glück vermochte kein Tropfen von all' der Bosheit, die da verspritzt wurde, sie zu erreichen. Wie hinter einem schützenden Wall hatte sie sich hinter die neue Arbeit geflüchtet, deren ungewohnte Schwierigkeiten sie mit Energie zu überwinden suchte, und der alte Prokurist Steinhausen war der einzige Mensch, dem sie gestattete, auch einmal von etwas Anderem zu ihr zu sprechen als von dem, was sich unmittelbar auf ihre Beschäftigung bezog.

Der freundliche, weißbärtige Herr, der früher selbst Inhaber eines kaufmännischen Geschäfts gewesen und durch den Konkurs eines Freundes ruinirt worden war, hatte ihr Vertrauen schnell gewonnen; obwohl oder vielleicht gerade weil er ihr niemals gezeigt hatte, daß es ihm darum zu thun sei, dies Ziel zu erreichen. Er durfte sicher sein,

stets eine freundliche Antwort zu erhalten, wenn er einmal eine Frage an sie richtete, und er erfuhr während ihrer kurzen Unterhaltungen von ihr so Manches, was sie bei ihrer unüberwindlichen Scheu und Verlassenheit vielleicht keinem Anderen gesagt haben würde. So sprach sie ihm im Laufe der ersten Wochen einmal von ihrer leidenschaftlichen Liebe für gute Musik und davon, daß sie oft Thränen bitterſten Schmerzes vergossen habe, wenn sie zu der Aufführung irgend eines hervorragend schönen Werkes trotz aller Sparsamkeit nicht einmal den winzigen Betrag für einen Stehplatz auf der letzten Gallerie erschwingen konnte.

Wenige Tage später sagte der Prokurist, nachdem er einige Rechnungen, die in die Bücher eingetragen werden sollten, auf ihr Pult gelegt hatte, leise: „Ich habe da zwei Eintrittskarten zu einem Konzert, welches morgen Abend stattfinden wird, Fräulein Werner! Einer meiner Verwandten, welcher viele Verbindungen in musikalischen Kreisen besitzt, hat sie mir geschenkt. Aber meine Frau und ich, wir fragen nicht viel nach solchen Dingen, und wenn ich Ihnen die Billets, die sonst unbenützt bleiben, vielleicht zum Geschenk machen darf —“

Martha hatte wohl einen Augenblick gezögert; aber die lockende Aussicht auf einen erlesenen künstlerischen Genuß hatte ihre Bedenken rasch zerstreut. Sie hatte die Karten mit lebhaftem Dank angenommen, und als sie am Morgen nach dem Konzert wieder in das Komptoir kam, leuchteten ihre schönen Augen wie in hellem Entzücken auf, da sie dem Prokuristen erzählte, daß es über alle Beschreibung schön und herrlich gewesen sei.

Erst als sie ihren begeisterten Bericht fast beendet hatte, nahm sie wahr, daß auch Hartmann im Zimmer sei, und sie brach ihre Rede mitten im Satze ab. Schweigend ging sie an ihr Pult, um ihr Gesicht sofort tief auf das große Kontobuch zu neigen, das sie vor sich aufgeschlagen

hatte. Karg und einsilbig klangen ihre Antworten auf einige geschäftliche Fragen, welche Hartmann an sie richtete, und wie in großer Erleichterung athmete sie unwillkürlich tief auf, als der Druckereibesitzer wieder in der Thüre zu seinem kleinen Privatkomptoir verschwunden war. Noch immer war ihr Verkehr mit dem Manne, den sie als ihren Brodherrn ansehen mußte, von derselben wenig vertrauensvollen und freundlichen Art, wie an dem Tage, da sie auf dem grünen Ripssopha in seinem Zimmer zum Bewußtsein erwacht war. Eine argwöhnische Scheu, die sich deutlich in ihrem Antlitz wie in ihren Augen ausprägte, sobald er in ihren Gesichtskreis trat, schien gleich einer unübersteiglichen Schranke zwischen ihr und ihm zu stehen, und von der jugendlichen Heiterkeit, die zuweilen für einen Moment in ihren Zügen aufleuchten konnte, wenn sie mit dem alten Prokuristen Steinhausen sprach, war nichts mehr in ihrem Wesen, wenn sie fürchten mußte, daß Hartmann's Blicke auf ihr ruhten.

Und er selber machte keinen Versuch mehr, ein Vertrauen zu gewinnen, das ihm mit so unzweideutiger Entschiedenheit vorenthalten wurde. In immer gleicher Ruhe und Freundlichkeit, aber knapp und gemessen, wie er alle seine Untergebenen zu behandeln pflegte, trat er bei ihren spärlichen Begegnungen auch der jungen Komptoiristin gegenüber. Ihre Gespräche bestanden aus nichts Anderem, als aus einigen kurzen Fragen und Antworten; niemals, auch wenn sie zufällig ganz allein miteinander waren, wurde einer jener Gegenstände berührt, von denen bei seinem Besuche in ihrer Wohnung die Rede gewesen war.

Nun waren bereits mehr als zwei Monate vergangen, seitdem Martha Werner ihre Thätigkeit als Buchhalterin begonnen hatte, sie fühlte, daß sie den Anforderungen ihrer neuen Stellung durchaus gewachsen war, und dies Bewußtsein gab ihr allgemach eine ruhige Sicherheit, die sie auch

im Verkehr mit ihrer Umgebung heiterer und liebenswürdiger machte.

Es war an einem Septembernachmittage, als sich Steinhausen wieder unter einem durchsichtigen Vorwande an ihrem Pult zu schaffen machte, um ein kleines Privatgespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Sie wissen doch, daß wir morgen einen Feiertag haben, Fräulein Werner?" begann er, und als sie erstaunt verneinte, fuhr er fort: „Es sind morgen dreißig Jahre vergangen, seitdem der alte Faktor Reimers als Schriftsetzer in das Geschäft des seligen Herrn Hartmann eingetreten ist, und unser Chef wünscht, daß dieser Ehrentag des treuen und rechtschaffenen Mannes nach Verdienst gefeiert werde. Die Arbeit soll morgen vollständig ruhen, und das ganze Personal ist von Herrn Hartmann zu einem Ausfluge nach Lindenthal eingeladen. — Sie werden doch hoffentlich auch daran theilnehmen, liebes Fräulein?"

Martha bückte sich tiefer auf ihre Arbeit und sagte nach Verlauf einiger Sekunden: „Da ich von dem Gastgeber nicht dazu aufgefordert worden bin — nein!"

„Aber ich habe den ausdrücklichen Auftrag, es Ihnen zu sagen. Der alte Mann würde es für eine Kränkung nehmen, wenn Sie allein sich ausschließen wollten. Ich weiß ja, daß er eine ganz besondere Verehrung für Sie hegt."

Das junge Mädchen sah ihn an und lächelte. „Wenn es so ist, darf ich mich allerdings wohl nicht fernhalten. Wann wird denn der Ausflug stattfinden?"

„Um elf Uhr Vormittags, und man versammelt sich in der Druckerei, da die Wagen von hier abfahren sollen. — Uebrigens, was ich Sie noch fragen wollte: hätten Sie nicht Lust, heute Abend die Aufführung der „Jahreszeiten" zu besuchen, welche der Städtische Gesangverein veranstaltet? Es werden einige bedeutende Künstler in den Soloparthien

mitwirken, und ich habe durchaus keine Verwendung für meine beiden Eintrittskarten."

„Aber das war ja mein sehnlichster Wunsch!" rief Martha, und die helle Freude blitzte ihr aus den Augen. „Wenn ich nur wüßte, womit ich soviel Freundlichkeit verdient habe, und ob ich sie auch wirklich annehmen darf!"

Der Prokurist legte die Billets vor sie hin, aber ihre Danksagungen schienen ihn in Verlegenheit zu setzen; denn er machte ein etwas wunderliches Gesicht und zog sich rasch auf seinen Arbeitsplatz zurück. Als Martha bald nachher das Komptoir verließ, traf sie vor der Thür mit Hartmann zusammen, der sich ebenfalls anschickte, auszugehen. Sie wollte, wie sie es bei derartigen Begegnungen noch immer gethan, mit stummem Gruße an ihm vorüber eilen; doch diesmal ließ er es nicht zu, sondern redete sie an und ging dann an ihrer Seite weiter.

„Ich habe längst auf die Gelegenheit gewartet, Fräulein Werner, Ihnen zu sagen, daß ich sehr mit Ihnen zufrieden bin. Sie haben sich so schnell in Ihre neue Thätigkeit gefunden, und Ihre Leistungen sind für mich von so großem Werthe, daß Ihr nur für eine Lehrzeit berechnetes Gehalt dazu nicht mehr im rechten Verhältniß steht. Ich werde mir deshalb erlauben, Ihnen dasselbe schon für den laufenden Monat zu verdoppeln."

Wieder streifte sie ihn flüchtig mit einem ihrer argwöhnischen Blicke, aber er mußte ziemlich lange auf eine Antwort warten.

„Erlauben Sie mir, über dieses freundliche Anerbieten nachzudenken, ehe ich mich darauf erkläre," sagte sie endlich. „In diesem Augenblick werde ich davon zu sehr überrascht."

„Das heißt, Sie wollen sich zuvor erkundigen, wieviel man anderen Buchhalterinnen zahlt, aus Furcht, daß ich Ihnen schon wieder ein Almosen aufnöthigen könnte?"

Martha's jähes Erröthen bewies, daß er ihre Gedanken richtig errathen hatte. Sie senkte den Kopf noch tiefer; aber sie widersprach ihm nicht. Ein paar Dutzend Schritte gingen sie schweigend nebeneinander her. Dann nahm Friedrich Hartmann wieder das Wort, und was er ihr jetzt in seiner ruhig schlichten Weise über das Thörichte und Gefährliche ihres menschenfeindlichen Mißtrauens sagte, klang so warm und so überzeugend, daß sie ihn nicht wie damals in ihrer Wohnung mit einer stolz abweisenden Bemerkung unterbrach. Er sprach mit keinem Worte von sich selbst und von der Uneigennützigkeit seiner Absichten, sondern wies sie nur auf all' das Edle, Hochherzige und Selbstlose hin, das Tag für Tag an hundert Beispielen Jeder sehen könne, der nicht geflissentlich seine Augen verschließen wolle vor dem Guten und Großen in der menschlichen Natur. Er warnte sie eindringlich vor dem starrsinnigen Festhalten an einem Groll, der ihrem Geschlecht so wenig angemessen sei, als ihren Jahren, und er wurde dabei zuletzt so beredt, daß sie kaum noch den ernsten, wortkargen Mann in ihm wieder erkannte, der er daheim an der Stätte seines Wirkens war.

„Nur wer gelernt hat, zu vergessen und zu vergeben, darf darauf hoffen, hier auf Erden das Glück zu finden, nach dem die Haßerfüllten und Rachsüchtigen immer vergebens ringen werden. Auf gegenseitiges Verzeihen sind wir Alle angewiesen, mein Fräulein! Glauben Sie das immerhin einem Menschen, der die Welt so viel länger kennt als Sie, und dessen Leben vielleicht nicht immer so heiter und sorgenlos gewesen ist, als Sie vermuthen. Ich habe keinen besonderen Anspruch auf Ihr Vertrauen, und es handelt sich auch gar nicht um mich; aber ich hege die Ueberzeugung, daß Sie erst dann froh und glücklich sein werden, wenn Sie wieder Vertrauen zu den Menschen haben — und ich möchte Sie so gerne froh und glücklich sehen."

Sie standen bereits vor dem alten Hause in der Kurzen Straße, und Martha blickte überrascht empor, denn noch nie zuvor war ihr der Heimweg so kurz erschienen als heute. Hartmann griff, um sich zu verabschieden, an seinen Hut; da streckte sie ihm, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihre Hand entgegen und sagte mit einer Herzlichkeit, deren er sie nach allem Voraufgegangenen kaum hatte fähig halten können:

„Ich vertraue Ihnen, Herr Hartmann, und bitte Sie, alle die häßlichen, undankbaren Worte zu vergessen, die ich früher gesprochen habe."

Sie sah, daß ein freudiges Aufleuchten über seine Züge ging, aber sie ließ ihm nicht Zeit zu einer Erwiederung, denn mit freundlichem Gruß war sie schon in der nächsten Sekunde in dem dunklen Thorweg verschwunden. Klopfenden Herzens und von einer sonnigen Fröhlichkeit erfüllt, wie sie sie seit den Tagen ihrer Kindheit nicht mehr empfunden hatte, eilte sie über den Hof und die steile, ächzende Wendeltreppe empor. Ein Ausdruck der Ueberraschung, der fast einem leisen Schatten glich, glitt über ihr Gesicht, als sie den jungen Mann, den sie Hartmann vor einigen Monaten als den Jugendfreund ihres Bruders vorgestellt hatte, am Fenster des Wohnzimmers sitzen sah. Er hatte offenbar auf sie gewartet; denn er erhob sich bei ihrem Eintritt sehr lebhaft und begrüßte sie wie Jemand, dem endlich ein sehnsüchtig gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Martha duldete es zwar, daß er ihre Hand wohl eine Minute lang festhielt; aber es war doch eine gewisse Gezwungenheit und Zurückhaltung in ihrem Benehmen.

„Guten Abend, Otto!" sagte sie. „Es ist hübsch, daß Du Dich wieder einmal nach uns umsiehst; aber Du mußt schon entschuldigen, wenn wir Dich nicht bei uns behalten können. Man hat mir zwei Eintrittskarten für die heutige

Aufführung der ‚Jahreszeiten' zum Geschenk gemacht, und Mutter wird sich mit ihrem Anzuge beeilen müssen, wenn wir den Anfang nicht versäumen wollen."

Die Brauen des jungen Handwerkers zogen sich zusammen. „So?" fragte er gedehnt. „Und es war natürlich wieder der alte Herr Steinhausen, der Dir die Karten geschenkt hat?"

„Gewiß!" erwiederte sie unbefangen. „Von einem Anderen würde ich sie schwerlich angenommen haben."

Er schwieg, bis Frau Werner, die sehr glücklich war über das unverhoffte Vergnügen, sich zum Zwecke des Umkleidens in das anstoßende Schlafzimmer begeben hatte; dann aber wandte er sich wieder an Martha, um in einem Tone mühsam unterdrückter Erregung zu sagen: „Du sprichst nicht die Wahrheit! Diese Billets sind nicht von Steinhausen, sondern von einem Anderen."

Das junge Mädchen sah ihn mit großen, erstaunten Augen an. „Ich verstehe Dich nicht," erklärte sie kühl. „Wenn Deine Worte meine Aufrichtigkeit verdächtigen wollen, so habe ich Dir nichts zu erwiedern."

„Das klingt sehr stolz. Aber es reicht nicht hin, mich zu überzeugen. Laß mich doch einmal die Karten sehen! Tragen sie nicht vielleicht die Nummern vierundzwanzig und fünfundzwanzig in der ersten Sitzreihe?"

„Allerdings!" sagte sie betroffen. „Wie kommst Du zu dieser Kenntniß?"

„O, auf eine sehr einfache Art! Ich wußte, daß es Dir große Freude machen würde, das Konzert zu besuchen, und ich hatte die Absicht, Dich mit einem Billet zu überraschen. Aber als ich heute an die Verkaufsstelle kam, war von den billigeren Plätzen — denn für die erste Sitzreihe reichen meine bescheidenen Mittel allerdings nicht aus — keiner mehr zu haben. Diese beiden Karten waren die einzigen, über die man noch verfügte, und jede von

ihnen kostet zehn Mark. Ich wies sie natürlich zurück; aber da sagte Jemand, der hinter mir stand: ‚Geben Sie mir die Billets!‘ legte eine Doppelkrone auf den Tisch und ging davon. Dieser Jemand aber war nicht ein alter, weißbärtiger Mann, sondern Dein Prinzipal, Herr Hartmann, dessen Gesicht ich gut im Gedächtniß behalten habe, seitdem er mich hier so hochmüthig behandelt hat, als ob ein armer Teufel meines Schlages nur Luft für ihn wäre. Der Zufall hat, wie Du siehst, mitunter recht unbequeme Launen.“

Martha blickte ein paar Sekunden lang stumm vor sich nieder, und aus ihrem schönen Gesicht war auch der letzte Rest von Fröhlichkeit geschwunden. „Und das ist die Wahrheit?“ fragte sie endlich.

„Ich lüge niemals! Und Du weißt ohnedies sehr genau, daß es die Wahrheit ist.“

„Nein, ich konnte es nicht wissen; denn ich empfing die Karten nicht von meinem Prinzipal.“

„Ah, um so hübscher! Der feine Herr sucht sich auf Umwegen zu seinem Ziele zu schleichen. O, er ist ohne Zweifel ein sehr verständiger und ehrenwerther Mann, bei dem Alles ganz makellos und mit rechten Dingen zugeht. Aber er ist, wie es scheint, auch ein kluger Mann, der nichts übereilt und erst dann fest zugreift, wenn er seinen Fang sicher im Netze weiß. Es ist bewunderungswürdig, wie geschickt er seine Sache anstellt. Mit der Buchhalterinnen-Komödie fing es an. Nun sollen diese gelegentlichen Konzertbillets Deinen Appetit rege machen auf die Freuden und Vergnügungen, die Du Dir als die gute Freundin eines so wohlhabenden Mannes in Fülle würdest verschaffen können. Binnen Kurzem wird dann eine ansehnliche Gehaltserhöhung folgen —“

„Genug!“ unterbrach ihn Martha heftig. „Ich will nichts weiter hören. Fühlst Du denn nicht, wie tödtlich Du mich beleidigst?“

Sie hatte die Karten auf den Tisch geworfen und war zum Fenster gegangen.

Nun trat Otto Rotermund an ihre Seite und fuhr in verändertem, sanftem Tone fort: „Das war meine Absicht gewiß nicht, Martha! Aber Du weißt nicht, welche Qualen ich ausstehe, seitdem ich diesen Menschen zum ersten Male hier bei euch gesehen und seitdem ich die Gewißheit habe, daß es ihm nur darum zu thun ist, Dich in's Garn zu locken. Ich bitte Dich, mach' diesem schauderhaften Zustand ein Ende."

Das junge Mädchen machte eine ungeduldige Bewegung. „Ereifere Dich nicht unnöthig. Was soll ich thun? Ich habe nicht nur für mich, sondern auch für meine alternde Mutter zu sorgen. Verlangst Du, daß ich uns Beide wieder in's Elend bringe, ohne daß doch irgend Jemand den geringsten Nutzen davon hätte?"

„Nein, das verlange ich nicht! Aber ich kann es nicht ruhig mit ansehen, daß Du mit einem von diesen reichen Herren schön thust, der Dich mit der Aussicht auf ein glänzendes Leben zu bethören weiß. — Nein, nein, laß mich nur reden!" forderte er, da sie wieder gewillt schien, ihn heftig zu unterbrechen. „Einmal muß es ja doch herunter, was ich seit Monaten wie einen Stein auf dem Herzen trage. Bin ich zu Ende, dann magst Du mir meinetwegen den Laufpaß geben, wenn Du das Herz dazu hast. Du sagst, Du müßtest für Dich und für Deine Mutter sorgen; aber es kostet Dich ja blos ein einziges Wort, und Du hast es nicht länger nöthig. Ich bin freilich kein reicher Fabrikant, sondern nur ein ganz einfacher Schlossergeselle; aber dafür bin ich ein ehrlicher Mann, der Dich nicht betrügen, sondern zu seinem Weibe machen will. Ich kann Dir keine seidenen Kleider, keine Diamanten und keine Konzertbillets zu zehn Mark kaufen; aber ich kann Dich rechtschaffen ernähren. Und ich denke,

das sollte Dir genug sein. War es Dir doch damals genug, als Du mir versprachst, mich zum Mann zu nehmen."

„So bündig und bestimmt habe ich Dir das niemals versprochen, Otto!"

„Ah, steht es so?" fragte er, und sein Gesicht wurde wieder drohend und finster. „Hat auch Dein Gedächtniß schon gelitten, seitdem Du in dieser neuen Stellung bist? Nun, ich will Deiner Erinnerung ein bischen zu Hilfe kommen, vielleicht besinnst Du Dich dann auch besser auf das, was Du mir versprochen hast. Oder hast Du es vielleicht doch noch nicht ganz vergessen, daß ich mein eigenes Leben eingesetzt habe, um das Deines Bruders zu retten? Du erinnerst Dich doch noch, daß man uns Beide herausgefischt hat — ihn als eine Leiche und mich als einen bewußtlosen, erstarrten Klumpen, denn mich selbst hatte der Todte, als ich den tollkühnen Versuch machte, ihn aus dem Wasser zu ziehen, mit sich herabgerissen. Ich lag nachher zwischen Leben und Sterben am Gelenkrheumatismus im Krankenhause, aber ich fühlte nichts mehr von meinen Schmerzen, seitdem Du zum ersten Male gekommen warst, mich zu besuchen. Denn bei dem Besuch war es ja, wo Du mir sagtest, was Du leider über Deiner Beschäftigung als Buchhalterin ganz vergessen hast. Damals freilich warst Du voll Freundschaft für mich und voll bewundernder Dankbarkeit. Aber das ist nun schon eine gute Weile her, und Du wirst mir jetzt vielleicht sagen, daß Du nur aus Mitleid so gesprochen hättest oder weil Du glaubtest, ich würde nicht mit dem Leben davon kommen. Es gibt ja immer eine Menge Entschuldigungen für Jemanden, der sein Wort nicht halten will — und vollends heute, wo ich Dich durch meine langweiligen Erinnerungen abhalte, Dich für das Konzert zu putzen."

Martha, die bis dahin regungslos neben ihm gestanden hatte, ging langsam an den Tisch zurück und riß, ohne

ein Wort zu sprechen, die beiden Karten in kleine Stücke.

Mit funkelnden Augen sah Rotermund ihrem Beginnen zu. „Martha!“ rief er. „Soll das heißen, daß ich Dir Unrecht gethan habe, daß Du Dir nichts aus diesem Menschen machst und mir Dein Wort doch noch halten willst?“

„Ja!“ sagte sie tonlos und mit einer kaum merklichen Bewegung der Lippen, während ihr Gesicht, das sehr bleich geworden war, eine fast unheimliche Starrheit annahm. „Was ich versprochen habe, werde ich auch erfüllen.“

Er wollte sie in seine Arme reißen; aber Martha wehrte ihn hastig ab, und in diesem Augenblick trat auch Frau Werner in ihrem besten Staat wieder aus der Schlafkammer hervor.

„Mein Himmel, bist Du noch immer nicht angezogen?“ rief sie bestürzt. „Wie sollen wir dann rechtzeitig hinkommen?“

„Wir gehen nicht in das Konzert, Mutter!“ erwiederte Martha mit einer Gelassenheit, die etwas Beängstigendes hatte. „Ich habe die Karten zerrissen.“

„Aber wir werden statt dessen Verlobung feiern, Frau Werner!“ rief Otto Rotermund fröhlich. „Martha hat mir endlich erlaubt, sie vor aller Welt meine Braut zu nennen.“

Fassungslos starrte die Wittwe die Beiden an. Sie erwartete ohne Zweifel einen entschiedenen Widerspruch aus dem Munde ihrer Tochter zu vernehmen, und als derselbe nicht erfolgte, als sie nicht länger zweifeln konnte, daß Martha diese unbegreifliche Thorheit begangen habe, eilte sie, ohne etwas zu sagen, aber mit verzweifelt erhobenen Händen in die Schlafkammer zurück, die Thür heftig hinter sich in's Schloß werfend.

„Deine Mutter hat eine etwas sonderbare Art, mich als Schwiegersohn willkommen zu heißen,“ scherzte Otto

Rotermund, indem er von Neuem versuchte, seinen Arm um Martha zu legen. „Wahrscheinlich bin ich ihr neuerdings nicht mehr fein genug, und sie hat Dich im Geiste bereits als die Frau eines reichen Mannes gesehen."

Abermals wies Martha seine Annäherungen mit einer fast beleidigenden Entschiedenheit zurück. „Laß mich jetzt, Otto!" sagte sie. „Denn Du siehst wohl, daß dies nicht der rechte Augenblick für Tändeleien ist. Ich muß meiner Mutter nachgehen und sie auszusöhnen versuchen mit dem, was nun doch einmal nicht zu ändern ist. Vielleicht wirst Du sie bei Deinem nächsten Besuche in freundlicherer Stimmung finden."

„Das heißt also, ich werde auf gute Art hinausgeworfen! Nun, so wenig schmeichelhaft das auch am Ende für einen Bräutigam von zehn Minuten ist, muß ich mir's doch wohl gefallen lassen. Wann aber werde ich Dich wiedersehen?"

„Nicht morgen!" erwiederte sie rasch. „Das ganze Personal der Hartmann'schen Druckerei macht zu Ehren des alten Faktors einen Ausflug, und ich habe bereits zugesagt, mich daran zu betheiligen."

Die gute Laune des jungen Handwerkers war schon wieder dahin. „Und als das Muster eines guten Arbeitgebers wird Herr Hartmann natürlich auch von der Parthie sein, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht; aber ich hoffe es, denn es würde mir bei dieser Gelegenheit vielleicht weniger schwer fallen, meine Kündigung anzubringen."

„Du gibst also Deine Stellung auf? Und so bald als möglich? Das ist hübsch von Dir! Nun glaube ich auch, daß Du mich lieb hast!"

Sie sagte nicht Ja und nicht Nein; aber sie reichte ihm ihre Hand wie zum Zeichen, daß er nun endlich gehen möge. Und als er fort war, setzte sie sich auf den Stuhl

am Fenster, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte, als ob ihr das Herz brechen müßte.

5.

Warm und sonnig war der Ehrentag des alten Reimers heraufgestiegen. Mit Laubgewinden geschmückt standen vor der Druckerei die offenen Wagen bereit, welche die Ausflügler hinausführen sollten in den spätsommerlichen Wald. Die meisten der Festtheilnehmer hatten sich bereits in bunter Reihe auf den ledergepolsterten Bänken niedergelassen, denn die für die Abfahrt festgesetzte Zeit war seit einer Viertelstunde vorüber, und alle Blicke richteten sich erwartungsvoll auf Hartmann, der neben dem ersten Wagen stand und noch immer zögerte, das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Suchend flogen seine Blicke die Straße hinab, als ob er auf irgend etwas warte, und dann erhellte sich mit einem Male ganz augenfällig seine ernste Miene. Er hatte die schlanke, weibliche Gestalt erspäht, die ganz unten am Ende der langen Häuserreihe aufgetaucht war, und seine scharfen Augen hatten sogleich die junge Buchhalterin in ihr erkannt.

Es befremdete ihn, daß sie im Gegensatz zu all' den Anderen, die sich sonntäglich herausgeputzt hatten, dasselbe einfach dunkle Wollkleid angelegt hatte, welches sie bei ihrer Komptoirarbeit zu tragen pflegte; aber in seiner Freude darüber, daß sie doch noch gekommen war, legte er diesem Umstande sehr geringe Bedeutung bei und ging ihr, als sie sich raschen Schrittes der Wagenreihe näherte, mit freundlichem Lächeln um ein Stück entgegen.

„Guten Morgen, Fräulein Werner!" rief er ihr scherzend zu. „Dies also ist die erste Unpünktlichkeit, auf der Sie sich ertappen lassen! Und eine Unpünktlichkeit, wo es sich um ein Vergnügen handelt! Wissen Sie auch, daß das doppelt straffällig ist?"

Ihre Miene, deren Blässe ihm erst jetzt auffiel, war bei der heiteren Anrede unverändert ernst geblieben. Sie erwiederte leise etwas, das wie eine Entschuldigung klang, und ließ ihre Blicke dann zaghaft suchend an den Wagen dahinfliegen, die mit plaudernden, lachenden, festlich gekleideten Menschen besetzt waren.

„Wollen wir nicht hier in dies erste Gefährt einsteigen?" fragte Hartmann. „Es sind da, wie ich sehe, noch zwei bequeme Plätze frei." Er hatte die kleine Thür am hinteren Ende des Wagens bereits geöffnet und sah sich nun erwartungsvoll nach Martha um.

Das junge Mädchen aber, das ein paar Sekunden lang wie in heftigem, innerem Kampfe dagestanden, stieß, ohne den Blick zu ihm zu erheben, in hastigen, abgerissenen Worten hervor: „Ich sehe dort hinten bekannte Gesichter, Herr Hartmann! Vielleicht ist es mir erlaubt, mit meinen ehemaligen Arbeitsgenossinnen zu fahren."

Damit eilte sie auch schon fort und stieg in einen der letzten Wagen, von dessen Insassen sie mit höchst erstaunten Gesichtern und mit einem wenig ermuthigenden Schweigen empfangen wurde. Bestürzt blickte ihr Hartmann nach; da aber glaubte er hinter seinem Rücken ein leises, spöttisches Kichern zu vernehmen, und rasch schüttelte er den Eindruck, welchen Martha's Benehmen auf ihn hervorgebracht hatte, von sich ab.

„Vorwärts denn!" rief er dem ersten Kutscher zu, indem er sich auf einen der leer gebliebenen Sitze schwang.

Welche Folterqualen Martha auf dieser Fahrt zwischen ihren einstigen Gefährtinnen auszuhalten hatte, verrieth sich nur zuweilen in einem kleinen, kaum merklichen Zucken ihrer Mundwinkel, wenn eine der boshaften, anzüglichen Bemerkungen, die man über sie hinweg ganz ungenirt mit einander austauschte, sie wie die Widerhakenspitze eines grausamen Pfeiles gerade in's Herz getroffen hatte. Sie

machte erst wohl einige Versuche, ein Gespräch mit ihren Nachbarinnen anzuknüpfen; aber hinter der erheuchelten Demuth, mit der man auf ihre Bemerkungen Antwort gab, lauerte so viel hämische Tücke, daß sie es bald aufgab, diese Erbärmlichkeit des giftigsten Neides durch ihre Freundlichkeit zu besiegen, und daß sie bis zur Ankunft an dem Bestimmungsorte in Schweigen verharrte.

Auf einer weiten Lichtung in dem prächtigen Buchenwalde, dessen Laub sich hier und da bereits herbstlich zu verfärben begann, wurden zunächst allerlei gemeinschaftliche Spiele veranstaltet, wie sie eben dem Geschmack der meisten Festtheilnehmer entsprachen. An den ersten derselben hatte sich auch Hartmann betheiligt; aber es war ihm wohl nur darum zu thun gewesen, keine Befangenheit unter den Leuten aufkommen zu lassen; denn sobald die allgemeine Stimmung eine fröhliche zu werden begann, zog er sich unauffällig aus dem lachenden, lärmenden Kreise zurück.

Auf einem schmalen Pfade schritt er, die lang entbehrte würzige Waldluft in tiefen Athemzügen trinkend, weiter in den stillen Forst hinein, und bald schallte das geräuschvolle Treiben der jubelnden Schaar nur noch in einzelnen verwehten Tönen zu ihm herüber.

Da haftete plötzlich sein Fuß am Boden, und er schien unentschlossen, ob er seinen Weg fortsetzen solle; denn er hatte Martha erspäht, die ganz nahe vor ihm auf dem Stumpf eines gefällten Baumes saß, den Kopf tief gesenkt und die Hände müde im Schoße gefaltet.

Aber nach kurzem Zaudern ging er doch weiter und sagte leise, um sie nicht allzusehr zu erschrecken: „So einsam, Fräulein Martha? Macht es auch Ihnen kein Vergnügen, sich an den harmlosen Unterhaltungen da drüben zu betheiligen?“

Sie hatte das Haupt erhoben und war rasch aufgestanden. „Ich fühle mich nicht ganz wohl,“ antwortete

sie, „und suchte darum die Stille. Aber es ist mir lieb, daß ich Sie hier auf einen Augenblick allein sprechen kann, Herr Hartmann, denn ich möchte Ihnen etwas mittheilen. — Ich habe über Ihr gestriges Anerbieten nachgedacht, und danke Ihnen aufrichtig für die freundliche Absicht, die sich darin offenbarte. Aber ich kann es nicht annehmen, weil ich ohnedies gezwungen bin, Sie um meine Entlassung zu bitten."

Hartmann sah sie betroffen an. „Um Ihre Entlassung, Fräulein Werner? Sie wollen Ihre Stellung wieder aufgeben? Ja, ist Ihnen denn seit gestern irgend Jemand zu nahe getreten?"

Verneinend schüttelte Martha den Kopf. Ein paar Sekunden vergingen; dann sagte sie mit einer Festigkeit, welche sie vielleicht einen übermenschlichen Kampf gekostet hatte: „Mein Bräutigam wünscht, daß ich diese Thätigkeit nicht fortsetze, und es ist wohl meine Pflicht, mich seinem Willen zu unterwerfen."

Der Druckereibesitzer strich über seinen blonden Bart und sah sehr angelegentlich den munteren Sprüngen eines Eichhörnchens zu, das sich auf einem der nächsten Bäume an der eigenen Behendigkeit ergötzte.

„Sie sind also verlobt! Das hatte ich freilich nicht vorausgesetzt. Und Sie werden sich vielleicht bald verheirathen?"

„Darüber ist noch nichts bestimmt; aber ich glaube wohl, daß mein Bräutigam wünscht, es möge bald geschehen."

„Natürlich, wie sollte er auch nicht! — Nun, ich hoffe, er ist ein braver Mann, der das Glück zu würdigen weiß, welches ihm da zufällt."

„Das Glück ist wahrlich gering genug," sagte sie mit einem Anflug ihrer alten Bitterkeit. „Ein braver Mann aber ist er allerdings. Er hat für meinen Bruder gethan,

was vielleicht kein Anderer gethan haben würde — sein Leben für ihn gewagt."

„Und Sie lieben ihn, Fräulein Martha? Sie lieben ihn aufrichtig? Es ist nicht blos Dankbarkeit oder Bewunderung seines Muthes und seiner Freundestreue, was Sie empfinden?"

„Ich habe ihm versprochen, seine Frau zu werden," erwiederte sie, doch in einem Ton, der ihn nicht im Zweifel lassen konnte über die Zurückweisung, die in dieser Antwort lag. Dann machte sie eine Bewegung, als ob sie gewillt sei, zu der Gesellschaft der Ausflügler zurückzukehren.

„Lassen Sie uns nach jener Richtung gehen," sagte er, anscheinend ganz ruhig, nachdem er einen Blick auf seine Taschenuhr geworfen. „Das Festprogramm bestimmt, daß man sich jetzt in das Lokal begibt, wo das Mittagessen eingenommen werden soll, und es würde ein großer Umweg sein, wenn wir über den Spielplatz zurückgingen."

Martha fügte sich ohne Weiteres, und sie gingen lange stumm neben einander her. Dann nahm Hartmann das Gespräch wieder auf.

„Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß Ihr Verlobter derselbe junge Mann ist, den ich bei meinem Besuche in Ihrer Wohnung getroffen habe. Er heißt Otto Rotermund — nicht wahr?"

„Ja! Seine Eltern und die meinigen waren lange Zeit hindurch Nachbarn, und ich kenne ihn schon seit meiner Kindheit."

Wieder gab es ein langes Schweigen, bis sie die weißen Mauern des einfachen ländlichen Gasthauses durch die Stämme schimmern sahen.

„Es ist selbstverständlich, daß Sie Ihre Thätigkeit in meinem Komptoir einstellen können, wann es Ihnen beliebt," erklärte Hartmann Angesichts dieses Wegzieles mit ernster Freundlichkeit, doch mit etwas gepreßt klingender

Stimme. „Unsere damalige Verabredung gibt Ihnen ohne Weiteres das Recht dazu. Und ich wünsche von Herzen, daß die abermalige Veränderung eine Veränderung zu Ihrem Glücke sei.“

Martha antwortete nichts, und es war ihr unverkennbar sehr lieb, als ihnen in der Thür des Hauses, aus dessen Innern die Klänge eines Klaviers vernehmbar wurden, der alte Prokurist Steinhausen entgegen kam.

„Sie werden bereits mit Schmerzen erwartet, Herr Hartmann,“ sagte er. „Das junge Volk möchte gerne noch vor Tisch ein Tänzchen machen; aber man wagt nicht recht anzufangen ohne Sie. Vielleicht lassen Sie sich herbei, mit Fräulein Werner den Ball zu eröffnen.“

Hartmann zuckte bedauernd mit den Schultern. „Es thut mir leid, aber diesen Gefallen vermag ich den Leuten beim besten Willen nicht zu thun. Ich kann nicht tanzen; denn es hat mir während meines ganzen Lebens an Zeit und Gelegenheit gefehlt, es zu lernen.“

Martha streifte ihn mit einem erstaunten Blick; aber als ihr dann der Prokurist Steinhausen mit den Worten: „Nun, so vergönnen Sie mir wohl, mein Fräulein, die Stelle unseres Prinzipals einzunehmen,“ seinen Arm reichte, sträubte sie sich nicht und trat an der Seite des alten Herrn in den niedrigen Tanzsaal ein. — — —

Eine Stunde später begab man sich zur Tafel, die unter dem Schutze alter breitästiger Linden im Freien gedeckt war. Der grauhaarige Jubilar nahm den Ehrenplatz an dem mittleren der drei Tische ein, und sein Stuhl wie sein Gedeck waren von Blumen umkränzt. Hartmann saß ihm zur Seite; Martha aber hatte ihren Platz am untersten Ende eines anderen Tisches zwischen dem Maschinenmeister und einem älteren verheiratheten Lithographen gewählt.

Nach der Suppe erhob sich der Druckereibesitzer zu einer kurzen Ansprache an den wackeren alten Faktor, dankte

ihm für seine treue Mitarbeiterschaft in guten wie schlechten Tagen, und überreichte ihm als Erinnerungszeichen an den heutigen Ehrentag zwei Geschenke — eine goldene Uhr und eine lederne Cigarrentasche mit silbernem Beschlag. Daß in der Cigarrentasche drei zusammengefaltete Tausendmarkscheine lagen, sah freilich Niemand, und auch der glückliche Jubilar entdeckte es nicht sogleich. War er doch augenscheinlich viel mehr beseligt durch die ehrenden Worte seines Prinzipals, als durch seine Gaben, und leuchtete ihm diese Seligkeit doch hell unter den buschigen Brauen hervor, als er eine Viertelstunde später an sein Glas schlug, um Stille zu gebieten für das, was er als seinen Dank zu sagen hatte.

Ursprünglich hatten es wohl auch nur einige schlichte Worte werden sollen; aber je weiter er redete, desto mehr trat ihm das übervolle Herz auf die Zunge, und desto williger ließ er sich von der Freude über die beglückende Gegenwart zu Erinnerungen an eine minder glückliche Vergangenheit verleiten.

„Ja — in guten wie in schlechten Tagen," sagte er, an die Worte Hartmann's anknüpfend, und seine Stimme zitterte ein wenig. „Aber ihr Alle habt wohl keine rechte Vorstellung davon, was die schlechten Tage für uns zu bedeuten hatten, und was es heißen will, wenn unser verehrter Prinzipal heute im Stande ist, uns ein Fest zu geben wie dieses. — Das war ein Tag, den ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde, dieser 12. Januar 1873, als die Depesche ankam, daß unser alter Herr Hartmann bei dem Eisenbahnunglück zu Neustadt sein Leben verloren habe — ein Tag, an dem bei uns so viel Jammer und Herzeleid war, wie ich es nie mehr mit meinen Augen sehen möchte. Das Geschäft war schon seit Jahren nicht mehr besonders gut gegangen; aber unser alter Herr Hartmann, der ein ganz genialer Mann war, hatte eben

ein neues Buntdruckverfahren erfunden und war nach Köln abgereist, um sich von einem Verwandten ein kleines Kapital zu leihen, damit die nöthigen Maschinen angeschafft werden könnten. Er war so voll froher Hoffnung gewesen, als er sich Abends von mir verabschiedete; denn er meinte, daß er das Geld bestimmt erhalten würde, und daß dann alle Noth mit einem Male ein Ende haben müßte. Und da mußte dann so ein erbärmlicher Kerl von einem Stationsassistenten, der wahrscheinlich ein Glas über den Durst getrunken hatte, das falsche Signal geben, das mit vier oder fünf anderen Reisenden auch unseren armen Herrn Hartmann das Leben kostete! Sie haben den Menschen ja später zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, wie in den Zeitungen zu lesen war; aber wer den Jammer gesehen hat, den er allein in diesem einen Hause anrichtete, der mußte die Strafe wohl für viel zu gering achten.

Na, ich will uns die Stimmung nicht verderben, indem ich mich noch länger bei der traurigen Geschichte aufhalte; aber ich mußte sie euch erzählen, damit ihr auch das Weitere verstehen könnt. Und das Weitere ist, daß unser Herr Friedrich Hartmann stolz sein darf auf das, was er erreicht hat. Er hat in seinem Leben mehr gearbeitet, als irgend Einer von uns, und er ist schon mit zwanzig Jahren ein ganzer Mann gewesen. Ich weiß, wie es damals um die Firma stand, und jetzt kann ich's ja gestehen, daß ich manchmal den Muth verlor, wenn ich sah, wie von allen Seiten die Sorgen bergehoch heranzogen. Mein junger Prinzipal aber wußte auch in den schlimmsten Stunden den Kopf oben zu behalten. ‚Es muß gehen, Reimers,' sagte er, wenn ich meine verzweifelten Klagelieder anstimmte, ‚es muß! Meine arme Mutter darf nicht merken, wie es um uns bestellt ist, und meine kleinen Schwestern dürfen keine Bettelkinder werden!' — Na, und es ging denn auch wirklich, weil unser Herr Hartmann Tag und Nacht thätig

war, weil er sich weder eine Stunde der Erholung noch ein Vergnügen gönnte, und weil seine Rechtschaffenheit ebenso unerschütterlich war, als sein Fleiß. Ich glaube nicht, daß hier Einer unter uns ist, der von seiner Jugend so wenig Freude gehabt hat, wie unser Prinzipal; und daß er das Alles zum Opfer brachte, nur weil es seinen Angehörigen an nichts fehlen sollte, das gerade hat mich mit einer Hochachtung für ihn erfüllt, wie für keinen anderen Menschen auf der Welt.

Unsere gute Frau Hartmann mußten wir ja leider wenige Jahre später begraben; aber sie hat bis an ihren Tod nichts gemerkt von dem furchtbaren Ernst der Zeit, die das Geschäft durchgemacht hatte. Und die beiden kleinen Fräulein sind aufgewachsen wie die Prinzessinnen. Sie haben schließlich in angesehene Familien hineinheirathen können, und ich glaube, sie wissen es heute noch nicht, wie theuer ihr Bruder das Alles bezahlt hat. Wer die Hartmann'sche Druckerei sieht, wie sie jetzt ist, dem muß das Alles ja freilich beinahe wie ein Märchen vorkommen; aber es ist nichts als die lautere Wahrheit und ohne alle Uebertreibung. Wir brauchen unserem verehrten Prinzipal heute kein Aufblühen seiner Firma mehr zu wünschen, denn sie wird im ganzen deutschen Vaterlande mit Achtung genannt. Und wenn ich als Ausdruck meiner Dankbarkeit für alles Gute, das ich in dem Hause Hartmann erfahren habe, trotzdem einen Wunsch aussprechen möchte, so ist es ein Wunsch von ganz anderer Art. In den Jahren, wo die meisten anderen jungen Männer sich nach einem Weibe umsehen, hat unser Herr Hartmann keine Zeit dazu gehabt, denn er mußte ja für seine Mutter und für seine Schwestern sorgen; mir aber, der ich schon vor geraumer Zeit meine silberne Hochzeit gefeiert habe, will es nun 'mal nicht in den Sinn, daß er zum Lohn für all' seine Uneigennützigkeit nun auch noch einsam durch das Leben gehen

soll. Und ich weiß in diesem schönen Augenblick, wo mir das Herz voll ist bis zum Ueberlaufen, wirklich nichts Besseres zu wünschen, als daß das nächste Fest, welches wir mit unserem verehrten Prinzipal feiern dürfen, sein Hochzeitsfest sein möge. Darauf erhebe ich mein Glas und darauf trinke ich es leer bis auf den letzten Tropfen!"

Man nahm den Schluß der langen Rede für eine humoristische Wendung und drängte sich, in der hochgehenden Fröhlichkeit jeden gesellschaftlichen Unterschied vergessend, von allen Seiten mit gefüllten Gläsern und lachenden Mienen an Hartmann heran, um auf die baldige Erfüllung jenes Wunsches mit ihm anzustoßen. Geduldig that der Gefeierte jedem Einzelnen Bescheid; aber seine Freundlichkeit kam nicht von Herzen wie sonst. Das verrieth die nervöse Bewegung, mit der er immer wieder über seinen blonden Bart strich, und die Unruhe, die in seinen Augen flimmerte. Er hatte vorhin, während der alte Faktor im Ueberschwang seiner Festesstimmung die traurigen Erinnerungen aus ihrem Grabe heraufbeschwor, verzweifelte Anstrengungen gemacht, ihn von diesem Gegenstand abzubringen. Aber der brave Alte hatte seine Zeichen entweder nicht verstanden oder er hatte sie für Aeußerungen einer Bescheidenheit genommen, die seiner Meinung nach heute nun einmal durchaus nicht respektirt werden durfte. So hatte sich Hartmann endlich, das Vergebliche seiner Bemühungen erkennend, in seinen Stuhl zurückgelehnt; aber seine Blicke waren unverwandt dahin gerichtet gewesen, wo er neben dem Maschinenmeister Martha Werner's blasses Gesicht sah.

Das Entsetzen, das sich plötzlich in ihrem Antlitz gespiegelt, war ihm ebenso wenig entgangen als die beinahe unheimliche Starrheit ihrer großen, weit geöffneten Augen. Nur mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft hatte er der Versuchung widerstanden, aufzuspringen und an ihre

Seite zu eilen, und er war fest entschlossen, ihr ein gutes, tröstliches Wort zu sagen, sobald es geschehen konnte, ohne die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft zu erregen. Die aufdringliche Hartnäckigkeit der Leute, die ihn jetzt minutenlang in ihrer Mitte festhielten, um ihm auf mehr oder weniger plumpe Art ihre Anhänglichkeit an den Tag zu legen, bereitete ihm wahre Folterqualen, und als es ihm endlich gelungen war, sich freizumachen, eilte er raschen Schrittes jener Stelle zu, an der er Martha zuletzt gesehen.

Aber er kam zu spät; denn ihr Stuhl war leer, und Niemand wußte ihm zu sagen, wohin sie gegangen sei. Eine Stimme in seinem Herzen sagte ihm sogleich, daß er sie heute nicht mehr wiedersehen würde; aber er gab es trotzdem noch nicht auf, sie zu finden. Nach allen Richtungen hin durchstreifte er den Wald; aber es war umsonst, und nach Verlauf von zwei Stunden kehrte er ermüdet und mit einer tiefen Traurigkeit im Herzen zu der lärmenden Gesellschaft zurück, deren Frohsinn durch das ausgezeichnete Mittagessen und den reichlich fließenden Wein bis zu einer fast bedenklichen Höhe gesteigert worden war.

Er wußte nun, daß sie sich geflüchtet hatte, um nicht mehr hierher zurückzukehren, und daß sie es nach der Enthüllung des heutigen Tages vermeiden würde, ihm jemals wieder unter die Augen zu treten.

6.

Wie ein gehetztes Wild war Martha davon geeilt, als der alte Faktor seine lange Rede geschlossen hatte. Drinnen im Hause erkundigte sie sich mit fliegendem Athem nach dem Wege zur nächsten Eisenbahnstation, und es hielt sie nicht ab, diesen Weg einzuschlagen, als man ihr sagte, daß dieselbe mehr als eine Stunde entfernt sei. Eilenden Fußes, als ob Verfolger ihr auf den Fersen wären, schritt sie durch den leise rauschenden, herbstlichen Wald.

Unterwegs mußte sie wohl in die Irre gegangen sein, denn erst nach Verlauf von beinahe zwei Stunden erreichte sie die Station. Lange mußte sie dort auf das Eintreffen des nächsten Zuges warten, der sie in die Stadt zurückbringen konnte; aber sie fühlte während des einsamen Harrens ebenso wenig etwas von Ungeduld oder Langeweile, als sie Ermüdung nach dem weiten und beschwerlichen Wege spürte. Je tiefer sich die bohrenden Schmerzen jener furchtbaren Entdeckung in ihre junge Seele einwühlten, desto mehr verlor sie überhaupt die Fähigkeit, irgend einen klaren Gedanken zu fassen, und in einem Zustande dumpfer Verzweiflung bestieg sie endlich den Zug, der sie heimwärts führen sollte.

Ein bestimmter, unabänderlicher Entschluß aber mußte unterwegs doch in ihrem Herzen gereift sein, denn sie winkte, sobald sie drinnen in der Stadt auf den Bahnhofsplatz hinausgetreten war, einen Dienstmann zu sich heran und schickte ihn mit einem Auftrage fort. Dann erst ging sie nach Hause, wo ihre Heimkehr zu einer so frühen Stunde allem Anschein nach nicht erwartet worden war, denn sie fand ihre Mutter, die wohl irgend eine Freundin oder Bekannte besucht haben mochte, nicht daheim. Aber sie vermißte ihre Anwesenheit auch nicht, sondern empfand in ihrer gegenwärtigen Stimmung das Alleinsein vielmehr als eine Wohlthat, für die sie dem Zufall dankbar war.

Nach Verlauf einer Stunde etwa wurde die Glocke der Küchenthür mit Ungestüm in Bewegung gesetzt, und als Martha öffnete, sah sie sich ihrem Verlobten gegenüber. Er war auf die Botschaft hin in seinem Arbeitsanzuge aus der Werkstatt fortgeeilt, und man las es ihm vom Gesicht, daß er in lebhafter Unruhe war.

„Was in aller Welt ist denn geschehen, daß Du mich so dringend sprechen mußt?“ war seine erste Frage. „Hat es schon wieder ein Unglück gegeben?“

Martha schüttelte schweigend den Kopf und führte ihn in das Wohnzimmer, wo sie ihn durch eine stumme Handbewegung zum Niedersitzen aufforderte.

„Ich habe Dir etwas zu sagen, Otto, und ich glaubte, daß ich es ohne Noth nicht um eine einzige Minute hinausschieben dürfe. Was ich Dir gestern versprochen habe, kann keine Giltigkeit haben. Du mußt mir mein Wort zurückgeben, denn ich kann Deine Frau nicht werden."

Sie hatte ganz ruhig gesprochen wie Jemand, der mit sich selber vollständig im Reinen ist, und noch mehr der Ton ihrer Worte als ihr Inhalt mußte ihn sogleich überzeugen, daß er nichts mehr zu hoffen habe. Düsteren Antlitzes verschränkte er die Arme über der Brust und fixirte sie mit einem drohenden Blick.

„Das nenne ich wenigstens kurz und bündig gesprochen. Und warum kannst Du meine Frau nicht werden?"

„Weil ich Dich nicht liebe, wie ein Mädchen einen Mann lieben muß, um ihm mit Leib und Seele anzugehören für das ganze Leben. Was ich für Dich fühle, ist Dankbarkeit und Freundschaft; aber Du selber wirst mir zugeben, daß das nicht genug ist, um eine Ehe darauf zu gründen."

„Und das Alles ist Dir gerade heute bei diesem schönen Ausflug zum Bewußtsein gekommen?" unterbrach er sie höhnisch. „Ich habe mich also, wie es scheint, doch nicht ganz umsonst vor dieser Landpartie gefürchtet. Vermuthlich ist es ja Dein Herr Prinzipal gewesen, der Dich über die Beschaffenheit Deiner Gefühle aufgeklärt hat — nicht wahr? Leute seines Schlages pflegen sich auf dergleichen meist vortrefflich zu verstehen."

„Schweig!" rief sie ihm zu, und in ihren eben noch so matt blickenden Augen blitzte es heiß und zornig auf. „Wage es nicht, den Namen dieses Mannes zu verunglimpfen, der zehnmal besser, edler und hochherziger ist als wir Alle."

Vielleicht hatte sie sich von der Aufwallung des Augenblicks weiter hinreißen lassen, als es ihr Wille gewesen war; aber sie erkannte es erst, als sie die Veränderung sah, die ihre Worte auf Otto's Gesicht hervorgerufen hatten.

„So weit also seid ihr glücklich miteinander gekommen?" keuchte er. „Dann freilich ist es zwischen uns aus — ganz aus. Aber ich weiß auch, was ich jetzt zu thun habe, und ihr könntet euch geirrt haben, als ihr meintet, mich einfach bei Seite zu werfen, wie einen zerrissenen Handschuh, den man in den Schmutz tritt, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hat. Wir sprechen uns wieder, Fräulein Werner, und Sie werden dann vielleicht aus einer anderen Tonart mit mir reden."

Die ganze Wildheit seines Charakters hatte sich in seinen letzten, mit rauher Stimme hervorgestoßenen Worten offenbart, und es war für Martha, die einen instinktiven Haß gegen alles Brutale hatte, etwas so Widerwärtiges in seinem Gebahren, daß sie keinen anderen Wunsch hatte als den, sich von seiner Gegenwart befreit zu sehen. Auch wenn sie ihr Leben damit hätte retten können, würde sie jetzt nicht im Stande gewesen sein, noch ein einziges Wort zu ihrer Rechtfertigung zu sagen oder ihm durch eine Erklärung, die er für den Versuch einer Vertheidigung halten konnte, seinen Irrthum zu nehmen. Hoch aufgerichtet, mit stolzem, kalt abweisendem Gesicht stand sie ihm gegenüber, und sie machte nicht den geringsten Versuch, ihn zurückzuhalten, als er nun, nachdem er ein paar Sekunden lang auf eine Antwort gehartt, mit den Geberden eines vor Wuth fast Besinnungslosen zur Thür stürzte.

„Du hast mir also wirklich nichts mehr zu sagen, Martha?" schrie er, bereits auf der Schwelle stehend, indem er sie mit seinen funkelnden Augen ansah, als wollte er sie durchbohren.

„Nein!" erwiederte sie kurz und schroff, und im nächsten

Moment flog mit dumpfem Krachen die Thür hinter ihm in's Schloß, nachdem er zwischen den zusammengepreßten Zähnen noch ein Wort hervorgezischt hatte, das Martha nicht mehr verstand.

Für einen Augenblick legte sich wohl etwas wie beklemmendes Angstgefühl und wie das Bewußtsein begangenen Unrechts schwer auf ihr Herz; aber sie hatte doch nicht die Kraft, ihren Stolz so weit zu demüthigen, um ihn zurückzurufen und ihm zu sagen, auf einem wie falschen Wege er sich mit seinen Vermuthungen befinde. Der Anblick, den er soeben in seiner maßlosen Wuth geboten hatte, war für sie so fürchterlich gewesen, daß sie nur mit Grauen daran denken konnte, wie nahe daran sie gewesen war, sich diesem Manne für immer zu eigen zu geben, und daß sich das Bild Hartmann's für sie mit einem nur noch verklärenderen Lichte umwob. — — — — — —

Lange bevor die anderen Festtheilnehmer an die Heimkehr dachten, war der Druckereibesitzer, nachdem er dem Prokuristen Steinhausen erklärt hatte, daß er sich etwas unwohl fühle, in dem Wagen des Gastwirths von Lindenthal zur Station gefahren, um sich in die Stadt zurück zu begeben. Aber die Dunkelheit war trotzdem bereits hereingebrochen, als er die stille Straße erreichte, in welcher die Gebäude der Druckerei gelegen waren. Eben im Begriff, die Hausthür zu öffnen, hörte er eine rauhe Männerstimme hinter seinem Rücken sagen:

„Guten Abend, Herr Hartmann! Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufhalte; aber ich hätte wohl ein paar Worte mit Ihnen zu reden."

Erstaunt hatte der Angesprochene sich umgewendet, und trotz der abendlichen Finsterniß hatten seine scharfen Augen in dem Manne sogleich jenen Otto Rotermund erkannt, der ihm vor einigen Monaten in der Wohnung der Wittwe Werner vorgestellt worden war.

„Ich pflege keine Unterhaltungen auf der Straße zu führen," erwiederte er ruhig, „und wenn Ihr Anliegen nicht von einer sehr dringlichen Art ist, möchte ich Sie bitten, mich damit zu einer passenderen Stunde in meinem Komptoir aufzusuchen."

„O, es ist dringlich genug," beharrte der Andere barsch. „Und man sagt den Leuten nicht gerne in ihren eigenen vier Wänden, daß sie etwas Schlechtes gethan haben."

„Ich sehe, daß Sie betrunken oder unzurechnungsfähig sind," sagte Hartmann kalt, indem er ihm den Rücken wandte. „Guten Abend!"

Mit einem wilden Sprunge aber war Rotermund wieder vor ihm, um ihm den Weg in das Haus zu vertreten.

„Nicht vom Fleck, bis Sie mir Rede gestanden haben! Glauben Sie etwa, daß ich nur darum zwei Stunden lang hier auf Sie gewartet hätte, um schließlich hochmüthig abgespeist zu werden wie ein dummer Junge? Was Sie an der Martha Werner thun wollen, ist eine Schurkerei. Und ich rathe Ihnen: nehmen Sie sich in Acht! Auch ein gewöhnlicher Arbeiter hat seine Ehre, und es gibt einen Punkt, in dem ich ebensowenig mit mir spaßen lasse, wie irgend ein vornehmer Herr!"

„Gehen Sie nach Haus, um Ihren Rausch auszuschlafen," fiel ihm der Druckereibesitzer in's Wort, und mit einer gelassenen Armbewegung schob er den Aufgeregten zur Seite.

Für einen Moment stand der Schlossergeselle mit heftig arbeitender Brust und geballten Fäusten wie in innerem Kampfe da; dann aber, als er sah, daß Jener Miene machte, ruhig in das Haus einzutreten, rang sich ein dumpfer, unartikulirter Schrei von seinen Lippen. Blitzschnell fuhr er mit der rechten Hand in die Tasche seines Beinkleides und stürzte sich dann mit hochgeschwungener Faust, in der es metallisch aufblinkte, auf seinen Beleidiger.

Hartmann war auf den meuchlerischen Angriff nicht vorbereitet gewesen, und er konnte den hinterlistigen Schlag, der seine Schulter traf, darum nicht pariren. Ein schneidender Schmerz durchzuckte seinen ganzen Körper, und er fühlte, wie es ihm warm über den Rücken herab rieselte. Aber er verlor seine Geistesgegenwart nicht. Mit einer raschen Bewegung fuhr er nach dem Angreifer, packte ihn an der Brust und schleuderte ihn mit so gewaltiger Kraft von sich, daß er mit dumpfem Anprall gegen die Mauer des Hauses schlug, und dann schwer zu Boden stürzte.

Ohne den auf dem Pflaster Liegenden eines weiteren Blickes zu würdigen, trat Hartmann dann in den Thorweg ein. Seine Privatwohnung lag im ersten Stock, und er stieg die Treppe empor, wie wenn ihm nichts geschehen wäre. Oben klopfte er an das Zimmer seiner bejahrten Wirthschafterin und sagte, als die Frau ihm geöffnet hatte, ruhigen Tones:

„Sie könnten einmal hinüber gehen, liebe Frau Wenzel, und den Doktor Krüger auf einen Augenblick zu mir bitten. Er möchte sein Verbandzeug mitbringen, denn ich habe mir eine Verletzung zugezogen."

„Allmächtiger Gott!" schrie die Frau erschrocken auf. „Und Sie sind todtenblaß! Es wird doch nicht am Ende etwas Gefährliches sein?"

„Ganz und gar nicht," beruhigte er sie. „Eine unbedeutende Schramme. Wenn es nicht gerade an der Schulter wäre, wo ich mich doch nicht gut selber verbinden kann, würde ich den Arzt gar nicht brauchen."

Er ging in sein Zimmer und begann sich zu entkleiden. Aber es wurde ihm dabei schwarz vor den Augen, und er mußte sich auf das Sopha niedersetzen, weil er fühlte, wie ihm die Kniee zitterten. So fand ihn der befreundete junge Arzt, der dem Rufe der ganz verstörten Wirthschafterin eilig Folge geleistet hatte. Er streifte das blut-

getränkte Hemd über die Wunde herab und sagte bestürzt: „Aber das ist ja ein Messerstich! Wie in aller Welt sind Sie denn dazu gekommen?“

„Ich erzähle Ihnen das ein anderes Mal, lieber Doktor! Vorläufig wünsche ich nicht, daß viel Aufhebens davon gemacht werde. Es kann ja nicht schlimm geworden sein; denn ich fühle fast gar keine Schmerzen.“

Er hatte die letzten Worte nur mühsam und mit schwerer Zunge herausbringen können. Auf eine weitere Frage des Doktors aber gab er keine Antwort mehr; denn in dem Augenblick, wo Jener seine Untersuchung begonnen hatte, war ihm das Bewußtsein geschwunden.

7.

In der Druckerei hieß es am nächsten Tage, Herr Hartmann sei an einer Lungenentzündung schwer erkrankt, und es sei ernstliche Gefahr für sein Leben vorhanden. Die Bestürzung und Theilnahme unter dem Personal, dem die schöne Feier von gestern noch so frisch in der Erinnerung lebte, war eine aufrichtige und allgemeine. Der alte Reimers, der erst nach der Heimkehr seine drei Tausendmarkscheine gefunden hatte, und der am liebsten noch mitten in der Nacht zu seinem Prinzipal geeilt wäre, um ihm gerührten Herzens für diese reiche Gabe zu danken, ging mit traurigem Gesicht umher und erzählte jammernd Jedem, der ihm in den Weg kam, daß es wohl sehr schlimm stehen müsse, da man nicht einmal *ihm* gestattet habe, in das Krankenzimmer einzutreten.

Man machte sich nach dem, was in vereinzelten Mittheilungen und Andeutungen aus der Privatwohnung des Chefs verlautete, auf das Aeußerste gefaßt, und viele Tage lang lastete die Furcht vor einer Katastrophe schwer auf dem ganzen Hause.

Aber Hartmann's gute Natur trug doch endlich den Sieg davon über den Feind, der sein Leben bedrohte. Die Lungenentzündung, durch welche in der That seine, an und für sich nicht lebensgefährliche Verwundung so verschlimmert worden war, ging in Genesung über, und nach Verlauf von drei Wochen konnte der Arzt seinen Patienten für gerettet erklären.

Doch es war immerhin noch eine langwierige Genesung. Die von der schweren Krankheit zurückgebliebene körperliche Schwäche wollte anfänglich durchaus nicht weichen, und der Kranke, dem angestrengte Arbeit zum Lebensbedürfniß geworden war, litt unter diesem Zustande hilfloser Unthätigkeit sehr.

Mit Erstaunen gewahrte er in dieser harten Prüfungszeit zum ersten Male, eine wie liebevolle Sorgfalt und ein wie feines Zartgefühl seine alte Wirthschafterin, die er bis dahin für eine ziemlich beschränkte Person gehalten hatte, an den Tag legen konnte. Sie überraschte ihn täglich durch irgend eine neue Aufmerksamkeit und war unerschöpflich in kleinen Erfindungen, die sänftigend auf seine Ungeduld und erheiternd auf seine üble Laune einwirken sollten. Bald fand er beim Erwachen einen Topf mit blühenden Blumen vor seinem Bette, bald einige Früchte von auserlesener Schönheit, eine Journalnummer, deren Inhalt ihn aus dem einen oder dem anderen Grunde besonders interessiren mußte, und was der hundert kleinen Freuden mehr waren, die nur aufrichtige Zärtlichkeit für einen geliebten Kranken zu ersinnen vermag.

Tief ergriffen durch so viel unvermuthete Treue und Hingebung versuchte er oft, ihr mit bewegten Worten zu danken; aber die Frau wurde dann jedesmal sehr verlegen, wehrte alle seine Lobeserhebungen mit einer selbst für die äußerste Bescheidenheit befremdlichen Hast von sich ab und zog sich so schnell, als es nur immer möglich war, aus

seiner Nähe zurück. Wenn Hartmann in solchen Augenblicken ihr etwas mürrisches Gesicht betrachtete, wollte es ihm gar nicht in den Sinn, daß sie wirklich die Urheberin all' jener Aufmerksamkeiten sein sollte; aber da seine Schwestern fern waren, und es sonst kein weibliches Wesen gab, welches ihm so unermüdliche Liebesdienste hätte erweisen können, blieb ja doch schließlich keine andere Annahme übrig, als daß sich hinter dieser rauhen und wenig ansehnlichen Schale ein Schatz an Herzensgüte und Feinsinn verberge.

Der Oktobermonat war fast zur Hälfte verstrichen, als Hartmann von seinem Arzte endlich die Erlaubniß erhielt, das Bett zu verlassen. An einem jener sonnigen und milden Tage, die der Herbst noch zuweilen in's Land schickt, saß der Genesende in einem Lehnstuhl am offenen Fenster, durch das die warme Mittagsluft hereinströmte, und schaute auf den kleinen Rasenplatz herab, dessen Heckeneinfassung schon die fahle Farbe des Vergehens anzunehmen begann.

Allmälig aber gerieth er in jenen Dämmerzustand zwischen Träumen und Wachen, wo sich die Augen unwillkürlich schließen, während die übrigen Sinne doch noch immer empfänglich bleiben für die Eindrücke der Außenwelt. Es war ihm, als ob leise an die Thür des Zimmers geklopft würde; aber er hatte keine rechte Klarheit mehr darüber, ob dies Traum oder Wirklichkeit sei, und es kam ihm jedenfalls nicht in den Sinn, eine Antwort darauf zu geben.

Auch als sich dann nach einer kleinen Weile ganz leise die Thür aufthat und als etwas Lebendiges in's Zimmer kam, dessen Annäherung er mehr instinktiv fühlte, als aus irgend einem wahrnehmbaren Geräusch erkannte, wich der eigenthümliche Zustand noch nicht ganz von ihm, und seine Lider hoben sich nicht. Da aber ging etwas wie ein feiner,

warmer Hauch über seine auf der Lehne des Sessels ruhende Hand, und es war, als ob dieser zarte Hauch den Bann gelöst habe, in welchem der Traumgott so lange den Genesenden gefangen gehalten. Er schlug die Augen auf und sah mit einem Erstaunen, das für einen Moment seinen Herzschlag stocken machte, Martha Werner's schlanke Gestalt an seiner Seite knieen, das Köpfchen tief auf seine Hand gesenkt, und in einer Haltung, die zugleich voll tiefer Demuth war und voll gramvoller Traurigkeit.

„Martha!" sagte er leise, wie wenn er fürchten müsse, daß vor dem Klang seiner Stimme das liebliche Bild wieder in Nichts zerfließen müsse. „Meine liebe Martha!"

Mit einem Schrei fuhr sie empor und flüchtete zur Thür. Ihre Wangen waren mit purpurner Gluth übergossen, und ihre Hände preßten sich unwillkürlich auf die wogende Brust.

„Verzeihung, Herr Hartmann," brachte sie mühsam und in abgerissenen Worten hervor. „Ich glaubte ja, daß Sie schliefen — und ich wollte — ich wollte Ihnen nur noch einmal im Stillen Abbitte leisten für alles Schlimme, das Sie durch mich in Ihrem Leben erfahren haben, ehe — ehe ich für immer aus diesem Hause gehe."

In seinem mager gewordenen Antlitz leuchtete es auf, wie wenn plötzlich ein beglückendes Verständniß über ihn gekommen wäre.

„Ehe Sie gehen, Martha? Sie sind also hier gewesen — hier in meiner Nähe? Und diese Blumen dort — sie sind von Ihnen?"

Sie schlug beide Hände vor das Gesicht, und ihre feine Gestalt erbebte in verhaltenem Schluchzen.

„O, vergeben Sie mir, Herr Hartmann — ich war ja so unglücklich — so unglücklich —"

„Und Ihr Verlobter — er hat Ihnen das gestattet?"

Da ließ sie die Hände sinken, und ihre schönen Augen

flammten. „Mein Verlobter? Er war es nicht mehr, als er seine verruchte Hand gegen Sie erhob; denn ich hatte ja erkannt, daß ich ihm nie, nie würde angehören können. Aber wenn ich ihn auch geliebt hätte — seit dem Augenblick, wo er das gethan, würde ich ihn gehaßt haben."

Die wundersame Heiterkeit, die sich plötzlich in seinem Antlitz spiegelte, mochte ihr erst zum Bewußtsein bringen, was sie ihm durch ihre Worte verrathen habe; denn wieder stieg ihr das Blut heiß bis in die Stirn hinauf, und sie wandte sich, als ob sie hastig aus dem Zimmer entfliehen wolle.

Da aber rief Hartmann ihren Namen, und obwohl er ihn nur ganz leise rief, mußte in dem Klange doch wohl etwas sein, das sie unwiderstehlich zu ihm zog. Wieder lag sie vor ihm auf den Knieen, und als er sich zu ihr herab beugte, als er ihren schönen Kopf zwischen seine beiden Hände nahm und sie fragte:

„Martha, meine liebe Martha, willst Du mir altem Burschen Deine blühende Jugend schenken? Willst Du die Gefährtin meines einsamen Lebens sein?" da stürzten ihr die Thränen der höchsten Seligkeit aus den Augen und in einem Ton, der beredter war als das feurigste Liebesgeständniß, hauchte sie:

„Ja — bis in den Tod!" — — — — — —

So überraschend wie dieser war dem alten Faktor Reimers wohl noch nie in seinem langen Leben ein Wunsch in Erfüllung gegangen, und als er acht Tage vor Weihnachten die schön gestochene Karte in den Händen hielt, auf der er feierlich eingeladen wurde zur Hochzeit seines Prinzipals mit Fräulein Martha Werner, da kratzte er sich den grauen Kopf und meinte: „Man soll nicht sagen, daß heutzutage keine Wunder mehr geschehen; aber ich glaube beinahe, dies Wunder hier — das habe ich selber zu Stande gebracht!"

Eine Wunderdame.

Etwas über moderne Kunststücke.

Von

Hans Scharwerker.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unsere nüchterne Zeit, der man so gern den Namen der materialistischen beilegt und deren erstaunliche Fortschritte auf allen Gebieten der Technik, der Wissenschaft und der Bewältigung der Naturkräfte allerdings den Glauben an übernatürliche Vorgänge vollständig zunichte zu machen scheinen, ist gleichwohl nicht weniger abergläubisch und dem Wunderbaren zugeneigt, als frühere Perioden. Im Gegentheile, es gewinnt den Anschein, als sei die moderne Menschheit mehr als je für den Reiz des Geheimnißvollen und Uebernatürlichen empfänglich.

In Amerika geschehen in spiritistischen Kreisen tagtäglich Zeichen und Wunder. Geister Verstorbener erscheinen, lassen sich nicht nur sehen, sondern sogar hören, riechen und fühlen, unterhalten sich mit den anwesenden Gläubigen, spielen die Ziehharmonika und prophezeien die erstaunlichsten Dinge, die leider nur regelmäßig nicht einzutreten pflegen, was jedoch den Glauben der Spiritistengemeinde an die Echtheit dieser Erscheinungen keineswegs erschüttert.

In England wirkt die „Theosophische Gesellschaft", die zwar eine geläuterte Moral predigt, aber es zur Gewinnung

von Anhängern für nöthig hält, auch den Mystizismus und Okkultismus zu Hilfe zu rufen. Die verstorbene Gründerin der Gesellschaft, Madame Blawatsky, eine unleugbar genial veranlagte Abenteurerin, empfing ihre Offenbarungen angeblich von den Weisen Tibets, den Mahatmas, welche ihr auf übersinnlichem Wege Briefe durch die Luft zusandten; und ihre Nachfolgerin, die aus einer eifrigen Freidenkerin zur Theosophie bekehrte Annie Besant thut es ihr gleich. Auch sie steht in magischer Verbindung mit Tibet und findet Glauben.

In Deutschland zeigen sich ebenfalls wieder die Anfänge des längst todt geglaubten Zauberwesens. Magie, Nekromantie, Geisterseherei, Wahrsagerei, Astrologie, Mystizismus u. s. w. feiern ihre Auferstehung, werden von zum Theil sehr geistreichen und literarisch gewandten Leuten verfochten und gewinnen immer mehr Anhänger.

Da ist es denn nur zu erklärlich, wenn Wunderthäter aller Art sich diesen Zug der Zeit zu nutze machen und zu hohen Preisen okkultistische Schaustellungen geben, zu denen das Publikum in hellen Haufen strömt, um den modernen Hexenmeistern oder Zauberinnen — denn die Frauen bilden die Mehrzahl unter den mit übernatürlichen Kräften gesegneten Individuen — den Geldbeutel zu füllen, so daß das „übersinnliche Geschäft" gegenwärtig einen goldenen Boden hat.

Spiritistische und antispiritistische Medien, Gedankenleser und unverwundbare Fakire sind in den letzten Jahren bei uns mit großem Glück aufgetreten. Die meisten dieser Leute sendet uns Amerika, auf dessen fruchtbarem Boden nicht nur die herrschende Menschenrasse der Zukunft heranwächst, sondern, wie es scheint, auch am besten jene eigenartig veranlagten Wesen gedeihen, die es verstehen, dem Walten der Naturgesetze ein Schnippchen zu schlagen und — der Wissenschaft eine Nase zu drehen.

Denn das muß offen zugestanden werden: obwohl die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland sich diesen Schaustellungen gegenüber skeptisch verhält; obgleich manche der sogenannten Medien als Betrüger entlarvt wurden; obwohl endlich viele Männer der Wissenschaft sich redliche Mühe gaben, den Zauber des Geheimnißvollen durch das klare Licht der Erkenntniß zu zerstreuen — genügend erklärt sind viele der Vorgänge noch keineswegs, und man weiß nie recht, ob man es mit Taschenspielerkniffen, mit besonders ausgebildeten körperlichen und geistigen Fähigkeiten oder wirklich mit einer geheimnißvollen, der Wissenschaft bisher unbekannten Kraft zu thun hat. Daher der mysteriöse Reiz dieser Vorstellungen, daher der allgemeine Zulauf zu denselben.

So setzte in der letzten Hälfte des Jahres 1891 eine junge Amerikanerin die Londoner in Aufregung. Sie nannte sich „der kleine Magnet von Georgia" und vollführte erstaunliche, bisher noch nie gesehene Kraftleistungen ohne bemerkbare Muskelanstrengung. Die Dame, Mrs. Annie Abbot, war klein und zierlich, hatte kaum hundert Pfund Gewicht, dünne Arme, die keine irgendwie beträchtliche Kraftleistung erwarten ließen, und vermochte doch Dinge zu vollbringen, die den stärksten Männern unmöglich und den Häuptern der Wissenschaft unerklärlich waren. Sie hob z. B. eine Bank, auf der fünf Männer saßen, vom Boden auf, während mehrere Männer nicht im Stande waren, den Stuhl, auf dem sie saß, in die Höhe zu bringen. Einen Billardstock, den sie senkrecht vor sich hin hielt, vermochte ein starker Mann auch nicht um einen Zoll zu bewegen, ebensowenig sie an den in die Seiten gestemmten Ellenbogen in die Höhe zu heben.

Diese und ähnliche unbegreifliche Leistungen machten in London Sensation. Die Männer der Wissenschaft schüttelten die Köpfe, und die Anhänger des Okkultismus

triumphirten. Sie erklärten die Kunststücke der magnetischen Dame für echte Phänomene magischer Gewalt, für eine willkürliche Veränderung der Schwerkraft. Andere meinten, so etwas könne nur unter Mitwirkung übersinnlicher Intelligenzen, von Geistern, Dämonen oder Elementarwesen aus der vierten Dimension zu Stande kommen. Daß es nicht auf natürlichem Wege zuging, war sonnenklar, und der gesunde Menschenverstand wie die Wissenschaft mußten hier die Segel streichen.

Nun, der kleine Magnet von Georgia, kühn gemacht durch die bisherigen Erfolge in England, kam im Frühjahr 1892 auch nach Deutschland. Als sie aber im Wintergarten des Berliner Centralhotels auftrat, passirte ihr etwas Menschliches. Wie überall war auch hier männiglich erstaunt ob der übernatürlichen Kraftentfaltung der schmächtigen Dame. Die Aerzte untersuchten sie und wußten sich das Ding auch nicht zu erklären. Die Turner versuchten ihre Kraft vergeblich an ihr. Mit der bloßen Gelehrsamkeit und der bloßen Kraft war ihr also nicht beizukommen.

Da hieb ein entschlossener und offener Kopf den scheinbar unentwirrbaren Knoten durch. Diesem Herrn, einem Turner, fiel es auf, daß die magnetische Dame das Gelingen des Experimentes an bestimmte Bedingungen knüpfte, ohne deren strenge Einhaltung nach ihrer Behauptung der Magnetismus nicht wirke. Unter andern durfte man ihre in die Seiten gestemmten Arme nicht bewegen, um sie aufzuheben. Die eigenthümliche Haltung der Arme war es also wahrscheinlich, der dadurch herbeigeführte große Unterschied in der Hebelkraft zwischen Widerstandsstellung der zu Hebenden und dem Angriffspunkt des Hebers, worin das Geheimniß lag. Das konnte nur durch einen kühnen Versuch entschieden werden. Unerwartet trat daher der Berliner auf die Amerikanerin zu, klappte ihr die Arme

plötzlich an den Leib und hob sie unter dem Jubel des Publikums an den Ellenbogen in die Höhe. Denn nun ging's mit einem Male ganz leicht.

Der Zauber war gebrochen, der kleine Magnet von Georgia hatte seine Rolle in Berlin ausgespielt. Die Amerikanerin versuchte sich zwar noch in Leipzig, Wien, Prag u. s. w., traf aber jetzt überall auf den Widerstand des Publikums, das sich nicht beschwindeln lassen wollte, und verschwand darauf spurlos von der Bildfläche.

Aber geht es nicht mehr mit dem Spiritismus, so wirft man sich auf den Antispiritismus, und zieht der Magnet nicht mehr, so zieht doch immer eine junge hübsche Dame, die interessante Kunststücke zu machen weiß. Das wußte der herumreisende bekannte Antispiritist, Gedankenleser und Taschenspieler Cumberland sehr wohl, und es gelang ihm, als neue Zugkraft für seine Vorstellungen eine junge Dame zu gewinnen, die ganz dieselben Kraftleistungen vollbrachte, wie Mrs. Annie Abbot, aber eingestandenermaßen ohne Magnetismus und doch mit größerem Erfolge.

Denn interessant und höchst merkwürdig bleiben diese Leistungen, auch wenn man sie, wie jetzt geschieht, von wissenschaftlicher Seite auf Wirkungen der Hebelkraft und geschickte Vertheilung des Schwerpunktes zurückführt; und ganz aufgeklärt ist die Sache keineswegs. Mag auch durch die Stellung der betreffenden Dame, mag durch die Art, wie sie den Billardstock hält oder die Versuchspersonen auf den zu hebenden Stuhl setzt, ihr der Vortheil zufallen, der mit der Arbeit am langen Hebelarm verbunden ist, während die Gegner am kurzen ihr Kräfte verbrauchen — erstaunlich ist es und bleibt es, wie eine zarte, offenbar nicht besonders muskelkräftige Frau durch eine geschickte Benutzung dieser physikalischen Verhältnisse den stärksten Männern sich als überlegen erweist.

Miß Phyllis Bentley, welche vor Kurzem auch in Deutsch-

land mit dem Gedankenleser Cumberland in allen größeren Städten ihre Vorstellungen gab, hat daher auch überall großen Beifall geerntet, selbst die höchsten Kreise haben

Miß Phyllis Bentley.
(Nach einer Photographie von A. Marx, K. B. Hofphotograph in Frankfurt a. M.)

sie ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, und sogar eine Anzahl von Fürsten hat es nicht verschmäht, sich durch eigene Versuche davon zu überzeugen, daß eine richtige Kenntniß und geschickte Benutzung physikalischer Gesetze „Wunder"

zu Stande bringt, die es wahrlich nicht nöthig haben, sich mit dem zweifelhaften Umhängsel des Mediumismus, Spiritismus oder Magnetismus zu umgeben.

Miß Phyllis Bentley, eine junge Amerikanerin und angebliche Verwandte des Mr. Cumberland, weist, wie schon erwähnt, alle und jede Mitwirkung übernatürlicher Kräfte zurück und erklärt offen, daß alle ihre Kunststücke auf der richtigen Vertheilung der von den Experimentatoren angewendeten Kräfte beruhen. Diese richtige Vertheilung ist das eigentliche Geheimniß, das sie natürlich preiszugeben sich wohlweislich hütet. Sie gibt an, daß die Stellung, die sie selbst einnimmt und die anderen Personen einnehmen läßt, die richtige und den Erfolg herbeiführende Vertheilung der Kraft bewirkt. Bei den Experimenten mit dem Billardstock ist es der Winkel, unter dem derselbe gehalten wird, welcher die Kraftanwendung der anderen Personen paralisirt. Auch scheint der Stuhl, welcher neben den Billardstöcken das einzige Geräth ist, das sie verwendet, derartig gebaut zu sein, um die für ihre Zwecke erforderliche Kraftvertheilung zu begünstigen.

Diesen Stuhl und die Billardstöcke bringt sie stets selbst mit. Andere Stühle und Stöcke kann sie zu ihren Experimenten nicht gebrauchen, was ebenfalls als beachtenswerthes Moment gelten muß.

Miß Bentley ist angeblich nicht besonders kräftig, erklärt auch, besonderer Kraft zu ihren Kunststücken gar nicht zu bedürfen. Alles kommt auf die richtige Berechnung an, auf eine durch Uebung erworbene Geschicklichkeit und richtigen Blick, Besonnenheit und Geistesgegenwart. Denn jeder der Männer, der seine Kraft mit derjenigen der Dame mißt, packt die Sache anders an, und da heißt es, blitzschnell sich dem Druck oder Zug des Gegners anzupassen.

Bei dem Kunststück, wo die Dame den Stuhl empor-

hebt, nachdem mehrere Personen darauf Platz genommen haben, wird der Erfolg nur dadurch erreicht, daß diese Personen sich genau in der Weise niedersetzen, wie Miß Bentley angibt. Es genügt dann angeblich eine ganz geringe Anstrengung, um den Stuhl zu heben. Allein man kann im Voraus als sicher annehmen, daß die Angaben der Amerikanerin, wenn auch Wahrheit, so doch nicht die ganze Wahrheit enthalten, und daß sie ihren eigentlichen Kniff oder Kunstgriff nicht verräth.

Stuhl und Billardstöcke.

Ist also auch noch nicht Alles ganz verständlich, und das eigentliche Problem noch zu lösen, so befinden wir uns doch jetzt auf natürlichem Boden und können uns rückhaltlos an den Kunststücken erfreuen, welche die gewandte Dame uns zum Besten gibt. Und zwar wollen wir unsere Leser nicht etwa in eine der gewöhnlichen öffentlichen Vorstellungen führen, sondern in einen Kreis von Kaisern, Königen,

Prinzen und Fürsten, vor denen Miß Bentley sich zu produziren Gelegenheit hatte und von denen sie ganz interessante Dinge zu berichten weiß.

Als im Sommer 1892 das dänische Königspaar in Kopenhagen seine goldene Hochzeit feierte, hatte Miß Bentley die Ehre, dem hohen Jubelpaar und seinen fürstlichen Gästen ihre Kunststücke vorzuführen. Dieselben erregten allgemeines Interesse, und unter den anwesenden Fürstlichkeiten waren es außer König Christian von Dänemark selbst besonders der Kaiser von Rußland, der dänische Kronprinz, der Herzog von Cumberland und die Prinzen Georg und Waldemar von Dänemark, welche ihre Kräfte an Miß Bentley versuchten.

Zar Alexander III. von Rußland ist bekanntlich ein Mann von herkulischer Körperkraft und liebt es, dieselbe zu zeigen. Er vermag ein Päckchen Spielkarten durchzureißen, Zinnteller zu einer Manschette für einen Blumenstrauß mit den Fingern zusammen zu wickeln und ähnliche Kraftstücke zu vollführen. Wenn er bei guter Laune ist, thut er gern dergleichen und freut sich an der Bewunderung seiner Umgebung.

Es entstand daher eine nicht geringe Spannung in der erlauchten Gesellschaft am Hofe zu Kopenhagen, als, nachdem sich bereits verschiedene Herren vergeblich bemüht hatten, Miß Bentley in der vorgeschriebenen Weise an den Ellenbogen emporzuheben, plötzlich der Zar herantrat, offenbar davon überzeugt, daß seiner gewaltigen Kraft gelingen würde, woran die Anderen gescheitert waren. Auch schien er die Sache anfangs für gar nicht so besonders schwer zu halten. Er trat hinter die Dame, legte seine Hände unter ihre Ellenbogen und drückte nach aufwärts, ohne mehr als etwa die Hälfte seiner Kraft anzuwenden. Zu seinem Erstaunen blieb das leichte Persönchen vor ihm auf dem Parquet stehen, und jetzt fing er an zu begreifen,

daß man der Sache mit Energie zu Leibe gehen müsse. Er steigerte seinen Druck, wandte endlich alle seine Kraft an — vergeblich. Miß Bentley rührte sich nicht.

Etwas verblüfft trat der Zar zurück und verlangte Aufklärung darüber, auf welche Weise es die Dame anfange, ihm zu widerstehen. Die Antwort war, daß es auf den Winkel ankomme, in dem die Arme gehalten würden, und der Zar begann darauf sofort mit den fürstlichen Damen zu experimentiren. Eine nach der Anderen mußte heran und zeigen, ob sie das Geheimniß des Winkels begriffen hatte. Leider war dies, wie ja auch zu erwarten stand, nicht der Fall. Die Gemahlin des englischen Thronfolgers, die Prinzessin von Wales, welche sich dem Zaren zuerst zur Verfügung stellte, wurde mit der größten Leichtigkeit emporgehoben, ebenso die Zarin; selbst die Kronprin-

Zar Alexander III. von Rußland versucht Miß Bentley zu heben.

zessin Luise von Dänemark, obgleich von starkem Körperbau und bedeutender Schwere, stieg trotz ihrer Anstrengungen, die Füße am Boden zu behalten, unter dem Drucke des Zaren in die Höhe. Auch sie hatte den mysteriösen Winkel noch nicht richtig abmessen gelernt, jedenfalls zu ebenso großer Befriedigung der Miß Bentley, wie zum Vergnügen der Hofgesellschaft.

Die Sache interessirte den alten König Christian IX. von Dänemark, der trotz seiner 75 Jahre doch noch im Besitze bemerkenswerther Körperkräfte ist, so lebhaft, daß er ebenfalls trotz des Mißerfolges des hünenhaften Zaren Miß Bentley zu heben versuchte. Er hatte natürlich nicht mehr Erfolg, als dieser, und auch die junge Generation, wie der herkulische Prinz Georg von Griechenland, nach dem Zaren wohl der stärkste der europäischen Fürstlichkeiten, der Kronprinz von Griechenland und Prinz Waldemar mußten einsehen, daß ihre Kraft durch den vertrackten Winkel der gewandten Amerikanerin zu Nichte gemacht wurde.

Fast noch erstaunlicher, als das eben beschriebene Experiment ist das folgende. Miß Bentley stellte sich mit dem Gesicht an eine der Wände des Saales, stemmte die Finger dagegen und forderte diejenigen der Anwesenden, welche sich Kraft genug zutrauten, auf, sie an den Schultern zu fassen und an die Wand zu drücken. Die Sache erscheint leicht, denn der Drückende hat nur den Widerstand der Arme des Anderen zu überwinden, die, wenn nicht besonders muskulös, bei einigermaßen starkem Drucke in den Ellenbogengelenken einknicken, wovon man sich jederzeit leicht durch den Versuch mit schwächeren Personen überzeugen kann. Jedoch auch diesmal kam der Zar nicht zum Ziel. Als Erklärung dafür läßt die Dame wieder den Winkel aufmarschiren, womit wir uns begnügen müssen, da sie jedenfalls entschlossen ist, ihre Geheimnisse nicht eher

zu verrathen, als bis sie sich als Rentiere vom Geschäft zurückziehen kann.

Sehr geschickt weiß sie auch ihre Experimente zu steigern. Wir kommen zu immer merkwürdigeren und unbegreiflicheren Kunststücken. Denn Niemand wird behaupten wollen, daß der famose Winkel als Erklärung für das Kunststück mit dem Billardstock auch nur im Entferntesten befriedigend oder zureichend ist. Die Amerikanerin nimmt den Billardstock anscheinend nur leicht in die Hände und hält ihn nahezu senkrecht vor sich hin. Man meint, es müßte sehr leicht sein, ihn zur Erde zu drücken. Und dennoch gelingt es selbst den stärksten Männern nicht. Prinz Georg von Griechenland zerbrach bei dem Versuche den Billardstock, ein deutliches Zeichen, welch' gewaltige Kraft er in

Der Zar hebt die Prinzessin von Wales.

Anwendung gebracht hatte, aber ihn zur Erde zu stoßen vermochte er nicht. Es kann daher am Ende nicht Wunder nehmen, wenn die deutschen Okkultisten trotz Miß Bentley's gegentheiliger Versicherung behaupten, daß die Dame über bisher noch unbekannte „okkulte" oder magische Kräfte verfüge, oder die französischen Zeitungen zum Theil zu der Erklärung greifen, die Dame mesmerisire oder hypnotisire die Personen, mit denen sie experimentire, durch den Blick ihres Auges.

Wir müssen, wie gesagt, vorläufig auf eine Erklärung verzichten, bis es der Wissenschaft gelungen sein wird, eine solche zu geben, oder bis es der Amerikanerin gefällt, den Schleier zu lüften.

Außer den oben schon genannten Fürstlichkeiten haben auch der König Karl und der Kronprinz Ferdinand von Rumänien mit der Dame experimentirt; desgleichen der König Wilhelm II. von Württemberg, der Prinz von Sachsen-Weimar und eine Anzahl schwäbischer Recken am württembergischen Hofe, vor dem Miß Bentley gegen Ende des Jahres 1893 Vorstellungen gab. Sie Alle erreichen nach Angabe der Amerikanerin nicht entfernt die Stärke des Zaren oder des Prinzen Georg von Griechenland, sind aber geschmeidige, kräftige und in Körperübungen gewandte Männer, denen es offenbar den größten Spaß machte, sich mit der Amerikanerin zu messen.

Auch vor dem Khedive von Egypten hat sie sich produzirt, der aber nicht persönlich an den Experimenten Theil nahm. Die Würde eines orientalischen Fürsten erlaubt dergleichen nicht. Khedive Abbas sah, auf einem Stuhle sitzend, der Vorstellung zu, ohne sich zu rühren, beobachtete aber mit steigendem Interesse die Anstrengungen, welche einige seiner Hofherren machten, um den Billardstock zur Erde zu bringen. Endlich befahl er einem seiner Adjutanten, der wahrscheinlich wegen seiner Körperstärke bekannt

war, die Sache zu verſuchen. Dieſer ſtürzte ſich auf Miß Bentley, packte den Billardſtock wie ein wüthender Löwe,

Zar Alexander III. verſucht Miß Bentley mit den Schultern an die Wand zu drücken.

und begann einen förmlichen Ringkampf mit ihr, worüber der Khedive ſich vor Lachen ausſchütten wollte. Aber Miß Bentley blieb auch hier Siegerin.

Doch kehren wir zum däniſchen Hofe zurück, denn zwei

der merkwürdigsten Experimente stehen noch aus. Ein Billardstock wurde mit dem spitzen Ende auf den Boden gestellt, auf das dickere obere Ende legte Prinz Georg von Griechenland seine Hände. Dann that der Kronprinz von Dänemark, der Herzog von Cumberland und schließlich der Gedankenleser Cumberland, der sich stets im Verein mit seiner Verwandten produzirt, desgleichen. Diese vier Personen sollten mit ihren Händen den Billardstock auf die Erde niederdrücken. Darauf hob der Zar seinen jüngsten Sohn, den Großfürsten Michael empor und setzte ihn auf die den Billardstock niederhaltenden Hände. Der Billardstock war also durch den Druck dreier kräftiger Händepaare (Mr. Cumberland rechnen wir nicht, da dessen Bemühungen, den Billardstock niederzuhalten, nicht ernstlich zu nehmen sind, seine Theilnahme an dem Kunststück vielmehr nur darauf hinauslaufen kann, seiner Partnerin zu helfen) und das Gewicht eines 14jährigen Knaben belastet. Miß Bentley jedoch gelang es ohne sichtbare Schwierigkeit, den Stock mehrere Zoll hoch vom Boden zu heben. Dies Kunststück, das große Sensation machte, fand seinen heiteren Abschluß, indem der Großfürst Michael oben auf dem Billardstock in's Schwanken gerieth und seinem kaiserlichen Vater in die Arme purzelte. Der Erfolg war also doppelt, ein thatsächlicher und ein Heiterkeitserfolg.

Wenn wir nun auch annehmen müssen, daß Mr. Cumberland durch Druck nach oben, anstatt nach unten das Gewicht des jungen Großfürsten möglichst zu vermindern strebte, so blieb doch immer der Druck der drei fürstlichen Händepaare zu überwinden und zwar in einer für die Künstlerin höchst ungünstigen Stellung, wo ihr der Vortheil des berühmten „Winkels" schwerlich zugute kam. Es geben also offenbar ganz andere Momente den Ausschlag, wahrscheinlich, wie bei allen Taschenspielern, psychologische, indem der Taschenspieler es versteht, durch genaue

Kenntniß der Menschennatur und geschickte Benutzung ihrer psychologischen Eigenthümlichkeiten die Zuschauer un-

Prinz Georg von Griechenland zerbricht den Billardstock.

bewußterweise zu seinen Mithelfern zu machen. Auch bei Miß Bentley wird es sich so verhalten, nur der Kniff, auf welche Weise dies jedesmal geschieht, ist unbekannt.

Das letzte und gewöhnlich am meisten bewunderte Kunststück ist das mit dem Stuhle, den die Künstlerin hebt, während mehrere Personen darauf sitzen. Der Stuhl ist ein sehr einfaches starkes Möbel, schwarz angestrichen und ohne besondere Eigenthümlichkeiten. Da er die Ehre gehabt hat, von so viel Fürstlichkeiten „besessen" zu werden, so fand sich auch natürlich alsbald ein reicher Amerikaner, der den „berühmten" Stuhl zu kaufen wünschte, um ihn als Rarität in sein Prunkzimmer zu stellen. Miß Bentley widerstand aber, wie sie erklärt, dieser Verlockung, der Stuhl ist ihr nicht für alle Schätze Kaliforniens feil. Er macht zu gute Reklame bei öffentlichen Vorstellungen. Sie ließ sich aber herab, dem reichen Amerikaner zu erlauben, sich einmal auf diesen Stuhl niederzusetzen. Der republikanische Krösus war denn auch von der Ehre, den historischen Stuhl gleichfalls einmal „besessen" zu haben, höchst durchdrungen und entfernte sich mit der innigsten Befriedigung, wenigstens auf diese Weise einmal in okkultistische Berührung oder übersinnliche Verbindung mit gekrönten Häuptern gekommen zu sein.

Doch zur Sache. Das Stuhlkunststück beginnt damit, daß die Amerikanerin ihre Leute in einer bestimmten Weise sich niedersetzen läßt. Bei der Kopenhagener Hofvorstellung nahm der Zar, als der Stärkste, zuerst auf dem Stuhle Platz. Quer über ihn setzte sich der Kronprinz von Dänemark; Prinz Georg von Griechenland und der Herzog von Cumberland hielten sich rechts und links das Gleichgewicht. Dann trat Miß Bentley hinter den Stuhl, faßte die beiden Seiten der Rückenlehne, kippte ihn etwas nach vorn und hob ihn darauf einige Zoll hoch vom Boden auf.

So erstaunlich das erscheint, so finden wir doch hier vielleicht den Schlüssel zu dem ganzen Kniff. Miß Bentley selbst erklärt, daß ihr das Gewicht der auf dem Stuhle sitzenden Persönlichkeiten gleichgiltig sei. Wir glauben

ihr das. Sind wir auf der richtigen Spur, so geht die Sache derartig vor sich, daß die vier Männer einander das

Miß Bentley hebt den auf dem Billardstock sitzenden Großfürsten Michael empor.

Gleichgewicht halten, der Schwerpunkt aber ganz dicht an der Stuhlkante liegt. Wird nun durch Umkippen des Stuhles der Schwerpunkt verschoben und der zu unterst

Sitzende in die Meinung versetzt, er gleite herab, so stemmt er unwillkürlich und ohne sich selbst darüber im Augen-

Miß Bentley hebt den Stuhl, der mit dem Zaren, dem Kronprinzen von Dänemark, Prinz Georg von Griechenland und dem Herzog von Cumberland belastet ist.

blicke klar zu werden, die Beine fest auf, neigt den Oberkörper nach vorn und trägt jetzt thatsächlich die ganze Last der Uebrigen. Diesen Augenblick benutzt Miß Bentley geschickt, den jetzt erleichterten Stuhl zu heben.

Ob wir mit dieser Vermuthung das Richtige getroffen haben, muß Versuchen überlassen bleiben, die unsere Leser ja nach Lust und Gefallen anstellen mögen.

Nach Allem, was wir im Vorstehenden angeführt haben, wird wohl Niemand mehr daran zweifeln, daß diese Kunststücke auf sehr natürliche Weise zu Stande kommen. Die Mystiker, Okkultisten, Theosophen und Spiritisten freilich waren auch hier wieder mit ihrem beliebten Schlachtruf, der trotz seiner unzweifelhaften Wahrheit nachgerade zum Palladium des Obskurantismus zu werden beginnt, bei der Hand: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt!“ und daran schloß sich natürlich die Aufforderung, die im Dunkeln tappende Wissenschaft möge reuig umkehren.

Es ist wahr, wir sind noch lange nicht am Ende unserer Erkenntniß angelangt und werden wohl nie dahin kommen. Aber bei so handgreiflichen Vorgängen ist es ganz unnöthig, uns zur Erklärung immer gleich in den Raum zwischen Himmel und Erde zu bemühen. Es gibt eben auf der Erde selbst noch viele, sehr viele Dinge, die unerforscht sind, und die reizendsten neuen Taschenspielerkniffe, an denen sich der Scharfsinn üben kann. Sich da mit kühler Besonnenheit, mit Scharfsinn und Geschick an's Werk zu machen, ist ein sehr nützliches und unterhaltendes Beginnen, und dazu sind Alle, denen daran liegt, sich kein X für ein U vormachen zu lassen, aufgefordert. Vielleicht gelingt es einem unserer Leser, hinter Miß Bentley's Kniff zu kommen.

Stumme Zeugen.

Kriminalistische Skizze von **Th. v. Wittenbergk.**

(Nachdruck verboten.)

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Verbrechen würde unentdeckt, oder der wahre Sachverhalt unaufgeklärt bleiben, wenn nicht verschiedene Anzeichen aufgefunden würden, die eine Handhabe bildeten, um das Geheimniß der verbrecherischen That zu enthüllen. Denn der Verbrecher vermeidet bei seinem Vorgehen, so viel er kann, die Gegenwart eines Zeugen. Desto nothwendiger ist die Auffindung von allerlei Begleitumständen, die mit dem Verbrechen in Zusammenhang stehen, und sie sind oft so vollwerthig, daß sie als stumme Zeugen eine ebenso beredte Sprache sprechen, wie es nur die Aussagen von Menschen zu thun vermögen.

In zahlreichen Fällen ist es das Werkzeug, das auf den Weg hinweist, auf dem der Verbrecher zu finden ist, oder durch das die Erklärung der verbrecherischen That ermöglicht wird. Nicht nur, daß Messer, Hämmer oder Schußwaffen zurückgelassen werden, die durch eine besondere Art der Ausschmückung von ähnlichen Gegenständen abstechen, dadurch sich stärker als gewöhnlich dem Gedächtniß Aller einprägen, die sie jemals gesehen haben, und deshalb desto leichter als das Eigenthum einer bestimmten Person erkannt werden; sondern auch ganz nebensächliche Eigenthümlichkeiten

an ihnen erhellen oft das Dunkel, das über dem Verbrechen schwebt.

So wurde vor einigen Jahren in einer größeren Stadt Schlesiens in dem Zimmer eines in der Nacht ermordeten alten Ehepaares ein Hammer aufgefunden, mit dem augenscheinlich die tödtlichen Streiche geführt worden waren. Er war noch ziemlich neu, was namentlich aus dem Holzgriff hervorging, dessen weißliche Holzfarbe nur noch wenig durch den Gebrauch außer an der Stelle beschmutzt war, wo die Hand angelegt zu werden pflegt. Die Form des Hammers ließ erkennen, daß er einem Klempner, Schlosser oder ähnlichem Handwerker angehörte. Trotz aller Nachforschungen aber fand sich keine Spur des Eigenthümers. Die angestellten Forschungen sollten daher schon aufgegeben werden, als man auf die durch die Anlegung der Hand auf den weißen Holzgriff beschmutzte Stelle aufmerksam wurde. Bei genauer Betrachtung zeigte es sich nämlich, daß sich hier ziemlich deutlich die Abdrücke der einzelnen Finger unterscheiden ließen. Man fand auf der einen Seite den Abdruck für den Daumen und auf der entgegengesetzten Seite diejenigen für den Zeigefinger, Mittelfinger und den kleinen Finger. Nur da, wo sich der Goldfinger hätte abdrücken müssen, fand sich eine Lücke. Hier war das Holz noch ziemlich rein. Man kam daher auf den Gedanken, daß der Hammer einer Person gehört haben könne, welcher der Goldfinger der rechten Hand fehle, und hielt nun in den verschiedenen Werkstätten Nachfrage, ob vielleicht ein Arbeiter mit einem derartigen körperlichen Fehler beschäftigt würde.

Man konnte wirklich in einer Klempnerwerkstatt einen solchen Mann, wie er gesucht wurde, feststellen. Die unter der Hand fortgesetzten Nachforschungen unter den Kameraden des Verdächtigen ergaben ferner, daß er früher einen neuen Hammer besessen habe, der ihm jetzt fehle, daß er früher

infolge eines liederlichen Lebens ziemlich verschuldet gewesen sei, dagegen jetzt mit seinem Gelde prahle, und daß er in der Nacht, wo die Mordthat ausgeführt worden war, erst gegen Morgen in seine Schlafstelle zurückgekehrt sei. Schließlich ergab sich noch, daß er ein Vierteljahr vor der Mordthat im Auftrag seines Meisters im Haushalt der Verstorbenen an der Wasserleitung eine Ausbesserung ausgeführt hatte. Man verfügte darauf seine Verhaftung. In dem darauffolgenden Verhör bestritt der Verhaftete so lange die Thäterschaft, bis seine Hand auf die Schmutzmarke auf dem Griff des Hammers aufgepaßt wurde. Die Uebereinstimmung war so groß, namentlich entsprach die Lücke so genau dem fehlenden Goldfinger, der vor Jahren wegen einer Quetschung bis auf das unterste Glied abgelöst worden war, daß sich der Verhaftete zu einem Geständniß entschloß.

Nicht weniger interessant ist der Fall, der vor längerer Zeit in einem hessischen Dorfe zur Beobachtung kam. Hier wurde eines Morgens ein junges Mädchen, die bei einem Bauer in Diensten stand, erdrosselt vor dem Dorfe aufgefunden. Ein Selbstmord war nach der Lage der Dinge, namentlich aber der Art der Anlegung des Strickes, mit dem das Mädchen erdrosselt worden war, völlig ausgeschlossen. Die Anlegung des Strickes nämlich — es war eine gewöhnliche Waschleine — zeigte eine gewisse Geschicklichkeit, die hauptsächlich durch die Form des Knotens auffiel. Die Hinzuziehung von Sachverständigen durch den Untersuchungsrichter ergab, daß es eine Knotung war, wie sie die Seeleute bei der Reffung der Segel zu knüpfen pflegen. Damit kam die Untersuchung in Fluß. Seit einigen Wochen weilte in dem Dorf ein junger Seemann, der von einer größeren Reise zurückgekehrt war, bei seinen Anverwandten. Er hatte, wie es sich herausstellte, vor Jahren ein Liebesverhältniß mit dem erdrosselten Mädchen unterhalten, das aber von dieser wegen der langen Ab-

wesenheit des Geliebten aufgegeben worden war. Der Seemann selbst hatte nach der allgemeinen Annahme die Treulosigkeit sehr ruhig hingenommen und dem Mädchen darüber nicht die geringsten Vorwürfe gemacht. Seine Ruhe war jedoch nur Schein gewesen. Er hatte in einer späten Stunde des Abends, an dem der Mord stattfand, das Mädchen zufällig vor dem Dorfe getroffen und sie hier um die Wiederherstellung des alten Verhältnisses gebeten. Als sie ihm seine Bitte standhaft abschlug, hatte ihn plötzlich das Rachegefühl übermannt, so daß er Hand an die Verstorbene gelegt hatte. Nur die eigenthümliche Art und Weise, in der der Knoten des Strickes geknüpft war, mit dem er das Mädchen erdrosselte, hatte den Verdacht auf ihn gelenkt.

Daß Papierpfropfen, die zur Ladung eines Gewehres dienten, mit dem ein Schuß auf eine Person abgegeben wurde, schon zur Ueberführung des Thäters beigetragen haben, ist bekannt. So passirte es, daß als Pfropf ein herausgerissenes Blatt eines Buches, oder ein Stück eines Briefes benutzt wurde, und daß die Untersuchung dieses Pfropfens den sicheren Beweis für die Persönlichkeit des Thäters lieferte. Dagegen darf jener Fall als ziemlich vereinzelt angesehen werden, wo die Zusammensetzung der Geschoßmasse wichtige Anhaltepunkte ergab.

In Mähren war vor einiger Zeit ein Förster erschossen worden. Man fand in seiner Brust ein Geschoß, das aus einer Mischung von Zinn und Blei bestand. Der Verdacht lenkte sich auf einen Holzknecht und wurde zur Gewißheit, als eine Nachforschung in seiner Häuslichkeit Kugeln von dieser ganz ungewöhnlichen Zusammensetzung ergab.

Mitunter ist auch die Form der Wunde von großer Wichtigkeit für die richtige Beurtheilung der Verhältnisse, die bei einem Verbrechen in Frage kommen. Denn aus der Form und Größe der Wunde läßt sich ein Schluß

ziehen auf die Beschaffenheit des Werkzeuges, mit dem sie verursacht wurde, wie denn ein Werkzeug mit scharfen Rändern und eckiger Form einen genauen Abdruck seiner Kanten und Ecken auf dem Körper hinterlassen wird, wenn es beispielsweise auf das Schädeldach auftrifft. Dagegen wird ein Stock eine ganz andere Bruchstelle hervorbringen, weil ihm die scharf ausgeprägten Ecken fehlen. Ein Schuß oder Messerstich ist ja ohnehin nie zu verkennen.

Ein Bäckergeselle in einer Stadt am Rhein war beschuldigt, einen früheren Freund, mit dem er sich entzweite, vorsätzlich angefallen und mit Ueberlegung getödtet zu haben. Der Angeklagte sollte dem Ermordeten, der allabendlich von der Stadt nach seinem benachbarten Heimathsdorfe ging, in der Abenddämmerung auf der Landstraße aufgelauert und ihn hier ermordet haben. Dagegen behauptete der Angeschuldigte, er habe den Verstorbenen nur zufällig bei einem Spaziergang getroffen, sei mit ihm in einen Wortwechsel gerathen und habe ihn, als er von ihm angegriffen worden wäre, mit seinem Spazierstock auf den Kopf geschlagen. Dagegen machte der als Sachverständiger hinzugezogene Arzt geltend, daß die Schädelwunde nicht von einem Stocke herrühren könne, sondern daß sie ihrer viereckigen Form nach mit einem Instrument ähnlich einem Hammer geschlagen sein müsse. Der Unterschied zwischen beiden Behauptungen war nicht unwesentlich. War die Wunde wirklich mit einem Stock geschlagen worden, so war es möglich, daß der Angeklagte ganz zufällig mit dem Verstorbenen zusammengetroffen und in Streit gerathen war. War sie aber mit einem Hammer hervorgebracht, so mußte sich der Bäckergeselle vorher ausdrücklich mit einem solchen Werkzeug versehen haben. Daraus ergab sich dann, daß er bereits vorher den Plan gefaßt haben mußte, den Ermordeten anzugreifen, daß er also mit Ueberlegung gehandelt hatte. Auf Grund der ärztlichen Begutachtung wurde eine nochmalige

Nachforschung unter den Habseligkeiten des Angeschuldigten angestellt, die einen Hammer zu Tage förderte, an dem noch einige winzige Flecke von Menschenblut nachgewiesen werden konnten. Außerdem paßte der Hammer genau in die Wunde am Schädel des Verstorbenen. Damit war der Beweis für die Richtigkeit der Anschauung des Gerichtsarztes geliefert, so daß sich denn auch der Bäckergeselle zu einem Geständniß bequemte.

Des Weiteren kann zuweilen aus der besonderen Form der Verwundung auf die Stellung geschlossen werden, welche die betreffende Person in dem Augenblick einnahm, als ihr die tödtliche Verletzung zugefügt wurde. Eines Tages fand man in einer südfranzösischen Stadt einen Weinhändler verblutet auf, der durch einen Messerstich ermordet worden war. Der Stich war ungefähr drei Finger breit über der rechten Hüfte in den Unterleib gedrungen, hatte hier aber an keinem Punkt die Eingeweide verletzt, sondern nur die äußere Weichenarterie durchbohrt. Der des Mordes Beschuldigte behauptete nun, er sei, als er in die Gaststube des Weinhändlers eingedrungen sei — es handelte sich um einen Raubanfall — von diesem zuerst angegriffen worden und habe ihm in dem entstandenen Handgemenge die Wunde beigebracht. Es war nun aber unmöglich, daß bei gewöhnlicher aufrechter Stellung der Weinhändler so verletzt werden konnte, daß wohl das Blutgefäß durchschnitten, gleichzeitig aber die Eingeweide völlig verschont wurden. Die Art der Stichverletzung war nur möglich, wenn die Gedärme durch eine besondere Stellung des Verstorbenen aus ihrer gewöhnlichen Lage verschoben worden waren. Das war denn auch der Fall gewesen. Der Weinhändler hatte nämlich, als er den Stich erhielt, auf den Fußspitzen gestanden und war gerade im Begriff gewesen, mit dem erhobenen Arm das Gas anzuzünden. Durch den hohen Zwerchfellstand, der durch diese Stellung bedingt wurde,

waren auch die Darmschlingen mit hinaufgezogen worden, so daß nun der Dolch eindringen konnte, ohne die Eingeweide zu verletzen, obwohl er die Arterie durchschnitt. Es konnte also hier nicht von einem Angriff des Weinhändlers auf den Verbrecher und demnach auch von keiner Gegenwehr die Rede sein.

Verwandt hiermit ist ein Fall, wo in einer kleineren Stadt Bayerns ein zwerghaft kleiner Mann seine viel größere, im zweiten Zimmer von ihm stehende Frau erschossen hatte. Der Mann behauptete, dies nur zufällig gethan zu haben. Er habe mit dem Gewehr im Zimmer gestanden, als es sich plötzlich entladen habe, und das Geschoß in den Hals seiner Frau gefahren sei. War diese Angabe richtig, so mußte der Schußkanal, da die Frau, wie ihr Mann selbst aussagte, gestanden hatte, schräg von unten nach oben gehen, weil ja der Mann viel kleiner war als die Frau. Sonderbarer Weise aber verlief der Schußkanal wagrecht. Der Hals der Frau mußte sich also mit dem Gewehr in einer Ebene befunden haben, das heißt, der Mann hatte sich um so viel höher befunden oder die Frau um so viel niedriger, als ihr Größenunterschied ausmachte. Nun hatte aber die Frau gestanden, folglich mußte der Zwerg, ehe der Schuß sich entlud, auf einen höheren Gegenstand gestiegen sein, damit die Flugbahn der Kugel den Hals der Frau wagerecht schneiden konnte. Bei dieser Sachlage war es dann auch sehr unglaubwürdig, daß es sich um einen unglücklichen Zufall handelte, vielmehr lag der Verdacht vor, daß der Zwerg seine Frau absichtlich erschossen habe. Diese Vermuthung wurde durch das Ergebniß der Untersuchung bestätigt. Es stellte sich nämlich heraus, daß das kleine Männlein vor Abgabe des Schusses auf eine Kiste gestiegen war, und daß er sich von seiner Frau durch einen wohlüberlegten Mord hatte befreien wollen.

Zuweilen führen aber auch andere Umstände eine beredte Sprache. So ist es in zweifelhaften Fällen, wo Selbsttödtung oder Mord in Betracht zu ziehen ist, von Werth, ob sich die Schußwunde auf einer entkleideten oder bekleideten Körperstelle befindet. Selbstmörder wählen erfahrungsgemäß entweder nackte Körperstellen oder entkleiden sich zuvor an den betreffenden Theilen. Ferner bevorzugen sie die Herzgegend oder die verschiedenen Theile des Kopfes, wie die Stirn, die Schläfe und den Mund, weil diese der Waffe am zugänglichsten sind. Dagegen ist es keineswegs ein sicheres Zeichen von Selbstmord, wenn man den Verstorbenen mit der Waffe in der erstarrten Hand findet. Wenigstens sind hierüber die Meinungen der Autoritäten getheilt. Während ein Theil das krampfhafte Festhalten der Waffe nur für möglich hält, wenn der Verstorbene noch lebend die Waffe erfaßt hatte, glaubt ein anderer Theil, daß ein krampfhaftes Festhalten auch dann noch zu Stande kommen kann, wenn die Waffe erst nach erfolgtem Tode in die Hand gesteckt wird. Thatsache ist, daß die in den österreichischen Spitälern Verstorbenen, denen man nach der dort herrschenden Sitte die Hände über die Brust zusammenlegt und in diese ein Kruzifix steckt, das kleine Kreuz ziemlich festhalten, obgleich erst nach dem Tode die Finger um dasselbe gelegt werden. Dagegen darf man einen Selbstmord bestimmt annehmen, wenn die Hand des Todten vom Pulverrauch geschwärzt ist, wie es bei der Verwendung von kurzen Schußwaffen häufig vorkommt. Bei aus der Nähe abgegebenen Schüssen ist nicht selten die Kleidung an der Schußstelle versengt und verbrannt, oder es ist auch die Haut durch eingedrungene Pulverkörner geschwärzt.

Ein derartiger Umstand ist mitunter von hoher Bedeutung. Vor einigen Jahren war in Mecklenburg an einem Herbstabend ein Gutsbesitzer auf dem Anstand auf Hochwild von seinem Begleiter, einem Forstaufseher, er-

schossen worden. Beide hatten an weit von einander getrennten Punkten Stellung genommen. Der Forstaufseher erklärte nun, daß er irrthümlicher Weise den Gutsbesitzer erschossen habe, da er ihn bei dem nebeligen Wetter, auf eine Entfernung von fünfzig Schritten für ein Stück Wild angesehen habe, das sich ihm näherte. Es stand fest, daß der Gutsbesitzer seinen Standpunkt verlassen hatte. Allein es erwies sich als unmöglich, daß die Verwundung auf eine Entfernung von fünfzig Schritt hin stattgefunden hatte. Es war nämlich die Kleidung des Gutsbesitzers an der Schußstelle völlig verbrannt. Der Schuß mußte also aus unmittelbarer Nähe abgegeben worden sein, und es konnte sich nicht um eine Verwechslung handeln, da sich die beiden Personen fast Auge in Auge gegenüber gestanden haben mußten. Es war deshalb auch ein unglücklicher Zufall so gut wie ausgeschlossen, vielmehr ein absichtlicher Angriff sehr wahrscheinlich.

Ein solcher war denn auch unternommen worden. Der Forstaufseher hatte den Gutsbesitzer unter einem Vorwande zu sich gerufen, war ihm dann ein Stück entgegengegangen und hatte unmittelbar vor ihm das Gewehr abgedrückt. Der Beweggrund zur That war Eifersucht gewesen, und das Geständniß wurde nur durch die Heranziehung der Verletzungsart erzwungen.

Wie die verschiedenen Nebenumstände oft zur Ueberführung des Thäters dienen, so haben sie auf der anderen Seite aber auch schon zur Befreiung von einem falschen Verdacht beigetragen. Namentlich hat der Nachweis, daß Wunden nicht durch eine Verletzung mit irgend einem Werkzeug hervorgebracht seien, sondern durch Bisse von Thieren bewirkt wurden, schon wiederholt zu Beseitigung eines Mißverständnisses geführt. In einem Dorfe in der Nähe von Lyon wurde eines Morgens in einem der letzten Häuser die halb angekleidete Leiche der Besitzerin und alleinigen

Bewohnerin des Häuschens gefunden. Sie war schwer verstümmelt, und der Kopf fehlte vollständig. Die Leiche wie ihre Umgebung war nur ganz wenig mit Blut beschmutzt. Auf der weißen Bettdecke sah man eine Spur. Ebenso konnte man vor dem Hause gegen den Wald zu einzelne kleine Blutspuren und im Staube Eindrücke beobachten, als ob ein ziemlich glatter, runder Körper in ihm geschleift worden wäre.

Man glaubte zuerst, daß die Verstorbene außerhalb ihres Hauses ermordet und dann in dasselbe getragen worden wäre, und es hatte sich bereits der Verdacht auf einen Bauernburschen gelenkt. Durch das Gutachten des ärztlichen Sachverständigen erhielt aber die Sache eine ganz andere Beleuchtung. Dieser konnte nämlich nachweisen, daß die Verstümmelungen von Hundebissen stammten, was aus zwei tieferen Rissen erkannt wurde, wie sie die Hunde mit ihren Eckzähnen bei jedem einzelnen Biß hervorbringen. Daraufhin wurde denn auch die Spur auf der Bettdecke als eine solche von Hundepfoten festgestellt. Aus der Beschaffenheit der Wunden durfte ferner angenommen werden, daß sie erst zugefügt wurden, als das Leben bereits aus dem Körper der Frau entflohen war. Man kam deshalb zu der Ansicht, daß die Frau eines natürlichen Todes gestorben sei, und daß, als sie bereits todt war, ein Hund in ihre Behausung eingedrungen war, der die Leiche zerfleischte und den Kopf, wie die Spuren im Staube zeigten, nach dem Walde geschleppt hatte. Es fand sich später hierfür eine Bestätigung. Man erlegte nämlich nicht lange nachher einen verwilderten Hund, in dessen Pelz lange Frauenhaare saßen, welche die Farbe der Kopfhaare der Verstorbenen hatten.

Schließlich sei noch einer Anklage Erwähnung gethan, nach der eine Frau ihr wenige Tage altes Kind erstickt haben sollte. Die Frau befand sich zu der Zeit, als die

That vollführt worden sein sollte, in der größten Noth. Ihr Mann war kurz vor der Geburt des Kindes gestorben, und sie selbst lag krank darnieder. Die Erstickung des Kindes wurde damit begründet, daß sich an beiden Seiten des Halses Eindrücke von Fingern und Fingernägeln zeigten, die eine Erdrosselung wahrscheinlich machten. Es fanden sich nämlich die Eindrücke auf dem Halse des Kindes so angeordnet, daß auf der rechten Seite ein einziger Todtenfleck, auf der linken Seite aber drei untereinander liegende Flecke zu sehen waren. Die Frau behauptete, daß das Kind, mit dem sie zusammen im Bett lag, von Krämpfen befallen worden und während der heftigen Bewegungen aus dem Bett gestürzt sei. Da sie selbst sehr angegriffen gewesen sei, so habe sie nur mit einer Hand hinunterlangen, das Kind am Hals fassen und es so zu sich in's Bett nehmen können.

Während dieser Vornahme sei das Kind den Krämpfen erlegen.

Dieser vom Gericht angezweifelten Erklärung schloß sich der Gerichtsarzt an. Er erklärte den Hergang folgendermaßen. Das Kind hat mit dem Gesicht auf dem Boden gelegen, als es die Frau emporzuheben suchte. Sie muß dies mit der linken Hand gethan haben, denn es befindet sich auf der rechten Seite ein einziger Fleck, der vom Druck des Daumens herrührt, während auf der linken Seite drei Flecke von den übrigen Fingern mit Ausnahme des kleinen Fingers zu sehen sind. Hätte die Frau das Kind erwürgen wollen, so würde sie seinen Hals nicht von hinten und mit der linken Hand umfaßt, sondern von vorn mit der rechten Hand die Luftröhre zusammengedrückt haben. Dem widersprach aber der Befund, der sich mit der Aussage der Frau deckte.

Nach dieser Darlegung wurde die Untersuchung abgebrochen.

Die richtige Beurtheilung der Begleitumstände eines Verbrechens ist keine leichte Sache, sondern sie erfordert oft die reiflichste Ueberlegung und das schärfste Nachdenken. Um so erfreulicher ist es, wenn es gelingt, an der Hand dieser stummen Zeugen den wahren Sachverhalt so zu erkennen, daß die Schuldigen bestraft und die Schuldlosen der Anklage enthoben werden können.

Wie ein Fernrohr entsteht.

Aus dem Gebiete der Präzisionsmechanik. Von **Alr. Myers.**

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Während noch vor einigen Jahrzehnten der Besitz eines Fernrohres in privater Hand eine Seltenheit war, hat die weiter fortgeschrittene Technik und die Konkurrenz auch auf diesem Gebiete so billige Fernrohre und Doppelfernrohre, „Krimstecher" genannt, auf den Markt gebracht, daß heutzutage fast jeder gut situirte Mensch wenigstens einen Krimstecher besitzt, den er als Theaterglas und Fernglas bei Ausflügen und Reisen verwenden kann.

Die Form dieser Krimstecher ist so handlich, daß sie beim Privatpublikum den Gebrauch der Fernrohre stark verdrängt haben. Will aber auch der Private einmal ein scharfes Bild von einem weit entfernten Gegenstand haben, dann muß er doch zum Fernrohre greifen.

Ein Fernrohr ist eine Metallröhre, welche an dem einen Ende und zwar demjenigen, welches man auf den zu betrachtenden Gegenstand, das Objekt, richtet und welches deshalb „Objektivende" heißt, eine geschliffene Glasscheibe, eine sogenannte Linse trägt. In dieser Hauptröhre bewegt sich eine dünnere, die man herausziehen und hineinschieben kann und die ebenfalls mit einer kleinen Glaslinse abgeschlossen ist. Diese „Okularlinse" bringt man vor das

Auge, wenn man durch das Fernrohr hindurchsehen will; und das betreffende Ende heißt das Okularende. In der wissenschaftlichen Sprache sagt man abgekürzt für Objektiv-, beziehungsweise Okularlinse einfach Objektiv und Okular.

Fig. 1. Fernrohr mit dreibeinigem Stativ.

Das Objektiv des Fernrohrs, also die dem Gegenstande zugekehrte Glaslinse, hat den Zweck, das Bild eines weit entfernten Gegenstandes näher heranzurücken und es in das Innere des Fernrohres hineinzuverlegen. Das Okular ist ein Vergrößerungsglas, mit welchem man dieses Bild im Inneren des Fernrohres betrachtet und genauer erkennt. Ein solches einfaches Fernrohr wird aber wahrscheinlich dem Leser oder dem Besitzer, der Beobachtungen machen will, wenig willkommen sein. Es bietet nämlich ein vollständig umgekehrtes Bild des Gegenstandes, den man betrachtet; oben und unten, rechts und links

sind vertauscht. Bäume, Häuser oder Menschen, die wir durch ein solches Fernrohr beobachten, stehen auf dem Kopfe. Diese Umkehrung des betrachteten Gegenstandes entsteht durch die Strahlenbrechung in der Objektivlinse. Will man ein aufrecht stehendes Bild des betrachteten Gegenstandes erhalten, so muß im Inneren des Fernrohres das Bild nochmals umgekehrt werden, und dies geschieht durch das Okular, welches in diesem Falle nicht aus einer Linse, sondern aus zwei bis vier Linsen, also gewissermaßen wieder aus einem kleinen Fernrohr für sich besteht.

Dem Astronomen, der die Himmelskörper betrachtet, ist es für seine Beobachtungen gleichgiltig, ob er das Bild des betrachteten Sternes im Fernrohre richtig oder verkehrt erhält. Er verwendet daher auch ein gewöhnliches Okular, das man auch das astronomische nennt; das zusammengesetzte heißt das terrestrische (irdische), weil das mit einem solchen Okular versehene Fernrohr eben zu Beobachtungen auf der Erdoberfläche dient.

Je größer die Wirkung eines Fernrohres sein soll, also je weiter und schärfer man damit sehen will, desto länger muß der Abstand zwischen Okular und Objektiv sein, und desto sorgfältiger der Schliff der Linsen. Solche großen Fernrohre werden zuletzt unhandlich, man kann sie nicht mehr bequem mit beiden Händen halten und in Ruhelage vor das Auge bringen. Man setzt sie daher auf Stative, entweder auf feste Säulen oder auf bewegliche Dreibeine (Fig. 1).

Das Fernrohr, dessen Okulartheil man vermittelst einer sogenannten Mikrometerschraube heraus- und hineinschieben kann, ruht fest auf dem Stativ und kann mit außerordentlicher Leichtigkeit auf demselben hin und her bewegt werden. Man kann das Fernrohr nach rechts und nach links, also in wagerechter Richtung, oder, wie der Gelehrte sagt, in der Horizontalebene bewegen; ferner nach

oben und unten, d. h. man kann von einem Punkte des Horizontes vor uns bis zu einem Punkte des Horizontes hinter uns mit dem Objektiv des Fernrohres einen Halbkreis beschreiben.

Man findet derartige Fernrohre auf Aussichtsthürmen

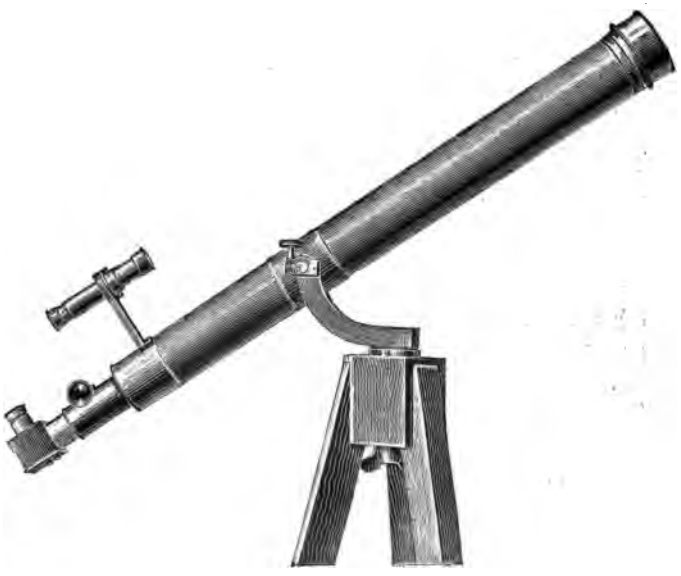


Fig. 2. Stativ-Tubus mit „Sucher".

und vom Publikum viel besuchten Aussichtspunkten, ferner in Schulen und bei vermögenden Privatleuten, welche Beobachtungen in der Ferne aus Liebhaberei oder aus wissenschaftlichen Gründen betreiben.

Ein solches Fernrohr kostet ungefähr 700 Mark; davon entfallen auf das Stativ mit der Einrichtung für die verschiedenen Bewegungen ungefähr 200 Mark, 500 Mark kommen auf das Fernrohr selbst. Warum solche Instrumente so theuer sind, wird die folgende Erläuterung zeigen.

Die Herstellung ist eine ungemein schwierige, feine und genaue. Die Objektivlinse besteht nicht aus einem, sondern aus zwei Gläsern, die sorgfältig aufeinander geschliffen sind und ohne jeden Kitt fest aufeinander haften. Die zwei Glasplatten, aus denen diese Linse besteht, sind aus verschiedenem Material hergestellt, die eine ist Flintglas, d. h. gewöhnliches weißes Tafelglas, die andere Crownglas, d. h. solches, dem bei der Fabrikation ein starker Zusatz von Blei beigegeben ist. Benutzt man nur eine Glasplatte als Linse, so entstehen an den Rändern der Linse bei Betrachtung eines Gegenstandes sehr störende bunte Strahlen, die man mit dem aus dem Griechischen stammenden Gelehrtennamen „chromatische" Strahlen nennt. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam man auf die Idee, zwei Arten von Glasplatten zusammen zu verwenden, von denen eine jede das Licht anders bricht, und dadurch die farbigen Strahlen zum Verschwinden zu bringen. Eine solche Doppellinse ist farblos, oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, „achromatisch". Der Engländer Dollond fertigte zuerst im Jahre 1755 ein solches achromatisches Fernrohr. Der Münchener Fraunhofer aber vervollkommnete um das Jahr 1820 die achromatischen Gläser derartig, daß erst seit dieser Zeit ein gar gewaltiger Aufschwung in der Herstellung von größeren Fernrohren, insbesondere für astronomische Zwecke möglich wurde. Mit Stolz können wir Deutsche darauf hinweisen, daß die Erfindung des Deutschen Fraunhofer von der deutschen Industrie in glänzender Weise festgehalten und vertreten worden ist. Deutschland steht heute trotz aller Konkurrenz von Seiten der Engländer, Franzosen und Amerikaner an der Spitze aller derjenigen Nationen, welche große Fernrohre fabriziren.

Solche achromatischen Linsen sind sehr theuer. Eine solche für ein kleineres Fernrohr, dessen Objektiv einen Durch-

meſſer von 95 Millimetern hat, koſtet allein fix und fertig geſchliffen 340 Mark. Die beiden Glasplatten, aus denen

Fig. 3. Größerer Kometenſucher.

die Linſe beſteht, dürfen keinen Sprung, keinen Fehler, keine Blaſe, nicht die mindeſte Trübung enthalten, ſonſt ſind

sie werthlos und können nicht geschliffen werden. Solch' fehlerlose Glasplatten herzustellen ist sehr schwer und umständlich, und so verlangt denn die Glasfabrik für die beiden rohen, ungeschliffenen Platten allein schon 200 bis 250 Mark. Die Platten müssen sodann noch geschliffen, polirt und ausprobirt werden, und dann hat man nach wochenlanger Thätigkeit erst das Objektiv des Fernrohrs fertig. Es kommt dazu die ebenfalls sehr sorgfältig geschliffene, aber bedeutend kleinere Linse des Okulars, ferner die übrige Ausstattung des Fernrohrs, und der Leser wird sich jetzt wohl nicht mehr wundern, wenn er erfährt, daß für ein größeres Stativfernrohr oder, um den wissenschaftlichen Namen festzuhalten, für einen solchen „Tubus", Summen von 2500 bis 3800 Mark gezahlt werden.

Unsere Abbildung (Fig. 2) zeigt uns am Okularende auf dem großen Fernrohre noch ein kleines angebracht, es ist dies ein sogenannter „Sucher" und sein Zweck ist folgender: die außerordentlich starken Fernrohre haben nur ein enges Gesichtsfeld, d. h. man erblickt darin nur ein verhältnißmäßig kleines rundes Bild. Will man nun irgend einen Punkt rasch auffuchen, so ist dieses sehr umständlich; daher umfaßt das kleine Fernrohr, das auf dem großen befestigt ist, der sogenannte „Sucher", ein sehr großes Feld, wenn die Einzelheiten auch sehr klein und undeutlich sind. Man findet aber mit diesem kleinen Fernrohr mit Leichtigkeit den Punkt auf, welchen man betrachten will, und damit auch die Richtung, nach welcher man das Fernrohr wenden muß. Hat man erst diese mit dem Sucher gefunden, so ist es leicht, das große Fernrohr auf den Gegenstand genau einzustellen.

Alle größeren Fernrohre, ob für terrestrische, ob für astronomische Zwecke bestimmt, haben meist einen solchen Sucher, auch zum Theil jene, welche schon selbst Sucher sind, nämlich „Kometensucher". Solch' ein Kometensucher

Fig. 4. Einfacher Kometensucher.

größerer Art (Fig. 3) ruht auf einer gußeisernen Säule, hat eine Objektivöffnung von 108 Millimetern und kostet

2200 Mark. Er wird auf der eisernen Säule ausbalancirt durch ein Gegengewicht, das wir zur Rechten der Säule erblicken. Er ist drehbar nach rechts und nach links, also in der Horizontalebene. Wir sehen hier auf der obersten Stelle der Säule eine Scheibe mit Gradeintheilung befestigt, während eine zweite Scheibe mit sehr feiner Gradeintheilung an der Achse angebracht ist, in welcher man das Fernrohr nach oben und unten richten kann. Die horizontale Scheibe trägt den sogenannten Horizontalkreis, die aufrecht stehende nicht vollständig ausgeführte Scheibe, die dem Beschauer zugekehrt ist, den sogenannten Vertikalkreis mit außerordentlich feinen Millimeterbruchtheilen. Diese Kreiseintheilung dient zur Messung der Gestirnsbewegungen. Natürlich gibt es auch Kometensucher einfacherer Konstruktion (Fig. 4).

Nehmen wir an, auf der Sternwarte beobachte einer der Astronomen einen Kometen, der für unser bloßes Auge gar nicht sichtbar ist, aber seit einiger Zeit in irgend einem Sternbilde erscheint. Er hat diesen Kometen ganz genau in die Mitte des Fernrohres eingestellt, wozu ihm ein Kreuz von Spinnwebefäden dient, das mitten im Fernrohr angebracht ist. Wenn sich der Komet nun im Fernrohre nach oben oder nach unten, nach rechts oder nach links verschiebt, kann der Beobachter durch feine Mikrometerschrauben vom Okular aus dem Fernrohre eine für das Auge kaum sichtbare Wendung geben, bis der beobachtete Komet immer wieder mit seinem Kopfe in der Kreuzung der Spinnwebefäden steht. Diese für das Auge kaum sichtbare Bewegung markirt sich aber auf der Horizontal- und Vertikalscheibe ganz genau, und von diesen können bis auf die Bruchtheile von Millimetern die Bewegungen vermittelst einer Lupe abgelesen werden. Dadurch kann man dann auch den Weg berechnen, den der Komet in Wirklichkeit am Himmel in einer bestimmten Frist zurückgelegt hat.

Wir beschäftigen uns hier schon mit diesen Kleinigkeiten, um bei der Beschreibung des großen Refraktors, auf dessen Fabrikation wir am Schlusse kommen, den Leser mit diesen

Fig. 5. Fernrohr für parallaktische Aufstellung.

Sachen vertraut zu wissen. — Man könnte glauben, diese Art und Weise der Verschiebung des Fernrohrs nach oben und unten, nach rechts und links müsse dem Astronomen schon genügen, er verlangt für seine Zwecke aber noch eine

andere Bewegung des Fernrohres auf dem Stativ, die sogenannte „parallaktische". Ein Fernrohr ist parallaktisch montirt heißt: es ist so eingerichtet, daß es sich sowohl senkrecht als wagerecht um die vorhandenen Achsen mit Leichtigkeit drehen und in jede Lage bringen läßt, von der aus man überhaupt nur einen Punkt des Himmels betrachten will. Man muß mit einem solchen Fernrohre den Weg eines jeden Sternes genau und ohne Unterbrechung verfolgen können und es durch den leisesten Druck der Hand, das Ziehen an einem Seidenfaden oder durch ein winziges Uhrwerk nach Belieben lenken können.

Wir sehen ein solches Fernrohr ebenfalls auf einem eisernen Stativ ruhen (Fig. 5). In dem Aufsatz des Stativs ist die Horizontalachse gelagert, welche gestattet, das Fernrohr nach rechts und links zu drehen; senkrecht zu dieser ruht die Vertikalachse, auf der man das Fernrohr nach unten und oben zu richten vermag. An dieser zweiten Achse hängt das Gegengewicht, welches dazu dient, das ganze Fernrohr stets im Gleichgewicht zu erhalten. Die beiden Schnüre, die auf der Zeichnung dargestellt sind, nimmt der Beobachtende in die Hand, um durch einen leisen Zug daran das Fernrohr zu bewegen, wie es ihm beliebt.

Schreiten wir nun noch weiter nach oben fort in der Reihe der Fernröhre, so gelangen wir zum Refraktor (Fig. 6), einem großen astronomischen Instrumente. Der Refraktor steht auf einer eisernen Säule und hat als Beigabe einen Sucher; über diesem aber erblicken wir in der Mitte des Fernrohrs eine kleine Lampe, welche dazu dient, das Innere des Refraktors, und zwar das dort befindliche Kreuz von Spinnewebefäden zu beleuchten. Wir sehen auch hier die Vertikalachse mit dem Gegengewicht aus Bleiplatten, die unter der Schraubenspindel verschiebbar sind; wir sehen die Horizontalachse, welche in dem Stativaufsatze eingelagert ist, und endlich unten am Stativ das Uhrwerk, welches mit außerordent-

licher Leichtigkeit das Fernrohr sich so bewegen läßt, daß es beständig dem Laufe eines bestimmten Sternes am Himmel folgt.

An der unteren Seite des Fernrohres entdecken wir ein Schraubengestänge. Es sind Mikrometerschrauben, mit denen man das Fernrohr nach rechts und links bewegt, während man vermittelst anderer, auf der Zeichnung nicht sichtbarer Mikrometerschrauben die Richtung nach oben und unten beherrscht. Da, wo die Mikrometerschrauben endigen, ist ein Vertikal- und ein Horizontalkreis angebracht, und es geht am Fernrohr entlang, vom Okularende aus, ein Mikroskop, welches wiederum einem kleinen Fernrohre ähnlich ist und dazu dient, auf diesen Kreisen die feine Eintheilung vom Okularende aus abzulesen.

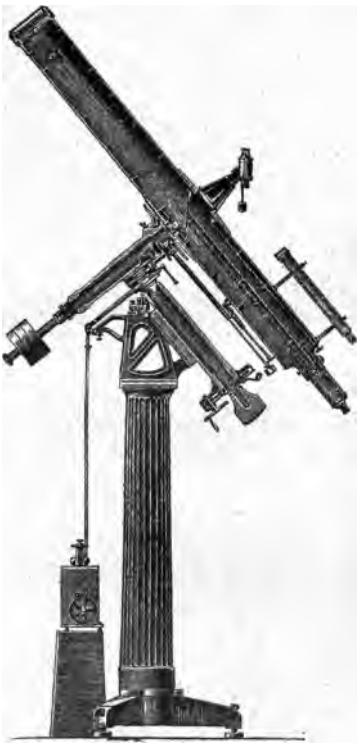


Fig. 6. Refraktor.

Der hier dargestellte Refraktor ist im Ganzen vielleicht 5 Meter hoch, er gehört also noch nicht zu den bedeutenden. Er hat 190 Millimeter Oeffnung und kostet 10,000 Mark. Solche Refraktoren werden meist für Privatsternwarten

geliefert, welche von wissenschaftlich gebildeten Leuten, aber auch sehr oft von Dilettanten, die das Geld dazu haben, angelegt werden. In der letzten Zeit sind auch in Deutschland zahlreiche Sternwarten von Privaten errichtet worden, am häufigsten findet man dieselben aber in Amerika, und einige dieser Privatsternwarten sind viel großartiger eingerichtet, als die europäischen Universitätssternwarten. Auf diesen Privatsternwarten sind bereits höchst wichtige Entdeckungen über Vorgänge am Sternenhimmel gemacht worden, welche den offiziellen Instituten bis dahin entgangen waren.

Der größte Refraktor, welchen wir in Deutschland besitzen, steht auf der Universitätssternwarte in Straßburg und kostet 90,000 Mark. Er hat ein Objektiv von 487 Millimeter Durchmesser.

Wir wollen nunmehr einer der bedeutendsten Fabriken Deutschlands, welche sich mit der Anfertigung dieser Kolosse von Fernrohren oder Refraktoren beschäftigt, einen Besuch abstatten und einmal zusehen, wie solch' ein Refraktor entsteht.

Diese Fabrik*) besteht seit zwölf Jahren und arbeitet mit einem Stamme von vierzig Arbeitern. Sie hat einen Weltruf sich erworben und liefert für die deutsche Marine Fernrohre, Kompasse und Messungsinstrumente; für den Generalstab, respektive dessen topographische Abtheilung, alle Instrumente für die Landesvermessung; für alle Laboratorien und wissenschaftlichen Institute Preußens und des Reichs alle Instrumente astronomischer, geodätischer und nautischer Natur; endlich Instrumente für sämmtliche wissenschaftlichen Institute Chinas, Japans, Dänemarks, Schwedens, Italiens, Nord- und Südamerikas.

Unter diesen Instrumenten sind die einfachsten, wie die

*) Karl Bamberg in Friedenau bei Berlin.

allerkomplizirtesten vertreten. Um dem Leser einen Begriff zu geben, von welcher verwirrenden Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung z. B. die sogenannten Universalinstrumente und Durchgangsinstrumente sind, wollen wir einige

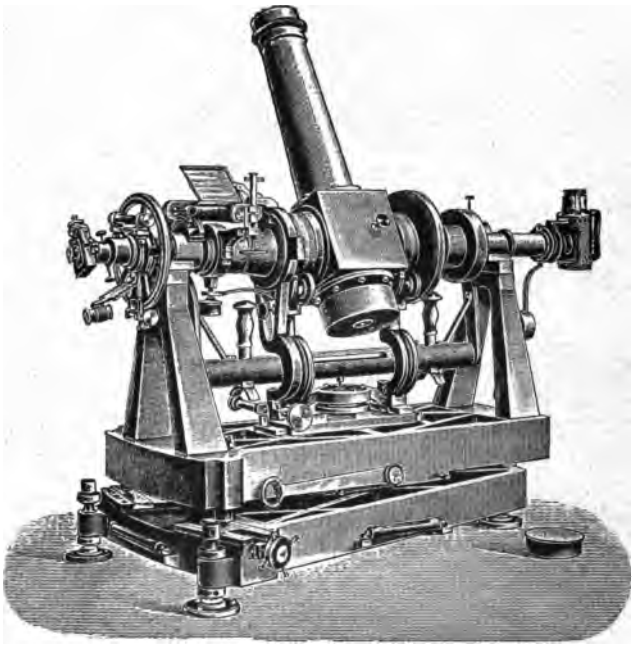


Fig. 7. Bamberg's transportables Durchgangsinstrument.

derselben in Abbildung geben (Fig. 7—9). Eine genaue Beschreibung wäre für den Laien weder verständlich, noch interessant genug, und es genügt daher, wenn wir bemerken, daß man mit diesen, auch Höhen- oder Azimutalinstrumenten genannten mechanisch-optischen Kunstwerken Messungen ausführen kann, zu denen man sonst eine ganze Anzahl von Apparaten und Instrumenten, wie Fernrohr, Höhen-

kreis, Meridianinstrument u. s. w. brauchen würde. Eine besondere Spezialität der oben genannten Fabrik ist Bamberg's transportables Durchgangsinstrument, das für die Bestimmung der bekanntlich periodisch schwankenden Polhöhe von größter Wichtigkeit ist.

Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu unserem Thema zurück. An die Fabrik von Karl Bamberg in Friedenau also kommt, wie wir annehmen wollen, von einem wissenschaffentlichen Institute die Anfrage, innerhalb welcher Zeit ein Refraktor, dessen Größe näher bestimmt wird, geliefert werden könne, und was ein solcher koste. Das Institut gibt außerdem noch einige spezielle Wünsche über innere Beleuchtung des Refraktors, über das Uhrwerk, über die Anbringung der Mikroskope zur Ablesung der Theilgrade u. s. w. an. Im Bureau der Fabrik stellt man nun eine flüchtige Berechnung auf, welche in Bezug auf den Preis ziemlich einfach ist. Der Preis richtet sich nach der Größe des Objektivdurchmessers, der hier auf 350 Millimeter normirt ist. Infolge dessen kostet der Refraktor etwa 60,000 Mark. Wegen der speziellen Einrichtungen, die gewünscht sind, erhöht sich der Preis auf 65,000 Mark. Als Herstellungszeit werden zwei Jahre verlangt, da die Fabrik mindestens ein Jahr lang warten muß, bis ihr die Glasfabrik die beiden großen Linsen für das Objektiv liefert. Es wird eine einfache Zeichnung des Refraktors entworfen und von dem Besteller genehmigt.

Nun beginnt im Bureau durch den Konstrukteur und seine Assistenten die optische Berechnung des Refraktors für die Linsen und alle seine Theile. Diese Berechnung nimmt bei angestrengtester Thätigkeit ein Vierteljahr in Anspruch. Dann wird eine genaue Zeichnung mit Angabe aller Maße in einem Zehntel der natürlichen Größe von dem zu konstruirenden Refraktor angefertigt und dem Besteller nochmals zur Genehmigung oder Abänderung vor-

gelegt. Ist die Genehmigung erfolgt, so beginnt jetzt die beanspruchte zweijährige Arbeitszeit.

Der ganze Refraktor wird nach seiner Herstellung etwas

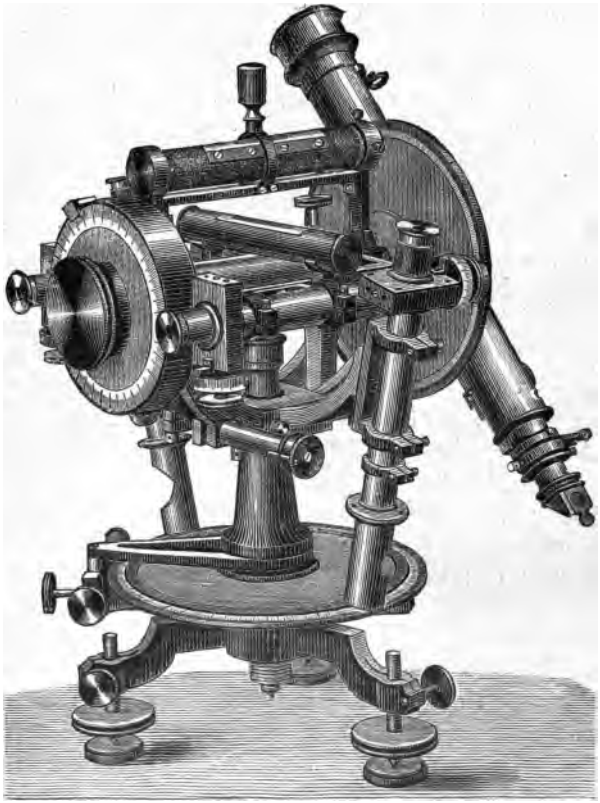


Fig. 8. Universalinstrument mit Kreisen von 13,5 Centimeter Durchmesser.

über 86 Centner wiegen; davon kommen auf das Stativ 50 Centner. Das Rohr ist projektirt auf 483 Kilogramm, also auf $9\frac{1}{2}$ Centner. Seine Länge wird 5 Meter betragen, sein stärkster Durchmesser, da, wo die Achse es

umfaßt, wird 60 Centimeter haben. Stellt man das Rohr senkrecht zum Stativ, so mißt der Refraktor von der Basis des Stativs bis zum Objektivglase 7½ Meter. Die Objektivlinse wiegt mit dem Ringe, in den sie eingefaßt ist, 1 Centner, die beiden Gläser in geschliffenem Zustand zusammen 75 Pfund.

Die Fabrik macht nunmehr in den Gießereien ihre Bestellungen für die grobe Arbeit, die sich also lediglich auf das Stativ, auf den Guß der Achse und der Bleiplatten für das Gegengewicht bezieht. Alles Andere wird in der Fabrik selbst hergestellt, und man beginnt augenblicklich mit der Anfertigung der starken Theile, während man gleichzeitig bei der Glasfabrik die Platten für die beiden zu schleifenden Linsen für das Objektiv bestellt. Die Fabrik fordert, wie erwähnt, mindestens ein Jahr Zeit zur Herstellung der beiden Platten.

Eine deutsche Fabrik, und zwar in Jena, hat es in der Fabrikation dieser Glasplatten so weit gebracht, daß sie geradezu konkurrenzlos dasteht. Weder Engländer, Franzosen noch Amerikaner sind im Stande, so vorzügliche Gläser zu liefern, wie die Jenaer Fabrik. Man gibt der Glasgießerei natürlich an, wie groß die Glasplatten sein sollen und welches Brechungsvermögen sie in geschliffenem Zustande haben müssen. Nach dieser Angabe richtet sich die Zusammenstellung des Materials, aus dem die Glasplatten gegossen werden. Die Flintglasscheibe und die Crownglasscheibe müssen gleichzeitig gegossen werden und gleichzeitig auskühlen, da sonst bei ihnen ein verschiedenes Brechungsvermögen des Lichtes entsteht, und die beiden Glasplatten nicht mehr genau zu einander passen. Mit außerordentlicher Sorgfalt wird die Mischung des Materials für das Glas vorgenommen. Unter ebenso großen Vorsichtsmaßregeln erfolgt dann der Guß der Platten. Dann wird der Ofen sofort geschlossen, um fünf Monate

lang auszukühlen. Der Ofen ist während dieser fünf Monate auf das Sorgfältigste zu beobachten, denn ein allzu rasches Abkühlen bedingt ein Verderben der beiden Platten;

Fig. 9. Universalinstrument mit Kreisen von 27 Centimeter Durchmesser.

und hat man alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln angewendet und öffnet nach Ablauf der fünf Monate den Ofen, so ist in sehr vielen Fällen doch der Guß verunglückt und muß von Neuem unternommen werden. Die Fabrik hat sich deshalb ein Jahr Frist für die Herstellung der Glasplatten gesetzt, um, wenn nöthig, noch einen zweiten Guß

vornehmen zu können. Ist der Guß aber geglückt, so präsentiren sich die beiden Glasplatten als graue, undurchsichtige, sehr schwere Stücke von ungefähr 300 Millimeter Durchmesser und einer Dicke von 6 bis 8 Centimeter. Die beiden Platten haben in diesem rohen Zustande einen Werth von 5000 Mark. Sie werden von der Jenaer Gießerei sehr sorgfältig verpackt und an die Fabrik eingesendet, die das Schleifen besorgt, und wo man unterdessen keineswegs müßig gewesen ist. Man hat in der Dreherei auf den mit Dampf betriebenen Drehbänken alle diejenigen Theile, die für das Fernrohr und die Hilfsapparate desselben nothwendig sind, geschnitten und abgedreht. Die gewaltige Hülse des Fernrohres hat man aus Stahlblech genietet, man hat die Achsen, die gegossen aus der Gießerei kamen, genau abgedreht und auf die gehörige Länge gebracht, dabei als Vorlage die großen Zeichnungen benutzend, die in natürlicher Größe in der Zwischenzeit im Konstruktionsbureau angefertigt wurden. Man hat das Sucherfernrohr, das lange Mikroskop zum Ablesen der Theilgrade von den Kreisscheiben höchst sorgfältig hergestellt, da die hierfür nothwendigen kleinen Glasplatten für die Linsen vorräthig waren. Man hat die feinen Mikrometerschrauben, alles Gestänge u. s. w. in saubersster Weise angefertigt und gerade bei diesen Arbeiten zeigt es sich, wie nothwendig es ist, daß die Fabrik über ein geschultes Arbeiterpersonal verfügt. Jeder der Arbeiter, der diese feinen Mikrometerschrauben liefert, ist ein Künstler in seinem Fache. Die größte Gewissenhaftigkeit, unsägliche Genauigkeit und Aufmerksamkeit, maschinelle Hilfe und doch große Geschicklichkeit der Hand sind nothwendig, um diese feinen Arbeiten der Präzisionsmechanik herzustellen.

Natürlich hat man auch die Glaslinse für das Okular geschliffen; dieselbe ist verhältnißmäßig sehr klein; ihr sichtbarer Theil ist kaum größer als ein Zehnpfennigstück.

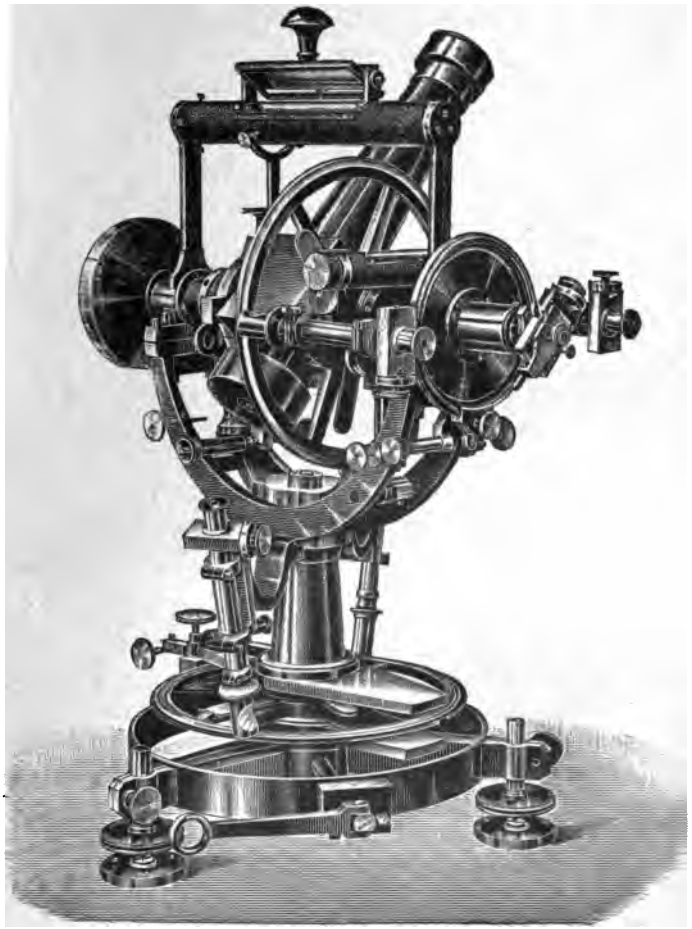


Fig. 10. Universal-Durchgangsinstrument mit gebrochenem Fernrohr und Umlegemechanismus.

Die beiden Glasplatten für die Objektivlinse sind von der Jenaer Glasgießerei inzwischen an die Fabrik ab-

geliefert worden, und nun geht es an das Schleifen. Die Platten werden mit Kitt und Theer in einem Gehäuse fest gemacht, so daß nur die eine Seite frei bleibt, und der Arbeiter die zu schleifende Platte an dem Griff des umgebenden Gehäuses fest und sicher handhaben kann. Dann setzt der Arbeiter mit dem Fuße eine Tretvorrichtung in Bewegung, und diese treibt auf einem Tische eine kleine Gußstahlscheibe von der Größe einer Untertasse, welche durch das Treten in kolossal rasche Umdrehung versetzt wird. Als Schleifmaterial dient Pariser Roth und Wasser.

Das Schleifen der Linsen dauert ungefähr ein halbes Jahr und macht dem betreffenden Arbeiter wie der Fabrik Unruhe genug. Die Berechnung der Konstrukteure hat genau vorgeschrieben, welche Wölbung die Platten der Objektivlinse haben und wie sie aufeinander geschliffen werden müssen. Stück um Stück der festgekitteten Glasplatte schleift der Arbeiter nun auf der Gußstahlscheibe, und wenn er den ganzen Tag anstrengend gearbeitet hat, dann sieht man vielleicht auf der Platte einen Eindruck von dem Umfang eines Fünfzigpfennigstückes. Aber Tag für Tag rückt die Arbeit weiter vor. Die Crownglasplatte ist zuerst auf der einen Seite geschliffen worden, und mit den feinsten Instrumenten wird nun nachgemessen, ob auch die vorgeschriebene Wölbung und der vorgeschriebene Durchmesser vorhanden ist. Dann geht es an das Schleifen der anderen Seite der Platte, und nach der Crownglaslinse kommt die Flintglaslinse an die Reihe. Nach drei Vierteljahren ist das schwere Werk geglückt. Die Glasplatten sind nicht gesprungen, der Schliff ist nicht verunglückt, die Platten haben sich als tadellos rein, ohne jeden Riß und ohne Blase erwiesen. Sie werden jetzt noch polirt und funkeln nun in einem geradezu wunderbaren Glanze. Die beiden Glasplatten repräsentiren jetzt in geschliffenem Zustande einen Werth von ungefähr

12,000 Mark. Bei größerem Durchmesser kosten die beiden geschliffenen Platten entsprechend mehr.

Die Platten werden jetzt probirt, um zu sehen, ob sie auch ganz farblos (achromatisch) sind. Für diesen Zweck hat die Fabrik eine besondere Sternwarte, auf welcher innerhalb der drehbaren Kuppel ein gewaltiger Refraktor steht. In diesen wird die zu erprobende Objektivlinse eingespannt, und nun macht man in klaren Nächten bei unbedecktem Himmel Beobachtungen am Sternenhimmel und nimmt, wenn es sein muß, nach den Ergebnissen der Beobachtungen noch Korrekturen in dem Schliff der Linse vor.

Inzwischen sind die anderen Theile des Fernrohres vollständig fertig geworden, und man setzt dieselben nunmehr probeweise in acht bis vierzehn Tagen zusammen. Dann wird das Fernrohr wieder auseinander genommen, die einzelnen Bestandtheile werden sorgfältig verpackt und an den Ort der Bestimmung gesandt, um dort unter Aufsicht von Ingenieuren und Monteuren wiederum aufgebaut zu werden.

Die Thätigkeit hat genau zwei Jahre gedauert, und die Fabrik hat durch Herstellung dieses Fernrohres ihren geschäftlichen Ruf auf's Neue vermehrt. Die laufenden Arbeiten sind unterdeß weiter gegangen.

Inzwischen aber hat man ein anderes Fernrohr in Bestellung erhalten, und zwar ein sogenanntes „gebrochenes", das nur die verhältnißmäßig bescheidene Summe von 12,500 Mark kostet, und unter dem Namen „Universal-Durchgangsinstrument" dazu dient, sogenannte Höhenbeobachtungen vorzunehmen (Fig. 10). Das Rohr eines solchen Instrumentes, welches aussieht wie eine Haubitze, lagert auf einer Achse, die auf zwei Trägern ruht. Da es sich um Beobachtungen hoch am Himmel handelt, so kann das Rohr ganz senkrecht zu dem Stativ aufgerichtet werden. Man sieht aber in das Fernrohr nicht von unten, sondern durch

eine Oeffnung von der Seite links durch die hohle Achse hinein in den großen Vierkant des Rohres, wo sich ein Glasprisma befindet. In diesem Glasprisma spiegelt sich das Licht des beobachteten Sternes, so daß der Beschauer das Bild deutlich beobachten kann. An der anderen Seite der Achse rechts ist ein Beleuchtungsapparat angebracht, welcher die hohle Achse und das Innere des gebrochenen Fernrohres beleuchtet. Die zahlreichen Schrauben und Hebel geben uns Kunde davon, in welcher feinen und verschiedenartigen Weise das Instrument während der Beobachtungen verschoben werden, und mit welcher Leichtigkeit man auf dem Theilkreise die Bewegungen, welche der betreffende Stern in Wirklichkeit am Himmel ausführt, genau ablesen kann.

Auch Instrumente dieser Art gehen von Deutschland in alle Welttheile und tragen dazu bei, den Ruhm der deutschen Industrie nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vermehren.

Uns aber ist es hoffentlich gelungen, Lesern und Leserinnen ein klares Bild von einer Industrie zu geben, von der auch der gebildete Laie wenig oder gar nichts weiß, und die doch in mehr als einer Beziehung hochwichtig und hochinteressant ist.

Die „Tannen der Sahara“.

Botanische Streifzüge von **Rudolph Zelger.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der große Botaniker Linné bezeichnete die Palmen als die Fürsten des Pflanzenreiches, und in der That übertrifft diese große Familie durch ihre herrliche Form, ihre Schönheit, ihre Großartigkeit und ihren Nutzen alle übrigen Pflanzen. Sie umfaßt die zierlichsten, prächtigsten und üppigsten Gewächse, die es überhaupt auf Erden gibt, und wer je die schlanken und im Winde sich wiegenden Palmenkronen vom blauen Himmel des Südens sich abheben sah, oder wer eine Mondnacht unter Palmen verleben durfte, der wird nicht anstehen, jene Bezeichnung Linné's zutreffend zu finden.

Die Anzahl der bekannten Palmen beträgt 582, doch ist der ausgezeichnete Palmenkenner Martius der Ansicht, daß die Gesammtzahl der auf unserer Erde vorhandenen Palmenarten sich auf etwa 1000 beläuft. Man kann die Palmen als tropische Gewächse bezeichnen, denn sie nehmen an Arten wie an Einzelwesen gegen den Aequator hin zu, während ihre Zahl sich mit der Entfernung von jenem vermindert. Das richtige Palmenklima besitzt eine mittlere Jahrestemperatur von 21 bis 28 Grad Celsius, doch kommt die Dattelpalme auch noch in Gegenden fort, deren mittlere Jahrestemperatur 15 bis 16 Grad Celsius nicht übersteigt.

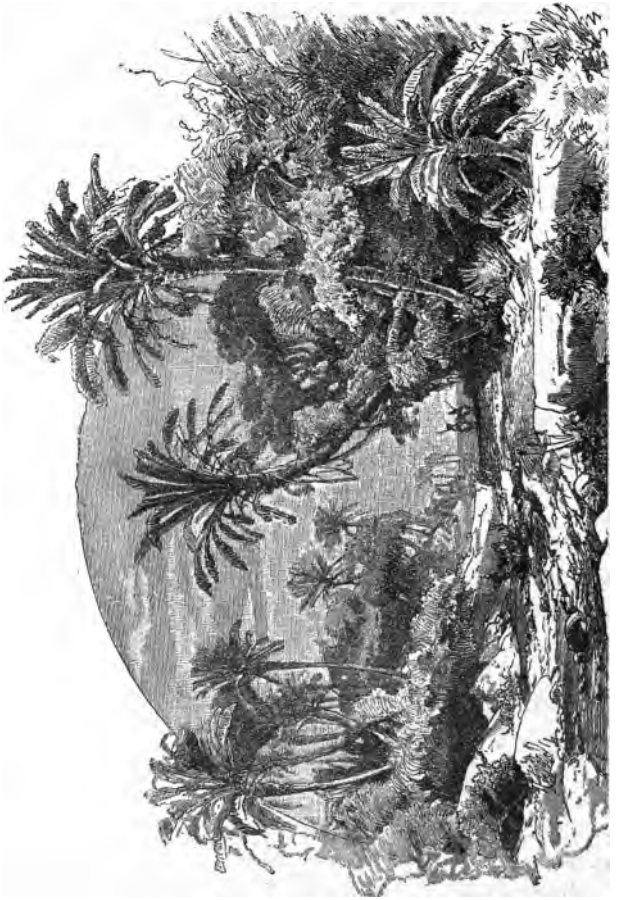
In wirklich wildem Zustande besitzt Südeuropa nur die

Zwergpalme (Chamaerops humilis). Außerdem kommt dort noch die Dattelpalme (Phoenix dactylifera) vor, aber nicht wild wachsend, sondern sie wird kultivirt, reift auch auf europäischem Boden ihre Früchte fast nirgends aus und bringt nahe ihrer Nordgrenze nicht einmal Blüthen hervor. Nur im südlichsten Spanien reifen die Früchte, z. B. in dem großen Palmenhain bei Elge; Palmengärten und Haine finden sich ferner auch an der Riviera, wo der Hain von Bordighera 4000 Stämme zählt.

Die Dattelpalme ist die bekannteste

Mondnacht unter Palmen.

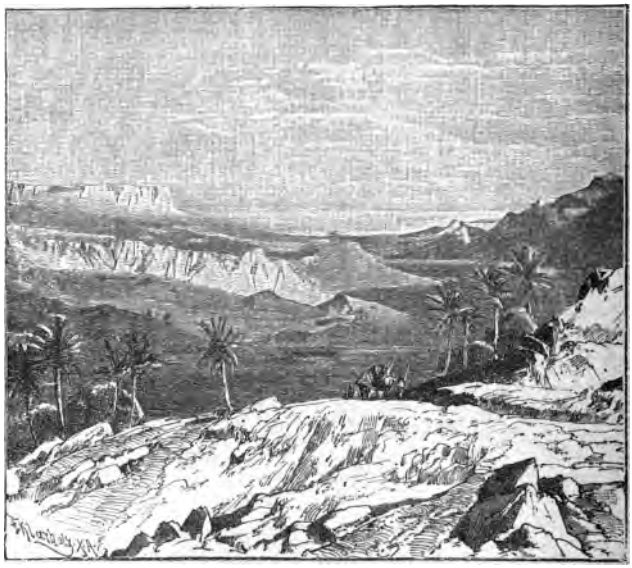
und wichtigste Palmenart, weshalb sie auch oft schlechthin Palmbaum genannt wird. Sie wächst hauptsächlich in Nord-



Südspanischer Palmenhain.

afrika; die Dattelhaine sind die einzigen Wälder Arabiens und bilden in der Sahara die Oasen, weshalb die dortigen Eingeborenen diese Bäume die „Tannen der Sahara" nennen.

Die Datteln bilden Nahrungsmittel für Menschen und Thiere. Sie bestehen aus 10 Theilen Kern, 5 Theilen Schale und 85 Theilen Fruchtfleisch; letzteres enthält 30 Prozent Wasser, 36 Prozent Zucker, 23,25 Prozent Eiweiß- und Extraktivstoffe, 8,5 Prozent Pektinkörper, 1,5 Pro-



Palmen bei der Oase Dachel.

zent Cellulose und 0,75 Prozent Citronensäure, Mineralstoffe und Kumarin, welch' letzterem sie theilweise ihren Wohlgeschmack zu danken haben.

Man genießt und benutzt sie in jeder Weise. Sie liefern den Arabern den nahrhaftesten Theil ihrer Pflanzenkost, ob frisch oder getrocknet, gekocht oder ungekocht. Sie können zwei bis drei Monate lang frisch genossen und zu allerlei Gerichten benutzt werden, da die Reife nicht bei allen Sorten gleichzeitig eintritt, und von einer guten Hausfrau verlangen

die Araber, daß sie es verstehe, ihrem Manne einen vollen Monat hindurch alle Tage ein auf andere Art zubereitetes

Blühende Dattelpalme.

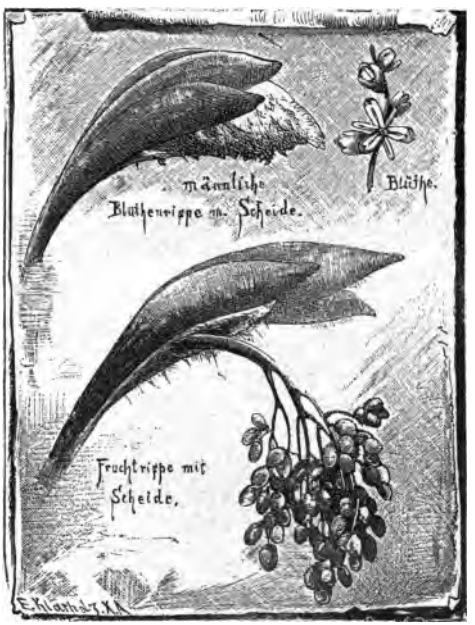
Dattelgericht vorzusetzen. — Wie uns der bekannte Afrikaforscher, Hofrath G. Rohlfs, berichtet, verzehren die eigentlichen Oasenbewohner die frischen Datteln am liebsten in

frische Butter getunkt, während weniger Bemittelte wenigstens Buttermilch dazu trinken; nur die ganz Armen begnügen sich mit Wasser, um die erhitzende Eigenschaft dieser Frucht zu lindern. Die Hunde warten, während ihre Gebieter essen, schon gierig darauf, daß man ihnen die schlechtesten Früchte zuwerfe; für Schafe und Ziegen liefern die im Mörser zerstoßenen Kerne eine nahrhafte Kost. Aber auch die Pferde, Esel und Kameele in der Wüste leben von Datteln.

Diese Früchte lassen sich ferner getrocknet, eingestampft und in Körben gepreßt mehrere Jahre lang aufbewahren und liefern dann das Dattelbrod, das eine sehr begehrte Speise bildet, namentlich wenn die Früchte vorher von den Steinen befreit wurden. Der von den Beduinen der Sinaihalbinsel in Kairo auf den Markt gebrachten sogenannten Dattelwurst sind in der Regel noch Mandeln beigemischt. Ganz hart getrocknete Datteln stößt man zu Mehl, das entweder blos mit Wasser, oder mit Gerstenmehl und Oel gemischt genossen wird. Endlich kann man die Datteln auch eindampfen, um daraus einen Syrup zu gewinnen, der namentlich als Tunke für in Butter gebackene Fladen geschätzt wird.

In manchen Oasen wird Schnaps aus den Datteln gebrannt; den Palmwein dagegen gewinnt man nicht aus den Früchten, sondern aus den Stämmen, die man im Frühjahr anzapft. Entweder wird die Krone angebohrt oder unten ein Loch hineingetrieben, dann quillt aus dieser Oeffnung binnen 24 Stunden ein Quantum von mehreren Litern einer milchigen und süßlich schmeckenden Flüssigkeit. Die Araber nennen diesen Palmwein Lakbi oder Lakmi; er beginnt nach 24 Stunden zu gähren und wirkt dann stark berauschend. Dieser Lakbi ist jedoch lange nicht so zuckerhaltig, wie der Saft der in Ost- und Hinterindien heimischen Phoenix silvestris. Allein in Bengalen gewinnt

man 100,000 Centner Zucker aus dem durch Einschnitte unter der weichen Endknospe gewonnenen Safte dieser Palme, die bis 12 Meter hoch wird und von der eigentlichen Dattelpalme fast nur durch die weniger fleischigen und kleineren Früchte sich unterscheidet. Derselbe Saft vergährt leicht zu Palmwein, und aus diesem gewinnt man durch Destillation Arak.



Blüthenstand der Dattelpalme.

Die jungen Gipfelknospen und Blüthenkolben werden als Palmkohl gegessen und als eine Art Konfekt eingemacht (Palmkäse). Das innerste Mark der jungen Schößlinge oder der höchsten Krone schmeckt wie Nuß. Wenn wir nun noch erwähnen, daß die getrockneten und gemahlenen Dattelkerne und ebenso der Same auch ein vortreffliches Kaffeesurrogat ergeben, so dürfte das Genießbare des Baumes damit wohl nach allen Seiten beleuchtet, sein Nutzen dagegen noch lange nicht erschöpft sein.

Man benutzt die Blätter zu allerlei Geflechten und Hausgeräthen, sowie zur Bedachung der Häuser; Blattfasern

und -Rippen liefern Seile, Matten, Körbe, Säcke, kurz Flechtwerk jeder Art, die Blattstiele Stöcke und — im Wasser eingeweicht und dann geklopft — vortreffliche Besen. Das Holz ist ein geschätztes Baumaterial; die zwischen den Blättern und dem Stamme wachsende Faserstubstanz ersetzt in den arabischen Bädern den Badeschwamm, auch macht man Seile und Segeltuch daraus. Der Bast liefert wieder Netze und Matten, selbst hier und dort Schuhe — kurz es gibt bei den Oasenbewohnern kaum irgend einen Gegenstand, zu dem nicht die Palme verwandt würde, von der Rohlfs daher mit Fug und Recht behauptet, daß es kaum einen mehr Segen spendenden Baum gäbe.

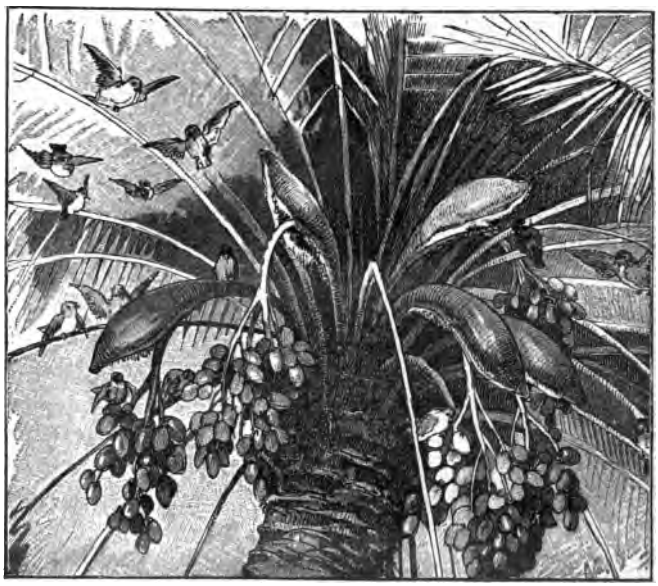
Zu uns kommen die Dattelfrüchte nur als Delikatessen, allein es ist gar nicht schwer, sich aus den Kernen selbst ein Dattelbäumchen zu erziehen, auch wenn man nicht ein Palmenhaus zur Verfügung hat. Da sich wohl manche unserer Leser dafür interessiren dürften, so wollen wir etwas näher auf das dabei am zweckmäßigsten zu beobachtende Verfahren eingehen.

Der beste Monat zur Aussaat dürfte der Oktober oder November sein, einmal weil in diesem Falle nachher die Entwickelung des Laubblattes in die geeignetste Jahreszeit fällt, und ferner, weil wir in den genannten Monaten am ersten Aussicht haben, in den Delikatessläden auch wirklich frische Datteln und damit keimfähige Samen zu bekommen. Wenn letztere nämlich längere Zeit liegen, büßen sie diese Eigenschaft meist durch das Ranzigwerden des in ihnen enthaltenen Oeles ein.

Man nimmt dann drei oder vier Dattelkerne und legt sie in einen mit angefeuchtetem Sägemehl gefüllten kleinen Topf ein. Sie kommen etwa 1 Centimeter tief zu liegen und zwar flach, mit der Furchenseite nach oben. Der Topf wird in einen Untersatz gestellt und oben mit einer Glasplatte zugedeckt; so kommt er auf den Ofen — ohne Weiteres,

wenn dies ein Kachelofen ist, sonst auf eine Backsteinunterlage. Täglich muß nachgesehen werden, ob die Sägespäne noch genügende Feuchtigkeit besitzen, um sonst gleich nachzugießen.

Nach drei bis vier Wochen dieser Behandlung wird auf



Fruchttragende Dattelpalme.

der Unterseite des Dattelkernes, wo in der Mitte ein kleiner runder Höcker sich befindet, die Wurzel hervorkommen, und nach weiteren vier Wochen oben die grüne Spitze des ersten Blattes über dem Sägemehl erscheinen. Nunmehr bringe man die Pflanze den Tag über an's Licht, belasse sie jedoch während der Nacht in der Wärme. Erst gegen den Sommer hin, wenn das schlanke erste Blatt ungefähr 20 Centimeter lang geworden ist, wird es Zeit, unseren

angehenden Palmbaum in Erdreich zu verpflanzen; man achte hierbei darauf, daß die Wurzel noch leicht abbricht, doch läßt sie sich bequem von dem lockeren Sägemehl befreien.

Die Erde, in welche man das Pflänzlein einsetzt, ist am besten eine Mischung von kräftiger Mistbeeterde mit Laub oder Holzerde und etwas Wiesenlehm. Man braucht bei dieser Uebertragung die Pflanze nicht allzu tief einzusenken; so lange die Witterung günstig bleibt, sorge man für reichliche Bewässerung, halte beim Ueberwintern dagegen das Erdreich möglichst trocken. Der Aufbewahrungsraum sei alsdann ein nicht zu warmes Gemach, damit die Pflanze möglichst wenig Anreiz zum Wachsen erhält, für welches wir ihr das erforderliche Licht ja doch nicht beschaffen können.

Die Frucht der Dattelpalme.

Wenn man in der angedeuteten Weise verfährt, so wird unsere Palme sich gedeihlich weiter entwickeln, wenngleich es damit nicht allzu schnell geht, so daß man die Geduld nicht verlieren darf. Im ersten Jahre muß man schon zufrieden sein, wenn neben dem ersten Laubblatt noch ein zweites als schmale Spitze erscheint; erst im zweiten und dritten Sommer entfalten sich die Blätter zu größerer Breite und zeigen einen deutlichen Stiel.

Zum Schluß sei wenigstens ganz kurz auch noch auf die hervorragende Rolle aufmerksam gemacht, welche die Dattelpalme in Dichtkunst, Geschichte und Kultus gespielt

hat. Namentlich von den arabischen Dichtern ist sie unzählige Male besungen worden, und auch in der Poesie des Abendlandes hat sie häufig genug Verwendung gefunden. In der Bibel erscheint die Dattelpalme als Sinnbild der Schönheit und des Sieges, und bei Aristoteles und Plutarch findet sich auch der Grund angegeben, weshalb von den Alten gerade die Palme als Siegeszeichen gewählt wurde. Es sei dies nämlich geschehen, weil das Palmholz sich unter Lasten weder krümme noch beuge, sondern sich vielmehr stets gegen das drückende Gewicht ausdehne.

Den Siegern wurden deswegen Palmzweige gewidmet, man trug sie ihnen voraus und bestreute auch die Wege damit; dasselbe geschah, als der Heiland an dem darnach benannten Palmsonntage seinen Einzug in die „Stadt David's" hielt. Da aber der Sieg zugleich Frieden bringt, so galten Palmzweige auch als Symbole des Friedens; in christlichem Sinne ward der Tod als Sieg über das Leben aufgefaßt, und so wurden die Palmen endlich auch Symbole des ewigen Friedens, der Seligkeit und Unsterblichkeit, als welche sie auch uns aus Kunst und Dichtung vertraut sind.

Mannigfaltiges.

Fouché und sein Schulkamerad. — Im Jahre VIII der ersten französischen Republik (1800) lebte zu Dijon ein Pfarrer aus einem Dorfe im Departement Côte d'Or mit Namen Michel Perrin, welcher nach einer zweiundzwanzigjährigen Thätigkeit und glücklicher Existenz, vom Wirbelsturme der Revolution aus seiner Gemeinde verstoßen, flüchtig und jeder Einnahme beraubt umherirrte, bis er endlich zu Dijon bei einer ledigen Schwester ein Unterkommen fand, welche sich und ihn mit ihrer Hände Arbeit längere Zeit ernährte. Den guten Pfarrer drückte es schwer, daß er das Stückchen Brod mit der Schwester theilen mußte, dessen Erwerbung ihr so schwer fiel. Da brachte eines Tages die Schwester dem Bruder die Nachricht heim, daß sein ehemaliger Studienfreund Joseph Fouché in Paris Minister geworden sei.

„Wie mich das freut, daß er noch lebt und daß es ihm gut geht!" erwiederte der Pfarrer. „Ja, Joseph Fouché ist ein feiner Kopf und hat im Kolleg etwas gelernt. Wir arbeiteten zusammen und waren immer herzliche Freunde, und wenn es zu Prügeleien kam, so konnte sich Fouché auf seinen Michel Perrin verlassen. Ich habe manchen Puff für ihn ausgehalten; denn er war schwächlich von Körper, ich aber war stark und führte einen guten Hieb."

Der Pfarrer zweifelte nicht, daß Fouché, sobald er sein unverschuldetes Unglück erfahre, ihm zu Amt und Brod verhelfen werde, deshalb machte er sich auf und reiste nach Paris, wo er erfuhr, daß der mächtige Polizeiminister wöchentlich einmal offene Audienz gebe, bei welcher Jedermann zugelassen würde,

der sich vorher schriftlich an ihn gewendet habe. Der Pfarrer schrieb sofort folgende Zeilen:

„An den Bürger-Minister Joseph Fouché!

„Michel Perrin bittet seinen alten Schulkameraden, ihn so bald als möglich vorzulassen. Er wohnt im Wirthshause zur Sonne, in der Straße Mouffetard."

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, sie lautete:

„Der Polizeiminister Fouché wird nächsten Donnerstag um ein Uhr den Bürger Michel Perrin bei sich empfangen."

Am nächsten Donnerstag, zur bestimmten Stunde, betrat der Pfarrer das Kabinet des Ministers, der ihm freundlich zurief:

„Du hättest Dich wahrhaftig nicht erst anzukündigen brauchen. Ich hätte Dich auf den ersten Blick erkannt, wenn ich Dir auf der Straße begegnet wäre. Setze Dich her, alter Freund, und erzähle, was aus Dir geworden ist, seit wir uns das letzte Mal sahen."

„Ich lebte einige Jahre als Pfarrer in Glück und Frieden; da kam die böse Zeit daher, ich wurde verjagt, verhöhnt, verfolgt; ich hatte nicht, wo ich mein Haupt hinlegen konnte."

„Aber warum hast Du Dich nicht gerührt, Deine Lage zu verbessern?"

„Wie hätte ich mich rühren können? Lange Zeit mußte ich mich in den Hütten und Scheunen der Bauern verbergen; ich war verdächtig — warum? — das weiß ich selber nicht. Mein Leben war bedroht. Was konnte ich in dieser Lage anfangen? Ich hörte endlich, daß Du Minister geworden, und habe auf Dich gerechnet, denn nächst Gott kannst nur Du allein mir helfen. Beschäftige mich; ich bin zu jeder ehrlichen Arbeit bereit."

„Würdest Du eine Anstellung in meinem Ministerium nicht ablehnen? Bei uns kannst Du viel Geld verdienen; wir haben wichtige Geschäfte und bezahlen unsere Leute gut, besonders Leute wie Du, die mit einem so treuherzigen Gesicht so viel Verstand vereinigen."

„Ich habe so viel erlitten, daß ich endlich zur Ruhe kommen möchte; ich nehme Dein Anerbieten an und freue mich, daß Du so viel Zutrauen zu mir hast."

Fouché überreichte dem Freunde ein beschriebenes Blatt und

bald stand der Pfarrer mit demselben vor Desmarest, dem Chef der politischen Polizei, der, nachdem er gelesen, freundlich zu ihm sprach:

„Der Minister wünscht, daß Sie unmittelbar mit mir in Geschäftsverbindung treten; er hat Ihnen ein bedeutendes Gehalt angewiesen, setzt großes Vertrauen in Sie und erwartet wichtige Dienste von Ihnen. Sie haben täglich zwanzig Franken und Ihr Dienst beginnt schon heute; denn wir handeln hier stets rasch. Damit es Ihnen an Geld nicht fehlt, zahle ich Ihnen das Gehalt für vierzehn Tage voraus, denn wir knausern hier nicht. Für heute habe ich Ihnen keine bestimmten Befehle zu geben; handeln Sie ganz nach Gutdünken: durchlaufen Sie die Straßen von Paris, verweilen Sie auf den öffentlichen Plätzen, speisen Sie in den besten Restaurants, hören Sie ein bischen herum und wenn nichts Besonderes vorfällt, so kommen Sie erst am Montag wieder zu mir."

Michel Perrin glaubte zu träumen; er wußte keine Worte zu finden, seinen Dank auszusprechen. In seinem Logis angekommen, dankte er zunächst Gott, der ihn so gute Leute finden ließ, dann schrieb er einen Brief an seine Schwester und schickte ihr die Hälfte des empfangenen Geldes. Darauf durchwanderte er wohlgemuth vier Tage lang Paris, sah alle Sehenswürdigkeiten und begab sich am Montag wieder zu Desmarest. Dieser empfing ihn wieder freundlich, fragte ihn, ob er die Stadt ruhig gefunden und ob er nichts Auffälliges gehört habe.

In seiner Unschuld antwortete der Pfarrer: „Die Stadt ist ruhig und vergnügt, wie ich es bin; indessen habe ich doch einen Mißvergnügten gefunden, einen alten Leibgardisten des Grafen von Artois, der hat mir seine ganze Geschichte erzählt, er war sehr offen gegen mich, wahrscheinlich deshalb, weil ich ihm auch meine Geschichte erzählte und ihm sagte, daß ich früher Pfarrer gewesen sei."

„Das haben Sie ihm gesagt?" fragte Desmarest und lachte laut. „Nun, den Landpfarrer sieht man Ihnen noch deutlich an; aber haben Sie denn mit dem mißvergnügten Leibgardisten keine weitere Zusammenkunft verabredet?"

„Doch, wir werden im türkischen Kaffeehaus eine Parthie

Schach zusammen spielen, wenn es meine Zeit erlaubt, aber Geschäfte gehen vor, und ich bitte Sie, mir die meinigen nun anzuweisen."

„Für heute habe ich Ihnen keinen Auftrag zu geben, wandern Sie nur wieder wie bisher durch die Stadt und kommen Sie nächsten Donnerstag zu mir."

Damit war Perrin verabschiedet, aber er begriff nicht, wie er mit seinen Wohlthätern daran war.

„Was sie nur mit mir vorhaben? Ich soll Paris durchlaufen, in guten Restaurants speisen, Alles beobachten und Desmarest Wichtiges erzählen. Ich denke, mein guter Schulkamerad Fouché will mir unter die Arme greifen, und da gerade kein Posten frei ist, läßt er mich spazieren gehen und zahlt mir täglich zwanzig Franken. Um aber der Sache ein Mäntelchen umzuhängen, so stellt sich Desmarest, als ob er wichtige Mittheilungen von mir erwarte. Aber nein, so darf das nicht fortgehen, vom Nichtsthun mag ich nicht leben. Nächsten Donnerstag muß die Sache in's Reine kommen."

Als er am Donnerstag bei Desmarest erschien, fragte ihn dieser: „Nun, mein lieber Freund, wie haben Sie den gestrigen Tag verlebt?"

„Wie alle Tage," antwortete Perrin, „des Morgens im Garten der Tuilerien und des Abends bin ich auf dem Boulevard spazieren gegangen."

„Und was haben Sie beobachtet?"

„Nichts von Bedeutung, denn schon sind mir alle Orte bekannt, wie meine Rocktasche."

Entweder ist der Mann närrisch oder überaus einfältig, dachte Desmarest und fragte weiter: „Wo haben Sie denn gestern zu Mittag gegessen?"

„Bei einem Restaurateur im Palais Royal."

„Und dann?"

„Und dann habe ich im Café du Gaveau eine Tasse Kaffee getrunken."

„Und was ist währenddem um Sie vorgegangen?"

„Ich wüßte nicht was."

„Haben Sie denn die drei jungen Leute nicht bemerkt, welche am benachbarten Tische saßen und sich lebhaft unterhielten?"

„Doch, ja, sie tranken eine Bowle Punsch."

„Und diese Leute stießen Worte der Lästerung und Drohung gegen den ersten Konsul aus. Wo haben Sie Ihre Ohren gehabt, Bürger Perrin?"

„Als ich bemerkte, daß die jungen Leute in einiger Verlegenheit schienen und leise sprachen, wenn ich mich nach ihnen wendete, so hielt ich es für anständig, sie nicht zu stören, und nahm an einem entfernteren Tische Platz."

„Bei meiner Treu, das ist zu stark! Was für ein Amt glauben Sie denn zu haben und wozu bezahlt man Ihnen zwanzig Franken?

„Das habe ich eben wissen wollen und verlange jetzt von Ihnen eine bestimmte Antwort darüber."

„Zum Kukuk, Sie sind ein Polizeispion!"

„Ein Mouchard?" Der gute Pfarrer ward feuerroth, heftiger Zorn blitzte aus seinen Augen, ungestüm verließ er das Zimmer und lief zum Minister, der ihn freundlich fragte:

„Nun, hast Du eine Verschwörung entdeckt? Du bist ja ganz außer Dir!"

„Ich habe entdeckt, daß Du mit mir ein böses Spiel getrieben hast. Ich bin ein armer, vertriebener Dorfpfarrer, und Du bist ein mächtiger und gefürchteter Minister, und doch möchte ich jetzt nicht so vor Dir stehen, wie Du vor mir. Ich habe ein reines Gewissen, ein einfältiges, leichtgläubiges Herz; Du lachst über mich, aber ich möchte weinen über Dich. Du bist nicht mehr, was Du damals warst, als wir noch auf den Bänken des Kollegs nebeneinander saßen. Deine Wohlthaten brennen mir auf der Seele; Dein Gold ist schlechter, als die Bettelpfennige meiner Schwester. Ich sage mich los von Deiner Freundschaft. Du hast keine Achtung gehabt vor den schönen Erinnerungen aus unserer Kindheit und hast mich zu einem Spion erniedrigen wollen. Lieber der niedrigste Bettler, als der höchste Mouchard! O, daß ich so kurzsichtig sein konnte! Und nun kann ich Dir das Geld nicht wieder geben, und meine gute Schwester Magdalene weiß nicht, welches Gift sie in Händen hält."

„Wer verlangt den Bettel zurück?" polterte Fouché. „Ich habe Dich dem Hungertode entrissen, und Du wagst es, mir darüber

zu zürnen? Ein Glück für Dich, daß ich gerade bei guter Laune bin!"

Der Pfarrer erhob sein Haupt, welches Unglück und Kummer gebleicht hatten, und sprach mit Würde:

„Ich war ein Bettler; der Herr hat es so gewollt. Ich hätte die Dienste eines Knechtes bei Dir gethan und gerne mein Brod gegessen im Schweiße meines Angesichts; Niedrigkeit ist keine Schande, aber Erniedrigung ist eine Schmach. Ich sage mich von jeder Dankbarkeit gegen Dich los, da Du mich entehren wolltest!"

Die Tugend ergreift oft mächtig. — Fouché wurde ernst, er reichte dem Schulkameraden die Hand und sagte mild:

„Wir haben uns mißverstanden und werden uns nie verstehen; wir passen für einander nicht. Kopf und Herz sind feindliche Brüder. Ich will Dir vergeben, was ich soeben von Dir hören mußte, und will Dir eine gute Nachricht mittheilen. Ein Konkordat ist geschlossen, und die Kirche ist wieder hergestellt. Du sollst Deine Pfarre wieder haben, dafür werde ich sorgen. Das Pflaster von Paris ist für Dich zu glatt; ich könnte hier für Dich nichts weiter thun. In der Welt steht Jeder an seiner Stelle; es muß Spione geben und auch ehrliche Landpfarrer; Du gehörst zu den Letzteren. Gehe nun mit Gott und nimm dies Reisegeld."

„Nein, nein, behalte Dein Geld!"

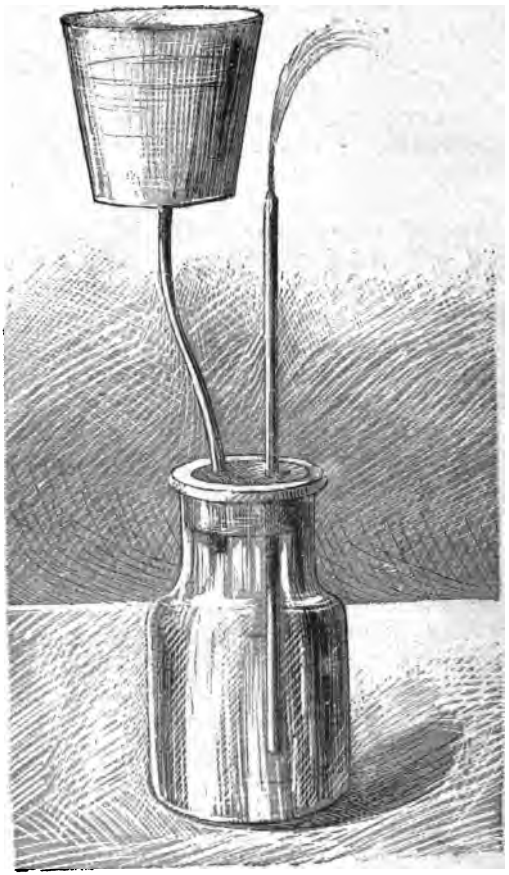
„Nun, dies Geld darfst Du nehmen und brauchst mir keine Dienste dafür zu thun; nicht der Minister, sondern der Schulkamerad schenkt es Dir. Reise mit Gott und lebe wohl!"

Wenige Wochen später war Michel Perrin wieder im Besitze seiner Pfarre, und seine Schwester Magdalene war seine Haushälterin. Mit Stolz sah sie, wie die Bauern den Bruder ehrfurchtsvoll grüßten, er aber dachte:

„Die guten Leute! Sie wissen nicht, daß ich acht Tage lang ein Spion gewesen bin!" C. T.

Ein origineller Springbrunnen. — Man nehme zwei dickbauchige Glasgefäße mit weiter Oeffnung und kurzem Halse (nicht zu große Einmachgläser) und verschließe sie oben durch entsprechend große Korke, deren jeder mit zwei Löchern versehen sein

muß. Man nimmt ferner eine Glasröhre, deren beide Enden offen und umgebogen sind, und verbindet nun die beiden Gefäße, in=



dem man die beiden Enden in je eine Oeffnung steckt, so daß sie nur ganz wenig über die untere Fläche des Korkes herausragen.

Nun füllt man das eine Gefäß bis zu drei Vierteln mit Wasser und steckt durch die zweite Oeffnung seines Korkes eine gerade, beiderseits offene Glasröhre, so daß sie beinahe bis auf den Boden reicht. Dann muß dieses Gefäß hermetisch (durch Siegellack oder geschmolzenes Wachs) verschlossen werden. In das zweite Gefäß füllt man gestoßene Kreide und steckt in die zweite Oeffnung seines Korkes das Ende eines feinen Trichters oder einer unten recht spitz auslaufenden Papierdüte, durch die man Essig oder noch besser Schwefelsäure auf die Kreide gießt. Sofort muß dann die innere Trichter- oder Dütenöffnung verschlossen werden, indem man von oben einen Klumpen Kitt oder weiches Wachs hineinsteckt. Sobald jene Flüssigkeit die Kreide berührt, entwickelt sich Kohlensäure, die nach Schließung des Trichters oder der Düte nicht direckt entweichen kann und daher durch die Röhre mit dem gebogenen Enden in das zweite Gefäß entweicht und sich dort über der Oberfläche des Wassers ansammelt. Es wird dann der Augenblick eintreten, wo der Druck dieses Gases auf das Wasser so stark werden wird, daß dieses in der senkrechten Röhre emporsteigt und als Wasserstrahl oben herausspritzt.

Man kann dasselbe übrigens auch mit einem einzigen Glasgefäß bewerkstelligen, das man zu zwei Dritteln mit Wasser füllt und mit einem Kork, der zwei Löcher hat, verschließt. Durch das eine Loch steckt man eine gerade, beiderseits offene Glasröhre, so daß die untere Oeffnung beinahe bis auf den Boden reicht. In das zweite Loch steckt man eine etwas seitwärts gebogene Röhre, die oben mit einem Rezipienten versehen ist und unten nicht weit über die untere Fläche des Korkes hinausreicht (siehe die Abbildung auf S. 234). Ein hermetischer Verschluß des Korkes wird durch aufgeträufeltes Siegellack hergestellt, dann gießt man Wasser in den Rezipienten, das unten in das Gefäß fließt und das Niveau des darin befindlichen Wassers steigen macht. Die Luft in dem Gefäß wird dadurch mehr und mehr zusammengedrückt, reagirt aber dagegen auf die Flüssigkeit, indem sie das Wasser durch die obere Mündung der geraden Glasröhre ausspritzen läßt, wobei die Stärke des Strahles sich nach der Stärke des bewerkstelligten Druckes richtet. F. R.

Das fatale Fremdwort. — Während der Regierungszeit

des Herzogs Ferdinand von Anhalt war der Weg zwischen zweien seiner Dörfer in einem wahrhaft entsetzlichen Zustand, jedes Fuhrwerk blieb darin stecken, und kein Fußgänger konnte ihn passiren. Die Bauern, welche diesen Weg in gutem Zustande zu halten hatten, regten weder Hand noch Fuß dazu; bald hatten sie keine Zeit, dann wieder kein Geld, wie überhaupt keine Lust dazu.

Als aber eines Tages auch der Herzog mit seinem Wagen in jenem Schlamm stecken geblieben war, bekam die Sache eine andere Wendung. Er ließ den Schulzen des Dorfes vor sich kommen und schnauzte ihn an: „Nun habe ich aber eure Schlamperei satt! Ihr wollt wohl mit der Ausbesserung des Weges warten, bis einmal euer eigener Herzog den Hals gebrochen hat!"

„Herr Herzog," entschuldigte sich der Schulze, „meine Schuld ist es nicht. Die Bauern —"

„Ach was, die Bauern!" unterbrach ihn der Herzog. „Ihr seid Schulze! Ihr müßt die Leute persuadiren (überreden)! Versteht Ihr mich?"

Ganz trübselig gestimmt schlich der Schulze heimwärts. Er sollte die armen Bauern „perschwadiren". Ja, was war denn das? Gewiß eine neumodische, eine entsetzliche Strafe. Die Bauern waren seine Verwandten, Freunde und Bekannten, und die sollte er alle „perschwadiren"; das that ihm doch gar zu leid.

Zu Hause angekommen, versammelte er die Gemeinde und trug ihr die Sache vor. Die Leutchen kamen aber wieder auf ihre alten Sprünge: wegen der bevorstehenden Ernte hatten sie keine Zeit, auch sei das Geld rar, und das sei doch auch zu bedenken, und der Weg laufe nicht fort, der könne noch lange in Ordnung gebracht werden.

„Es hilft Alles nichts," entgegnete der Schulze, „der Weg muß jetzt ausgebessert werden, oder ich soll euch Alle perschwadiren! So hat es der Herzog befohlen. Ihr versteht mich doch?"

Die Bauern sahen einander eine Weile stumm und verdutzt an. Perschwadiren! Was war denn das wieder für eine Strafe? Endlich nahm ein Alter das Wort und sagte: „Na, Nachbarn, nun kann das Weigern nichts mehr helfen! Perschwadiren lassen wir uns nicht!"

Bereits am folgenden Tage fuhren die Bauern Steine und Sand herbei, und in acht Tagen war der Weg richtig ausgebaut C. T.

Falken als Depeschenträger. — Einem russischen Lieutenant Namens Smoiloff ist es gelungen, Falken zum Ueberbringen von Depeschen abzurichten. Dieselben haben gegen die Brieftauben Verschiedenes voraus, namentlich die größere Schnelligkeit.

Herr d'Aubusson führt in seinem Werk „Ueber die Falkenbeize im Mittelalter und in der Neuzeit" mehrere interessante Beispiele an, unter anderen eines von einem Falken, welcher von den kanarischen Inseln, westlich von der marokkanischen Küste gelegen, aus an den Herzog von Lerma nach Spanien abgelassen wurde und in 16 Stunden aus Andalusien nach Teneriffa zurückkehrte.

Hierbei sei bemerkt, daß man sich im Taubensport kleiner Häutchen mikroskopischer Photographie bedient, die Tausende von Depeschen im Gesammtgewicht von kaum $^1/_2$ Gramm enthalten, womit man eine einzelne Taube beschwert, obgleich sie weit schwerer tragen könnte.

Aber das Gewicht, welches ein Falke zu tragen vermag, kann eine Taube niemals erreichen. Hier kommen indessen weniger die Tragfähigkeit, als andere Faktoren in Betracht, welche dem Falken als Depeschenträger den Vorzug vor der Taube unstreitig verbürgen.

Von seiner größeren Fluggeschwindigkeit abgesehen, läuft der Falke während der Reise weit weniger Gefahr als die Taube, und wird selten das Opfer eines stärkeren Raubvogels als er selbst; dann verträgt er auch die atmosphärischen Unbilden besser als die Taube. Da er schon von altersher als intelligenter Bursche bekannt, ist seine Abrichtung eine leichte, und verschiedene Bedenklichkeiten fallen bei ihm im Vergleich mit anderen beflügelten Sendboten weg. In besonderem Grade aber ist dies der Fall, wenn wir den Falken mit der Schwalbe vergleichen, die man auch einmal zum Depeschendienst heranzuziehen beabsichtigte. Von allen anderen Schwierigkeiten, welche sich diesem Vorhaben entgegenstellen, abgesehen, ist der Dienst der Schwalbe zu diesem Ende nur in Regionen ausführbar, die eine fortwährend gemäßigte Temperatur aufweisen, und damit ist die Möglichkeit

einer ausgedehnteren Verwendung derselben von selbst ausgeschlossen.

Die Alten haben aber auch noch einen anderen Vogel — den Raben nämlich — zum Depeschentragen herangezogen. So besaß Marrès, König von Egypten, eine sehr gut dressirte Krähe, welche Depeschen nach allen ihr angedeuteten Richtungen hintrug. Als sie verendete, ließ Marrès ihr ein Denkmal errichten, um ihr Andenken zu ehren. V. Fr.

Was ein Mädchen Alles lernen sollte! — Die Gebiete, auf denen ein gebildetes, thätiges Mädchen bewandert sein sollte, faßt ein Spruch vor dreißig Jahren in humoristischer Weise folgendermaßen zusammen:

Schreiben, Plätten, Rechnen, Stricken,
Flügelspielen, Bratenspicken,
Katechismus, Kocherei,
Erdbeschreibung, Schneiderei,
Pökeln, Häkeln, Weltgeschichte,
Stylversuche, Zieh'n der Lichte,
Buttern, Englisch, Weißes nähen,
Kranke pflegen, Spinnrad drehen,
Zeichnen, Singen, Zuckerklopfen,
Strümpfe, Gänse, Betten stopfen,
Ach und viel, viel Anderes noch
Müßt ihr lernen, gründlich doch,
Wollt ihr einst vor Gott bestehen
Und zufriedene Eltern sehen.
Wissenschaft und Wirthschaft sind
Zierde selbst dem schönsten Kind. D.

Die Blumenfarben unserer Wiesen. — Ueber die in einer Wiese vorkommenden Blumenfarben hat der Botaniker Anton Kerner v. Marilaun Untersuchungen angestellt und ist dabei zu folgendem interessanten Resultat gekommen: Selten betheiligen sich an der Buntheit einer Wiese alle Blumenfarben zugleich, meist herrschen neben dem Grün der Blätter nur noch zwei Farben vor, welche miteinander kontrastiren, wie z. B. Blau und Gelb, Violett und Orange, Roth und Weiß. Dies ist von Vortheil für das Fortkommen der die betreffenden Blumenfarben auf-

weisenden Pflanzen, weil unter zahlreichen gleichfarbigen Blüthen stets eine mit ihnen in der Farbe kontrastirende Blüthe von den für ihre Bestäubung sorgenden Insekten besser bemerkt wird, als eine jenen Blüthen ähnlich gefärbte. Es erklärt sich aus dem Umstande das eigenthümliche Verhalten gewisser Pflanzenarten, die ihre Blüthenfarbe in verschiedenen Gegenden — je nach der Blüthenumgebung — wechseln, ein Verhalten, welches z. B. bei Glockenblumen vorkommt, die sowohl violett als weiß gefärbt angetroffen werden können. Wenn sich Glockenblumen in der Nachbarschaft rothblühender Pflanzen — z. B. Nelken — ansiedeln, so werden sich die mit weißen Blüthen versehenen Stöcke zahlreicher fortpflanzen, als die mit violetten, weil jene von den Blumenbesuchern (den Insekten) besser inmitten der rothblühenden Nelken wahrgenommen werden als letztere und daher häufiger des Insektenbesuches und der Befruchtung durch die Insekten sich zu erfreuen haben. Damit wird in dem gedachten Fall die Vermehrung der weißblühenden Glockenblumen immer mehr um sich greifen, während die violettblühenden an jenen Stellen aussterben werden. Unter den Pflanzen mit orangegelben Blüthen würden dagegen die violettblühenden Glockenblumen bald die Oberherrschaft gewinnen. — Aus diesem interessanten Ergebniß geht wieder einmal hervor, welch' tiefer Sinn und welche Zweckmäßigkeit sich häufig unter der schönen und harmonischen Erscheinung der Natur verbirgt. H. Th.

Einige Ausprüche von Johann Nestroy. — Für den Humor dieses ausgezeichneten Komikers und Possenschreibers zeugen folgende Aussprüche: „Ich glaub' von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich hab' mich noch selten getäuscht."

„Armuth ist ohne Zweifel das Schrecklichste: mir dürfte Einer zehn Millionen herlegen, ich sollt' arm sein dafür, ich nähm' sie nicht!"

„Daß es Leute gibt, die auf einen Ball gehen, find' ich begreiflich; aber daß es Leute gibt, die einen Ball geben, das ist das, was mir ewig ein Räthsel bleibt."

„Wer tranchirt, ist entweder ein Esel oder ein Flegel! Behält man als Tranchirer das beste Stück für sich, so ist man ein Flegel, und behält man's nicht, ein — Esel . . ."

„Das scheint mir eben das Dumme und höchst Ungerechte zu sein: wenn die reichen Leut' nie wieder Reiche einladeten, sondern arme Leut, dann hätten Alle genug zu essen . . ." A. Sts.

Mißverhältniß. — Auf seiner Rückreise von Holland nach Rußland berührte Peter der Große auch das Gebiet des damaligen Reichsgrafen von Waldeck und wurde von diesem zur Tafel geladen. Da war denn nichts gespart worden, und der Tisch brach fast unter der Last der ausgewähltesten Gerichte. Als nach aufgehobener Tafel der Graf seinen Gast im Schlosse umhergeführt hatte, fragte er ihn schließlich, wie ihm der Bau gefalle.

„O," meinte Peter, „die Lage ist sehr angenehm, der Bau trefflich, und die Verhältnisse stimmen fast durchgängig, bis auf einen Fehler."

„Dürfte ich wohl bitten, mir denselben kund zu geben?" sagte der Graf.

Peter, der die unbedeutenden Einnahmen des Grafen sehr wohl kannte, erwiederte trocken: „Die Küche ist zu groß für Euch."
G. Sch.

Scharfrichterhumor. — Bei der Hinrichtung der Störtebeckerschen Seeräuber (1702) soll, wie die Chronik berichtet, der Hamburger Scharfrichter Rosenfeld mit seinen geschnürten Schuhen bis über die Knöchel im Blute gewatet sein, worüber ihm der anwesende Rath der Stadt „sein Bedauern ausgesprochen". Der rohe Gesell aber habe lachend erwiedert, daß er sich noch kräftig genug fühle, um augenblicks dem gesammten hochweisen Rathe die Köpfe vor die Füßen zu legen — welches ihm freilich die Herren „übel vermerket!" . . . A. Sts.

Gute Antwort. — „Wie viele Herren sitzen in Ihrem ‚Rathe der Zehn'?" fragte Ludwig XIV. einst den Gesandten der Republik Venedig.

„Vierzig, Eure Majestät!" erwiederte der höfliche Italiener, ohne eine Miene zu verziehen, und somit hatte er die königliche Albernheit hinreichend beantwortet. E. K.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage erschien:

Die geistige Entwickelung in der ersten Kindheit

nebst Anweisungen
für Eltern, dieselbe zu beobachten.

Von

Wilhelm Preyer.

Preis in Kartonnage-Umschlag Mark 4.—

Die Bedeutung des Autors und der allgemein interessierende Stoff entheben uns jeder weiteren Empfehlung. Es ist ein Buch für Eltern und Erzieher und sollte in keiner Familie fehlen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.

Nashornvögel.

Mit Illustrationen von **A. Friese, G. Mühel, Fr. Specht** u. a.

Preis elegant gebunden M. 12. —, brosch. M. 10. —

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Bücherschrank keiner deutschen Familie fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0053
Uni chaft

in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

In Prachtband gebunden 20 Mark.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor bietet uns hier eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpenwelt. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste sich mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art,

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Das Werk ist auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

1992
Filmed by Preservation

In den meisten Buchhandlungen zu

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.

Kronenkranich.

Mit Illustrationen von **A. Friese, G. Mützel, Fr. Specht** u. a.

Preis elegant gebunden M. 12.—, brosch. M. 10.—

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Bücherschrank keiner deutschen Familie fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0053

Uni[illegible]chaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

In Prachtband gebunden 20 Mark.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor bietet uns hier eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpenwelt. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen die erste sich mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art,

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Das Werk ist auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Filmed by Preservation 1992

In den meisten Buchhandlungen zu haben.